

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.



Jahrgang 1819.

Erstes Januar-Heft.

Nro. 1.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Gesammelt

von

Heinrich Zschokke,

Mitglied des großen Rathes und Oberaufseher der Forsten und Bergwerke im eidsgenössischen Freistaat Aargau.

Jahrgang 1819

Januar bis Juni.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Die politischen Parteien in Frankreich nach der Räumung des Gebiets von der fremden Besatzung, im Wintermonat 1818.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der wirklichen Lage Frankreichs, daß sehr viele Leute sind, die nicht wissen, zu welcher Partei sie gehören. Nimmt man das Wort Partei in seiner unschuldigsten und allgemeinsten Bedeutung nach Beendigung großer Staatsumwälzungen, so gehört ohne Zweifel Jedermann einer Partei an, weil Niemand ist, der nicht Interessen und Meinungen angenommen hätte, die ein Theil seiner Mitbürger gleichfalls hegt, und die von andern bestritten werden. Da nun aber solche Staatsumwälzungen alsdann erst vollendet sind, wenn die stärkere Partei ihres Sieges völlig sicher und die schwächere hinwieder von ihrer Niederlage sattsam überzeugt ist; so muß es ohne anders wichtig sein, daß Jeder wisse, welcher Partei er angehört, weil, wofern er sich hierin irrt oder ungewiß ist, sehr leicht geschehen kann, daß sein Betragen diejenigen Interessen und Grundsätze, welche eigentlich die seinigen sind, vielmehr gefährdet als befördert, und daß dadurch auch das Ende der Staatsumwälzung verzögert wird.

Einsichtsvollen Regierungen muß daran gelegen sein, diese Gefahr abzuwenden, und jedem ihrer Bürger klar zu machen, welcher Partei er angehört. Dazu aber mögen sie alsdann am sichersten gelangen, wenn sie die Hauptgrundsätze und die vorherrschenden Interessen, welche die Parteien eigentlich vereinbaren, klar zu Tage legen, so daß, indem die Beschaffenheit und die Richtung derselben offenbar sind, kein Zweifel weiter obwaltet, die Schattirungen verschwinden, und jeder weiß, wohin er gehört, um mit den Gleichgesinnten dem gemeinsamen Ziel entgegen zu gehen.

Unverständige Regierungen bringen umgekehrt Verwirrung in die Sachen, welche aus diesen hinwieder sehr bald in Geist und Betragen der Menschen übergeht; ihre Unentschlossenheit ist ansteckend; ihr Wankelmuth erschüttert oder zerstört auch wohl vollends die zweckmäßigsten und aus der Natur der Dinge selbst hervorgehenden Vereinbarungen. Statt die Parteien zu gruppiren und sie durch Einsicht und Umfassung ihrer wahren Interessen zu konzentriren, arbeiten sie vielmehr darauf hin, dieselben nach allen Richtungen zu zerstreuen, und endlos zu zerstückeln; sie veranlassen neue eingebildete Parteien unter den wirklichen, so daß Leute, die im Grund

und so zu sagen von Rechtes wegen vereint sind, doch in der That oder faktisch getrennt, vielleicht sogar einander gegenüber stehen, und zuletzt Keiner mehr weiß, wo er steht, und wohin er geht.

Die merkwürdige Schrift eines trefflichen Mannes, des Hrn. Camille Jordan (von Lyon): La session de 1817; aux habitans de l'Ain et du Rhone (Paris, Delaunay 1818, 8.) scheint zunächst den Zweck zu haben, in diese dunkle Verwirrung Licht und Klarheit zu bringen. Ihr Verfasser geht von der unbezweifelten Thatsache aus, daß nur zwei Parteien in Frankreich vorhanden sind; er spricht ihre unterscheidenden Merkmale aus, und prüft alsdann, nach Anleitung derselben, die Abtheilungen, Unterabtheilungen und Schattirungen der Parteien, die in Frankreich wahrgenommen wurden, um jede bei ihrem richtigen Namen zu nennen, und um jeden, der sich, ohne es selbst zu wissen und unfreiwillig vielleicht, von seiner Fahne verirrt oder getrennt hat, zu dieser zurückzurufen.

Niemand ist, der nicht von Ultra-Royalisten reden hörte, von gemäßigten Royalisten, von Ministeriellen, von Konstitutionellen, von Doctrinalen, Liberalen, Ultra-Liberalen, Jakobinern u. s. w., und wer sollte beim Anhören dieser Namen aller nicht glauben, Frankreich sei von einem neuen Schwindelgeist ergriffen? Sollte es denn aber wirklich der Fall sein, daß die Franzosen, über jene Zwietrachts-Elemente hinaus, die als Erbstück der Vergangenheit unter ihnen angetroffen werden, deren noch weitere neue zu erschaffen bedacht, und die Interessen, Meinungen und Verhältnisse, welche ihrer Natur zufolge vereint sein und bleiben sollen, zu trennen und zu verwirren bestrebt sind?

Zuverlässig ist dies nicht der Fall, und die einstweilige Unruhe wird vorübergehen; aber ihr wenn auch noch so kurzes Dasein, oder auch nur der Anschein desselben, sind unstreitig ein großes Uebel, und es ist ein verdienstliches Werk, dagegen anzukämpfen, indem man die Arglist, die Fehler, die Irrthümer und die Mißgriffe aufdeckt, welche dasselbe herbeigeführt haben.

Zwei Dinge scheinen in diesem Kampfe vorzüglich wichtig zu sein; vorerst muß klar und fest gezeigt werden, daß es nur zwei Parteien in Frankreich gibt, und hernach soll, zur Bezeichnung der obsiegenden oder Nationalpartei das umfassendste Sinnbild, wenn ich mich so ausdrücken darf, gebraucht werden; ich meine nämlich dasjenige, welches vorzugsweise geeignet ist, alle die zu umfassen und zu vereinbaren, die in der That und durch das Verhältniß ihrer Lage allein schon jener Partei anzuhören im Fall sind.

Es gibt in Frankreich entweder nur zwei Parteien, oder es gibt ihrer hundert. Will man den Namen Partei jeder größern oder kleinern Zahl Menschen geben, die nicht Alles, so wie es ist, gleichmäßig und aus den gleichen Gründen gutheißen, denen nicht Alles gleich am Herzen liegt, die vielleicht für diesen oder jenen Eigennamen, für diese oder jene Regierungsform einige Vorliebe und Neigung tragen, die Einiges bedauern und Anderes wünschen — dann ist wahrscheinlich, daß man mit Aufzählung der Parteien nicht zu Ende kommt. Allein so darf man nicht, das Mikroskop und Zergliederungsmesser in der Hand, zu Werke gehen, wenn man

Staatsgesellschaften prüfen und die darin vorkommenden Parteien unterscheiden will: diese haben eine breitere Stellung und tiefere Wurzeln. Alle diejenigen, welche von Eigennamen abgesehen, in einer bestimmten Gesellschaftseinrichtung und Verfassung die Befriedigung und Gewährleistung ihrer wesentlichen Interessen finden, gehören zur nämlichen Partei; sie werden dies auch zuverlässig bald einsehen, wofern das ihren gemeinsamen Bedürfnissen zusprechende System in der That festen Fuß gewinnt und sich unzweideutig entwickelt; gewiß werden alsdann die Schattirungen der Neigungen, Meinungen und Absichten, welche Trennungen unter ihnen zu begründen schienen, entweder in Kurzem ganz verschwinden, oder doch völlig unbedeutend werden.

Anstatt also durch kleinlichtes Ausfragen der Einzelnen das Geheimniß, welcher Partei sie den Vorzug einräumen, ausmitteln zu wollen, thut man unstreitig viel besser, ihre Lage über die Partei, der sie angehören müssen, zu befragen, und man kann versichert sein, daß der Sieg dieser Partei im Grunde das ist, was sie wünschen und womit sie sehr zufrieden sein werden.

Von dieser Ansicht ausgehend, wollen wir die Abtheilungen und Unterabtheilungen der Parteien, welche man so häufig nennen hört, durchgehen, und wir wollen prüfen, ob sie in der That auch richtige Grundlagen haben, oder ob ihr vereinzeltes Dasein nicht auf einem Mißverstand beruht, der gehoben werden kann, und auf einer Verwirrung, die der Heilung bedarf, und derselben aber auch leicht empfänglich sein wird.

Ich mache mit den **Jakobinern** den Anfang, um das furchtbarste und grillenhafteste Gespenst zuerst zu beseitigen. Jakobiner gibt es unzweifelhaft; es hat ihrer zu allen Zeiten gegeben, und sie finden sich überall. Die Staatsgesellschaft enthält nämlich immer eine Anzahl Menschen, die sich nach Unordnung und Verwirrung sehnen, denen jede Regierung, alle Gesetze und alle Pflichten unerträglich sind, deren einziges Streben auf die Befriedigung schändlicher oder wilder Leidenschaften gerichtet ist. Jakobiner gibt es also gewiß; es gibt aber auch Diebe, Mörder, Brandstifter, und mir ist nicht bekannt, daß Staatsgesellschaften oder die Regierungen derselben ihr Dasein ernstlich durch jene bedroht glauben. Es fragt sich also nicht, ob es Jakobiner gibt, sondern die Frage ist, ob eine Partei vorhanden ist, welche die Verhältnisse vom Jahr 1793 zurückbringen könne und wolle, die damit umgeht und die Hoffnung nährt, ihre Herrschaft auf Revolutionsgerichte und Revolutionsausschüsse, auf ruchlose und unsittliche Lehrsysteme, auf Papiergeld, Requisitionen, Krieg und Aechtung aller derer, welche Talente, Ansehen und Reichthümer besitzen, gründen zu können. So war die Jakobinerpartei beschaffen, welche wir gekannt haben; dies alles bedurfte sie, um achtzehn Monate lang Frankreich zu beherrschen, und seit zwanzig Jahren ist sie in der öffentlichen Meinung geschändet, mit dem öffentlichen Fluche belastet und von der öffentlichen Gewalt zertrümmert. Von den Menschen, die ihr fern oder nahe angehörten, haben Tod, Erfahrungen und Schicksale ihr alle die entzogen, welche einigermaßen wichtig schienen; alle haben sich bei jeder Gelegenheit in die Wette bestrebt, sie zu verläugnen; finstere Schmach deckt die übrigen, und dies zwar in solchem Grad, daß, wo ihr Name ausgesprochen wird, man mit einer Art Verwunderung inne wird, daß solch

ein Mensch noch am Leben ist; der Parteiname selbst endlich ist zum gräulichsten aller Schimpfnamen — „aux plus cruels partis la plus cruelle injure“ — geworden, so daß, nicht um sich vor Tod und Exil, sondern um sich vor der damit verbundenen Schmach zu schützen, niemand sich findet, welcher nicht größern Abscheu darob empfindet, als einst ob dem Namen Royalist, zur Zeit wo dieser aufs Schaffot führte.

Will man aber vielleicht Jakobiner solche Leute nennen, die an den Ereignissen der Staatsumwälzung thätigen Antheil nahmen, sich darin Ansehen und Reichthümer erworben, Stellen bekleidet oder in Verhältnissen gestanden haben, die sie auf eine einflußreiche Stufe hoben, so daß sie sich nunmehr als persönlich in der Sache der Staatsumwälzung befangen betrachten, hinsichtlich auf Gewährleistungen mißtrauischer oder schwieriger zu befriedigen als andere sind, und die sich auch wohl Mühe geben, vormals erworbene Verbindungen und den Einfluß, welchen sie besitzen, zu Vertheidigung und Verbreitung solcher politischer Meinungen, Ansichten und Urtheile zu benutzen, die sie ihren Interessen angemessen zu sein erachten? In diesem Falle sei es mir erlaubt zu sagen: man muß wenig Scharfsinn besitzen, oder geringe Erfahrung in der Welt haben, um nicht einzusehen, daß solche Personen natürliche und nützliche Bundesgenossen einer verständigen Regierung sein können. Es müssen dieselben allerdings beruhigt sein, das gebe ich gerne zu; anködern und betrügen lassen sie sich nicht, das gebe ich gleichfalls zu; mit Versprechungen, schönen Worten und mit zweideutigem Benehmen fertigt man sie nicht ab; sie sind auf ihrer Hut und lächeln, wofern man sie überlisten will. So wie sie aber hellsehend in Unterscheidung dessen sind, was ihnen Noth thut, so wissen sie auch recht gut, was ihnen genügen kann. Es sind weder Hitzköpfe noch störrige Leute; sie haben Vieles gesehen, Vieles erfahren; sie sind manchmal in bangen Sorgen gestanden; sie haben Dinge und Menschen kennen gelernt; sie wissen, wie es in der Welt geht; sie träumen nicht und machen keine neuen Plane; ihre Lage ist so, wie sie ihren Wünschen gemäß sein soll; sie wollen dieselbe nicht einer neuen Ungewißheit preisgeben; sobald diese von der Regierung anerkannt und dadurch gesichert ist, so werden sie recht gut hinwieder auch Alles, was der Regierung Bedürfniß ist, einsehen; sie fühlen recht gut, daß das System von Interessen, oder die Ordnung der Dinge, welcher sie angehören, nicht durch Unordnung befestigt werden mag; sie sind gar wohl geeignet, einer verständigen und geregelten Leitung zu folgen; sie sind nicht Feinde der Gewalthaber, sondern sie werden diese, sobald sie ihr Zutrauen gewonnen haben, vielmehr durch ihren Beifall und durch ihr Ansehen aufrichtig unterstützen helfen. Wer im Fall gewesen ist, die Lage der Dinge in Frankreich, so wie sie wirklich ist, zu beurtheilen, der konnte wohl nicht anders, als sich von der Bedeutsamkeit sowohl als von der politischen Klugheit dieser Menschen überzeugen; sie finden sich in allen Gegenden des Königreichs, und überall wird man die gleiche vernünftige Stimmung bei ihnen wahrnehmen; allenthalben sind sie ruhig und zufrieden, und eine zahlreiche untergeordnete Klasse fühlt sich in ihrem Gefolge hinwieder beruhigt und sicher. Ich frage nun, ob einer Regierung, welche den Grundsätzen und Interessen des neuen Frankreichs huldigt, der

Einfluß und die Mitwirkung solcher Personen nicht erwünscht und wohlthätig erscheinen müsse, und ob sie sich ihrer nicht recht gerne bedienen sollte?

Ich gehe zu den Ultra-Liberalen und Liberalen über, die ich zusammenfasse, weil ich die Schattirung, welche sie von einander trennt, kaum anzugeben vermöchte. Es sind dieselben überhaupt solche Menschen, an die sich wenig oder keine revolutionären Erinnerungen knüpfen, und die zunächst durch ihre Meinungen der Sache der Freiheit zugethan sind. Gewöhnlich werden ihnen zweierlei Vorwürfe gemacht. Sie sollen einerseits die Dynastie der Bourbons mit dem neuen Frankreich unverträglich achten, in der Restauration immer nur die drohende Gegenrevolution sehen, und demnach Feinde der Legitimität sein. Andererseits dann aber sollen sie unausführbaren, mit den monarchischen Institutionen unverträglichen Theorien, auch wohl der Republik und den Dingen, die dahin führen, zugethan sein. Wir wollen diesen letztern, als den gewöhnlichsten und scheinbarsten Vorwurf, zuerst würdigen.

Ob es unter den Bekennern der sogenannten liberalen Ideen einige gibt, welche die Republik allein nur befriedigen könnte, weiß ich nicht; die Sache ist möglich und ich habe kein Interesse, sie zu läugnen. Um aber begründete Besorgnisse daraus zu schöpfen, müßte von zwei Dingen eines sein: entweder soll man annehmen, Völker und politische Parteien werden durch Grillen gebildet und regiert, ohne praktischen Zweck, ohne reelles und allgemeines Interesse; oder man muß die Ansicht hegen, die republikanische Form besitze, der repräsentativen Monarchie gegenüber, einen Vorzug, der sich hinlänglich groß, entschieden wichtig und allgemein nützlich darstelle, um den Willen eines Volks oder einer ganzen Partei lenken zu können. Die erstere Voraussetzung beantwortet sich leicht durch Erfahrung und Geschichte. Wo fände sich zu irgend einer Zeit oder bei irgend einem Volke ein Beispiel, daß eine Nation, durch theoretische Grillen geleitet, und ihren Philosophen zu gefallen, ihre Regierungsform verändert hätte? Wohl kenne ich Philosophen, die den wirklichen Bedürfnissen der Völker Theorien angepaßt haben; aber Staatsgesellschaften, welche ohne positives Interesse, sich muthwillig und gutmüthig zum Versuchsstoffe der Theorien ihrer Philosophen überliefert hätten, gibt es keine und kann es keine geben. Staatsumwälzungen bedürfen materiellerer Ursachen, als Spekulationen und Bücher sind; es müssen dringende und überwiegende Gründe vorhanden sein, die eine Veränderung der politischen Einrichtungen oder des Staatsgebäudes erheischen. Wo diese Gründe und Interessen vorkommen, da veranlassen dieselben Bücher; hingegen aber mögen Bücher nicht umgekehrt jene veranlassen; und wenn der Staat der Republik nicht bedarf, so werden alle Theorien der Welt ihn um keinen Schritt derselben näher zu rücken vermögen.

Bedarf man ihrer aber? Ist es wahr, daß zu Befriedigung nationaler Wünsche und Bedürfnisse die republikanischen Formen erforderlich geachtet würden? Ist es der Fall, daß die verfassungsmäßige Monarchie, richtig begriffen und aufgefaßt, durch die sogenannte demokratische Tendenz, die man der liberalen Partei zum Vorwurf macht, bedroht wäre?

Wofern man mit dem Hauptwort Monarchie einen dem Beiwort verfassungsmäßig

widersprechenden Begriff verbinden will; wenn man zum Beispiel unter jenem Namen der Regierungsgewalt ein göttliches Recht, der Staatsgesellschaft Privilegien und der öffentlichen Verwaltung Willführ zum Grunde legen will, alsdann gebe ich zu, daß man für eine solche Monarchie Besorgnisse hegen kann, nicht der Republik, aber des Zeitgeistes wegen, und um aller der Meinungen und Bedürfnisse willen, von denen derselbe ausgeht, so wie hinwieder um aller der Folgen willen, die er bereits gehabt hat. Mit gutem Grund mag man in diesem Fall allerdings den demokratischen Geist, die liberalen Ideen und die republikanischen Grundsätze bejammern; denn wofern Demokratie, Republikanismus und Liberalismus in der Nichtanerkennung des sogenannten göttlichen Rechtes, der Privilegien und der Willführ bestehen, so ist nicht zu läugnen, daß die Welt hieran krank liegt. Auch ist man alsdann wohl berechtigt, beim Gedanken an die Zukunft zu zittern; denn, mag diese nur auch Einherrschaft oder Vielherrschaft, Erb- oder Wahlreich bringen, jene Monarchie, der man den Scheinnamen verfassungsmäßige gab, wird immer gleich schlecht dabei fahren. Nimmt man die Sachen hingegen einfach und redlich für das, was sie sein sollen; will man nicht unverträgliche Dinge zu verbinden, und das göttliche Recht unter dem Namen der Monarchie mit dem Vernunftrecht unter jenem der Verfassung zu vereinbaren suchen; ist man darüber einverstanden, daß das Gemeinwohl der Zweck, und die vernünftige Einsicht die Regel und Vorschrift für alle Gewalten sein sollen: alsdann frage ich, was bleibt für Grund übrig, um die Demokratie, die Republik und die Zukunft zu fürchten? Die verfassungsmäßige Monarchie, ihrem wahren Geist nach begriffen, muß als eine Regierung erscheinen, welche auch die schärfste, im Sinne des Gemeinwohls und der Vernunft vorgenommene Prüfung keineswegs scheuen darf. Sie beruht auf der erwiesenen Thatsache, daß verschiedene anerkannte, sowohl äußere als innere Gesellschaftsverhältnisse ein erbliches und mit überwiegender Kraft ausgerüstetes Staatsoberhaupt erheischen. Ist diese Thatsache einmal ausgesprochen, anerkannt und unverletzlich geachtet, so müssen, in der Monarchie wie in der Republik, alle fernern Institutionen und Gesetze in dem Gemeinwohl und in der Gerechtigkeit ihre einzige Grundlage und den alleinigen Maasstab ihrer Legitimität finden.

Ich kann nirgends, weder in den sogenannten liberalen Ideen, noch in dem, was man republikanische Ansichten heißt, irgend etwas Feindseliges oder die ächte verfassungsmäßige Monarchie, diese einzig für Frankreich passende und gewünschte Regierungsform Bedrohendes wahrnehmen. Wohl bemerke ich in den wirklich bestehenden Zeitverhältnissen eine gewisse Zahl irriger Begriffe, verkehrter Stimmungen und unordentlicher Gewöhnungen, die, wofern sie obsiegen würden, der Staatsgesellschaft gefährlich werden könnten; dies würden sie aber gleichmäßig jeder Regierung werden, ihre Form mag aristokratisch, republikanisch oder wie immer beschaffen sein. Man muß also gegen jene ankämpfen, nicht weil sie antimonarchisch sind, was hier keinen Sinn hat, sondern weil sie antisocial sind, was zu allen Zeiten und unter allen Umständen eine gleiche Bedeutung hat und gleich wichtig ist. Man fürchtet, die Richtung des

Zeitgeistes sei so beschaffen, daß der Regierung das ihr nöthige Ansehen und die Kraft, deren sie bedarf, entzogen werden, daß die höheren Stände gegen den unruhigen Geist der unteren nicht gesichert bleiben, daß Grundsätze, welche die Gesellschaftsbande auflösen, verbreitet werden; es kann sein, daß dem so ist; man zeige dann also die Gefahr, man beweise ihr Dasein und man kämpfe dagegen an; aber um dies zu thun, gehe man vom Standpunkte des Gemeinwohls, der Gerechtigkeit und der Vernunft, nicht aber von dem eines angeblichen monarchischen Interesse aus; denn, wiederholt gesagt, es ist die wahre konstitutionelle Monarchie dabei durchaus nicht sonderheitlich oder eigenthümlich gefährdet: die Republik, wenn eine solche vorhanden wäre, würde es nicht minder sein.

Es ist also jene Unterscheidung monarchischer und republikanischer Grundsätze, welche am geflissensten von denen unterhalten wird, die sich vor ihren Folgen am meisten fürchten, anders nichts als kindischer Unverstand; und es muß derselbe um so auffallender erscheinen, wenn man bedenkt, daß während die republikanische Stimmung schon ohnedies als stark und mächtig dargestellt wird, man ihr den Alleinbesitz oder das Monopol einer großen Zahl solcher Gefühle, Begriffe und Institutionen übergeben und eigentlich zurückstellen will, die vernünftig, gerecht und national sind, die der konstitutionellen Monarchie eben so gut mögen angepaßt werden, wie der Republik, und vor denen man sich einzig nur darum fürchtet, weil sie einst irgendwo im Begleit der republikanischen Formen bemerkt wurden. Es hat Frankreich, wie zu Tage liegt, durch die Charte eine repräsentative Regierung erhalten. Wenn sie konsequent sein wollen, müssen jene Leute dies für einen Irrthum erklären, weil das repräsentative System nicht monarchisch ist. Das Gleiche werden sie vom Jury, von der Preßfreiheit, vom Recht der Petitionen sagen; so daß am Ende, mittelst dieses Läuterungstiegels, die konstitutionelle Monarchie nach und nach gänzlich verschwinden wird. Was bleibt alsdann übrig? Zuverlässig die Republik nicht, aber ich zweifle sehr, daß es eine feste und dauerhafte Monarchie sein könnte.

Sind aber diejenigen nicht bessere und wichtigere Freunde der Monarchie, die behaupten, es möge sich die Republik keines wahrhaften und nationalen Vortheiles rühmen, den nicht auch jene zu besitzen im Stande sei? — die glauben, alles was gerecht und dem Gemeinwesen nützlich ist, steht mit der monarchischen Form keineswegs im Widerspruch, und bedrohe dieselbe hinwieder auch eben so wenig? — die der Meinung sind, der Grundsatz der Erblichkeit des Thrones und eine stärkere Zentralgewalt, seien die zwei einzigen die monarchische Institution unterscheidenden Verhältnisse; und die weiterhin darzuthun streben, daß einerseits jener durch das Gemeinwohl gebotene Unterschied auch in den Augen der Vernunft sich vollkommen rechtfertigt, daraus keinerlei nachtheilige Folgen für die Staatseinrichtungen hervorgehen? Unstreitig sind diejenigen, welche so denken, dann auch keineswegs der Meinung, daß die Gewährleistungen der Freiheit sowohl als der Ordnung, unter beiden Regierungsformen in völlig ähnlichen Einrichtungen gesucht werden müssen; auch hierin sind sie vielmehr einverstanden, für die

Verschiedenheit der Mittel; hingegen sind sie dann aber völlig überzeugt, daß der letzte Zweck in beiden der nämliche ist, daß die Bedingnisse, unter denen er allein nur erreichbar ist, gleichmäßig erfüllt, daß die Erfordernisse des Gemeinwohls und die Grundsätze des Rechts der Einzelnen, gleichmäßig befriedigt werden müssen; und diesen Zweck, hoffen sie, werde das nunmehrige Frankreich, zur großen Ehre und Vortheil der Monarchie erreichen können.

Hiervon die liberale Partei zu überzeugen, scheint mir eben so nothwendig, als leicht zu sein, zumal die meisten ihrer Glieder auch bereits schon davon überzeugt sind. Auf diesem Weg allein können Annäherung und Einverständniß mit ihr zu Stande gebracht werden. Ich weiß gar wohl, daß auch diese Partei, wie jede andere, von Vorurtheilen und Irrthümern nicht frei ist. Die Frage aber, um die es sich hier handelt, ist diese, ob nicht durch Erfüllung alles dessen, was wahr und was recht ist, das Falsche und Gefährliche in so engem Raum möge zusammengedrängt werden, daß es alsdann ohne bedeutenden Nachtheil darin belassen werden kann? Nun mag ich mich aber in Frankreich umsehen, wo ich will, selbst auch bei denen, die nicht ganz ohne Grund Parteimänner heißen können, so bemerke ich doch in der That nur sehr wenige ungereimte Meinungen über Staatsverfassung und öffentliche Gewalten Ich kann nicht finden, daß die Erfahrung, einem unfruchtbaren Orkane gleich, über diesem Volke hingezogen sei, sondern ich glaube vielmehr allenthalben, theils von ihr ausgestreute fruchtbare Keime, theils auch schon reifende Früchte derselben wahrzunehmen. Nur darf man sich nicht täuschen; es werden jene Keime sich nicht entwickeln, und es mögen diese Früchte nicht gepflückt werden, ohne Zuthun der Grundsätze und der Interessen, auf denen die Revolution beruht; vergeblich würde man sich ihrer bemächtigen wollen, um entgegengesetzten Grundsätzen und Interessen damit das Uebergewicht zu verschaffen; sie würden in diesem Fall schnell verwelken und zu Grunde gehen. Es hat das aus der Revolution hervorgegangene Frankreich allerdings Erfahrungen gesammelt, die es aber nicht zum Vortheil der Gegenrevolution zu gebrauchen gemeint ist.

Die Anschuldigungen, welche man der liberalen Partei macht, beschränken sich indeß keineswegs auf republikanische Theorien und Ansichten Wie befriedigend auch dargethan sein mag, daß jene keineswegs die Republik verlangt, und daß sie vielmehr von der Nothwendigkeit, Rathsamkeit und Güte der Monarchie völlig überzeugt ist: so wird alsbald von gewissen Seiten her ertönen: Es mag sein, aber sie sind der legitimen Monarchie nicht zugethan.

Ich verhehle mir keineswegs, daß es allerdings eine Anzahl Menschen, oder wenn man will, eine Partei in Frankreich gibt, welche gegen die Bourbonische Dynastie eine Antipathie hegt, und sich nach ihrem Sturze sehnt. Es ist dies eine vorgesehene, offenbare, unausweichliche Thatsache Wenn dieselbe aber erkannt und ausgesprochen ist, so bleibt noch etwas weiteres zu thun übrig, — man muß ihre Ursachen erforschen. Wozu hilft die Erkenntniß des gefährlichen Verhältnisses, wenn man dasselbe nicht zu zerstören trachtet? Um es aber zu zerstören, muß man nicht das Verhältniß selbst und unmittelbar angreifen, weil es dadurch eher befestigt

als erschüttert wird; man muß seine Quellen ergründen, um durch deren Austrocknung jenes am sichersten zu vernichten.

Die Bourbonische Dynastie hat zweierlei Gegner; einerseits die Liberalen, die glauben, es werde dieselbe nie so aufrichtig und so vollständig sich mit den Grundsätzen und Interessen des neuen Frankreichs versöhnen, daß diese Grundsätze und Interessen unter Bourbonischem Zepter ruhig leben mögen; andererseits die Buonapartisten, deren persönliche Interessen durch die Restauration gelitten haben, und die für ihren Verlust nicht entschädigt werden können noch sollen.

Des Uebels Quelle liegt also für jene in den Besorgnissen, welche die Restauration bei ihnen erweckt, für diese in den Hoffnungen, die sie zerstört hat.

Was die argwöhnischen Liberalen betrifft, so ist die Frage einfach; entweder ist ihr Argwohn unüberwindlich, und alsdann . . .; aber wer könnte an unüberwindlichen Argwohn gegen eine Gewalt (Autorität) glauben, die Alles, was im Sinn der Interessen, wovon hier die Rede ist, mit Recht gefordert werden kann, einzuräumen entschlossen ist. Man erinnere sich, wie wir die Ausgewanderten, nach zehnjähriger Proskription und lebensgefährlichen Verfolgungen, in Frankreich zurückkehren sahen, unter einer Regierung, die aus der ihnen so feindlichen Revolution hervorging, und aus Personen bestand, von denen sie das Schlimmste zu fürchten gewöhnt waren; wie wir dieselben wenige Jahre nachher beruhigt und eben jener Regierung völlig vertrauend, sich im Krieg und Frieden ihrem Dienste, mit eben so viel Eifer als Zuversicht widmen sahen; wer möchte nach solch einem Beispiele behaupten, daß die Furcht endlos und der Argwohn unaustilgbar sein können! Wahrlich man müßte mit der menschlichen Natur und den wahren Bedürfnissen des Lebens wenig vertraut sein! Die Völker trachten nach Sicherheit und der Argwohn selbst geht aus dem Bedürfniß der Ruhe allein nur hervor. Man ist nicht unruhig, um ruhig zu sein, und man zittert nicht, um zu zittern; durch beides will man eine Lage erzielen, in der Unruhe und Furcht aufhören sollen. Wer den Menschen diese Lage verschafft, dem werden sie vielen Dank dafür wissen, daß er ihnen das mühsame Streben darnach erspart hat. Warum haben die königliche Verordnung vom 3. Herbstmonat, das Wahlgesetz und das Gesetz über die Werbung, und die Verordnung über die Nationalgarde vom 30. Herbstmonat letzthin, dem französischen Volke und auch den erklärtesten der Liberalen eine so große Freude gemacht? Zuverläßig nur deshalb, weil sie in jeder dieser Maßnahmen einen neuen Annäherungsschritt zu dem Systeme wahrnahmen, worin, ihrer Ueberzeugung nach, Frankreich allein nur Ruhe und Sicherheit finden mag. Ist es nicht offenbar, daß so wie ein Departement einen Vorgesetzten und Verwalter erhält, der die neuen Interessen zu beruhigen und zu befriedigen geeignet ist, daselbst alsbald auch, jede von ihnen herrührende Unruhe und Besorgniß verschwanden? Warum sollten sie unruhig sein, wenn nichts sie in Unruhe versetzt; warum sollten sie bedrohen, wenn nichts sie bedrohet? Wir wiederholen nochmals, die Völker gehen einer Staatsumwälzung nicht entgegen, wie sie zu einem Feste gehen; lange, sehr lange Zeit, ehe

sie sich ihr hingeben, beschwören sie die Machthaber, auf daß sie einen so bittern Kelch von ihnen abwenden. Und wahrlich, es liegt dies in der Gewalt der Machthaber; sie können, nach Gutbefinden, jenen Kelch anfüllen oder zerbrechen; so wie sie im Besitz der materiellen Kräfte der Staatsgesellschaft sind, so können sie auch alle sittlichen Kräfte damit vereinen, wofern sie darthun, daß sie anders nichts als ihre Aufnahme zu befördern und ihre Stellvertreter zu sein entschlossen sind. Wer wird glauben, daß sich irgendwo ein Volk oder eine Partei fänden, die unverständig genug wären, um das Gute, welches Ordnung und Friede ihnen darbieten, von der Unordnung und vom Krieg zu verlangen?

Dazu kommt noch ein der neuern Zeit eigenthümlicher Umstand, wodurch Argwohn und Mißtrauen ungleich heilbarer werden. Es sind weniger die Eigennamen, als die Institutionen vielmehr, in denen man die verlangten Gewährleistungen sucht. Ein Eigenname, mit seinen Vortheilen und Nachtheilen, ist ein Faktum, eine früher gegebene Thatsache, die man nicht erwerben und von der man sich nicht losmachen kann. Als Heinrich IV. sich mit der Ligue aussöhnte, konnte er seinen Namen nicht ändern, er blieb Heinrich, der Bearner, der König von Navarra; und im damaligen Zustand der Staatsgesellschaft konnte er der Ligue nur seinen Karakter und sein Betragen als Garantie darbieten; so daß für jedes Wort und für jede Maasnahme, eine einzige Person, Tag für Tag, verantwortlich blieb. Gegenwärtig sind die Verhältnisse viel günstiger. Es ist nicht mehr eine einzelne Person, die ihren Namen nicht ändern kann, sondern es sind Institutionen und Gesetze, welche jedermann, heiße er wie er will, geben oder machen kann, von denen die Völker die Gewährleistung ihrer Interessen und ihrer Rechte verlangen. So wie nun aber die Eigennamen heutzutage lange nicht mehr so wirksame Regierungsmittel sind, so können sie hinwieder auch bei weitem nicht mehr so bedeutende Hindernisse wie vormals sein; und es ist ein eben so großer Irrthum zu glauben, eine Regierung sei gefährdet, weil sie den einen und nicht den andern Namen trägt, als hinwieder anzunehmen, sie könne durch ihren Namen allein schon zu Stande kommen und sich erhalten.

Alles kommt darauf zurück: die Legitimität wird durch einen Theil der vergangenen Dinge begünstigt; andere hingegen können ihr nachtheilig werden; diese letztern werden jedoch nicht hindern, daß wofern sie dem Volk durch ein seinen Bedürfnissen entsprechendes System von Institutionen und Verwaltungsanordnungen Befriedigung gewährt, dieses nicht bald zu der Ueberzeugung gelange, daß es Zutrauen fassen und im Frieden leben kann. Ich verlange nicht, daß man sich hinsichtlich der Interessen der Revolution beruhigen soll; ich verlange, man soll diese beruhigen. Wer sich fürchtet, der nimmt allerdings eine feindselige Stellung an; aber wer das Mittel, die Furcht zu heilen, in der Hand hat, der darf über jene Gegner nicht erschrocken sein. Die Liberalen haben es selbst kein Hehl: nehme man ihnen den Vortheil weg, für Beschützer derer zu gelten, die Besorgnisse hegen, so wird man alsdann sehen, ob sie noch Anwerbungen machen und Feindschaften unterhalten werden.

Anders verhält es sich mit den Buonapartisten. Während die Liberalen nur solche Grundsätze und Interessen ansprechen, die auch Frankreich anspricht, so sind die Buonapartisten hingegen, um einigen Kredit zu erlangen, genöthigt, die ihrigen zu verbergen. Eigentlich sind sie anders nichts, als die Ultra's des Kaiserthums; wie die Ultra, so träumen auch sie von ihrer alten Ordnung, von ihrer Legitimität göttlichen Rechtes, und von ihrer Aristokratie; eben so wie jene, beklagen auch sie den Verlust der Pracht des Hofes, der Freuden der Etikette, der Vorrechte der Stärke und der Annehmlichkeiten der Willkühr. Wenn man sie auf diese Art bezeichnet, so ergibt sich schon sattsam, daß ihre Zahl nur klein sein kann; denn es wäre wohl lächerlich und ungereimt, alle die Buonapartisten nennen zu wollen, welche einst der Regierung Buonapartes, und der Sache Frankreichs, das seinen Befehlen gehorchte, dienten. Buonapartisten sind nur jene, deren persönliche Interessen mit der Sache des Mannes und seines Systems vereinbart geblieben sind. Man kann sie einzeln von der Verbindung lostrennen; von der Partei hingegen ist nichts zu hoffen, und es ist nichts mit ihr anzufangen; gleich den Ultra's wird sie ihre eigene Sache alsdann erst aufgeben, wenn ihr keine Hoffnung weiter übrig bleibt. Ihr verdecktes Spiel wird inzwischen fortdauern, und abwechselnd wird sie den einen Tag ihr Wesen auf Kosten der Royalisten, den andern auf Kosten der Liberalen treiben, deren Namen, Ansehen und Sprache sie sich anmaßt. Es trägt diese Partei den Karakter aller jener an sich, die auf einer Vereinbarung von Privatinteressen beruhen. Weil sie in den Interessen des Gemeinwesens nicht Wurzeln faßte, so mag sie leicht überwunden werden; aber so lange sie fortbesteht, wird sie auch mittelst des beharrlichen Eifers, den die persönlichen Interessen einflößen, die Fehler ihrer Gegner gewandt zu benutzen wissen. Unter den einsichtigen Liberalen ist im Grunde niemand, der sich über ihr Wesen und über ihre Absichten täuscht; allein so lange sie Verbindungen nöthig zu haben glauben, müssen sie wohl auch die ihrige sich gefallen lassen. Es ist aber das in solchen Verbindungen liegende Uebel in den Departements größer, als in Paris selbst; hier nämlich sieht, wer sich mit öffentlichen Geschäften abgibt, hell genug, um was verschieden ist, zu unterscheiden; dort hingegen vermengt und vermischt sich Alles, durch die alleinige Idee geleitet, die Grundsätze und die Interessen der Revolution gegen die sie bedrohende Gefahr zu vertheidigen. Jakobiner, Buonapartisten, Liberale, Alles ist willkommen, so lange es um die Vertheidigung dieser Sache zu thun ist, und so lange man dieselbe nicht für gänzlich gesichert achtet. Spreche man immerhin von Täuschung und Irrthum: was hilft dies? Die gegenwärtige Furcht überwiegt die zukünftige. Sobald die erstere beseitigt ist, so wird man alsdann Gehör für zukünftige Besorgnisse finden.

Sei es nun aber, daß man Frankreich den Liberalen entreißen will, wofern man die Liberalen fürchtet; oder die Liberalen den Buonapartisten, wenn man diese fürchtet; oder diese beiden endlich den Jakobinern, wofern man die Jakobiner fürchtet: das Mittel, um dieses zu bewirken, wird immer das nämliche sein: man zeigt eine treue und feste Anhänglichkeit an die Grundsätze und Interessen der Nation, die mit denen der Revolution und der Charte zusammentreffen;

man bekenne ihre Maximen unverholen, man beachte ihre Folgerungen, man sorge für ihre Anwendung und man wache über ihre Vollziehung. Man stelle sich entschlossen an die Spitze der Social-Bewegung, die Regierung und Völker mit sich fortzieht; gewiß werden Vertrauen und Gelingen alsdann nicht denen zu Theil, die in feindlicher Stellung verharren wollen.

Ich trete in die ruhigere Atmosphäre der sogenannten ministeriellen Partei über, die diesen Namen bald annimmt, bald ihn auch wieder ablehnt, um sich die konstitutionelle Partei zu heißen, womit eine bestimmtere und unabhängigere Meinung ausgedrückt wird. Jenes Bedürfniß der Unabhängigkeit, das jede Partei abhält, sich als diesen oder jenen Menschen unterthan anzugeben, und sie nöthigte, vielmehr das Ansehen gewisser Grundsätze und gemeinsamer Interessen zu anerkennen, ist eine höchst beachtenswerthe Thatsache. Sollte es wirklich, was die Gegner des Zeitalters behaupten, der Fall sein, daß ein allgemeiner Schwindel die Welt ergriffen hätte, so daß kein Ansehen mehr gilt und keiner von irgend etwas abhängig sein will? Der Irrthum oder die Verläumdung sind handgreiflich. Frankreich und alle Parteien, die von fern oder nahe seiner Sache zugethan sind, wollen rechtmäßige Gewalt und Abhängigkeit recht gern anerkennen; aber nur die des Gemeinverstandes und des Gemeinwohls; eine andere Abhängigkeit ist unmöglich und Niemand will sie eingestehen. Alle Bande der aristokratischen Gönnerschaft sind zerrissen; die Regierung, als Regierung, besitzt nicht den tausendsten Theil der Kraft und des Ansehens, welche für ihre eigene Erhaltung erforderlich sind; vereinzelt und auf sich selbst beschränkt, werden die Stellen, die sie vergeben, die Gunstbezeugungen, welche sie austheilen kann, weit entfernt, ihr Bedürfniß zu befriedigen, ihr sogar auch jene nicht versichern, welche ihrer Gaben theilhaft werden. Darum gibt es denn überall keine ministerielle Partei und es kann keine geben. In einer National-Partei treffen alle Grundsätze, alle Interessen und alle Bedürfnisse des neuen Frankreichs zusammen. Wofern das Ministerium ihr Organ, Werkzeug und Beschützer ist, so wird die gesammte Nationalpartei zur ministeriellen werden, ohne dadurch auf ihre Unabhängigkeit zu verzichten; die Macht vor der sie sich biegt, ist alsdann ihre eigene, und sobald sie dies zu sein aufhören sollte, so würde auch jene von ihrer Unabhängigkeit neuerdings Gebrauch machen, um sich anderswo anzuschließen.

Die Regierungen müssen sich nicht täuschen; wenn ihnen die Staatsgesellschaft von Rechtswegen nie angehört hat, so gehört sie ihnen nunmehr auch faktisch nicht weiter an; sie hingegen gehören der Gesellschaft an, die sich weder bethören noch erkaufen läßt. Es kann demnach nur ein Irrwahn sein, aber es ist ein gefährlicher Irrwahn, wenn man damit umgeht, eine ministerielle Partei zu bilden, die, ich will nicht einmal sagen, außer der Nationalpartei stehen, sondern diese nicht ganz umfassen sollte, mit Inbegriff alles dessen, woraus sie hervorging und aller der Folgerungen, welche sie bezweckt. Freilich kann es nicht fehlen, daß eine Regierung allezeit eine Anzahl Leute findet, die als geborene Schmeichler der Mächtigen, vor dem Schatten ihres Antlitzes niedersinken, und an ihr wahrhaftes Dasein alsobald glauben, wenn sie nur ihren Namen aussprechen hören. Das werden ministerielle Leute sein, ich gebe

es gern zu; sie waren es, ehe das Ministerium da war, und werden es sein, wenn dieses nicht mehr ist; heiße man sie aber ministerielle oder nicht, so frage ich, ob sie irgend etwas sind? Ob sie dem Ministerium, statt der von ihm erhaltenen Gaben irgend einen Zuwachs von Ansehen und Stärke bringen? Ob ihre Ehrfurchtsbezeugungen, ihr Beifall und ihre Bewunderung, in der That eine so gangbare Münze sind, daß die Behörde, wenn sie ihre Rechnung abschließt, mit solchem Gewinn befriedigt sein kann? Ich bin weit entfernt, eine stoische Tugend von den Regierungen zu fordern; ich finde es ganz natürlich, daß sie solche Leute halten und behalten; wofern sie sich aber je sollten verleiten lassen zu glauben, daß mit einer solchen Partei ein Volk regiert werden könne, dann wäre ich freilich außer Stand, mein Erstaunen darüber sattsam auszudrücken. Auch bin ich sehr weit entfernt, zu glauben, daß die Mehrzahl derer, welche die wirkliche sogenannte ministerielle Partei ausmachen, von jenem Schlag Leute seien. Daß es darunter solche gibt, leidet keinen Zweifel, und daß sie vorzugsweise sich derselben, um ihrer Wahlverwandtschaft zur Herrschergewalt willen, ausschließen, ist ebenfalls wahrscheinlich; aber eben so gewiß ist hinwieder auch, daß alle andern Parteien, ohne Ausnahme, gleichfalls solche Leute in ihren Reihen haben, die mit Ungeduld der Stunde entgegenharren, wo die Gunst ihrer Gebieter ihnen zu Theil werden mag. Wenn jedoch irgend eine Partei, heiße sie ministeriell oder anders, auch nur einige Wochen Bestand und nur einige Kraft haben soll, so bedarf sie minder schwankender und haltbarer Stützen. Nun findet sich aber, nach den vorübergegangenen langen und heftigen Stürmen, die vieles Unglück und große Verbrechen erzeugt hatten, eine Anzahl Menschen, die durch Abscheu und Furcht vor neuen Unordnungen getrieben, sich den Machthabern anschließen; Menschen, denen es weder an Einsicht noch an uneigennützigem und gutem Willen mangelt, die aber dabei zugleich ein gewisses Mißtrauen gegen die Einsichten und gegen eine großmüthige und kräftige Sinnesart nähren; ihre Gesinnungen sind vaterlandsliebend, aber furchtsam; ihr Handeln ist rein aber schwach. Vormals und öfters durch Verheissungen der Zukunft getäuscht, halten sie sich allein nur an die Gegenwart; für die Ruhe der Gegenwart, sind sie Opfer zu bringen bereit, und eben darum wähnen sie auch leicht, es sei die Ruhe hinreichend, um die Ordnung zu begründen; die sittliche Grundlage, welche bei dem sie also leitenden Gefühl unverkennbar vorhanden ist, ertheilt ihnen mitunter einen Anschein von Kraft und Festigkeit, worüber sich diejenigen zur Unzeit wundern, denen ihre Dienstwilligkeit widrig auffällt. Diese machen die wahre ministerielle Partei aus, eine Partei, die von den Machthabern unabhängig, in der Nation vorhanden ist, in derselben einen bedeutenden Platz einnimmt und sich an ihre Passivität mit gleicher Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit eben so viel zu gute thut, als die entschlossenste Oppositionspartei auf ihren Widerstand sich zu gut thun mag. Mit der Kraft dieser Partei griff Bonaparte zu Anfang seiner Regierung die freisinnigen Begriffe zerstörend an, und dies ist so gewiß, daß er mehrere Jahre durch die öffentliche Meinung für sich zu haben, oder richtiger gesprochen, wirklich für sich hatte. Sei es nun also, daß man die Triebfedern einer solchen Partei würdigen oder daß man ihre Kraft

ergründen will, so erscheint sie auf jeden Fall sehr beachtenswerth; und es hat die liberale Partei vielfältig den Fehler begangen, sie entweder nicht zu achten, oder beleidigend von ihr zu sprechen. Durch das letztere hat sie eine feindselige Stimmung mehrmals veranlaßt, indem die Beleidigung unverdient war; durch Nichtachtung ward sie ihr entfremdet und sie verzichtete auf die Mitwirkung einer Partei, welche sie durch ein gewandteres Verfahren hätte leiten können. Denn es ist Thatsache, daß weitaus die Mehrzahl jener Menschen, deren Mäßigung der Schwäche gleicht, eigentlich doch mit den erklärtesten Liberalen einerlei Interesse haben, sich zu den gleichen Grundsätzen bekennen und die nämlichen Wünsche hegen. Sie gehören ebenfalls dem neuen Frankreich an; die Gegenrevolution erscheint auch ihnen furchtbar und widerwärtig; auch sie lieben ihr Vaterland und wünschen das Glück desselben zu befördern. Da ich mir nun nicht vorstellen kann, daß die Liberalen vorzugsweise an einem unfruchtbaren Bekenntniß von Grundsätzen Freude finden, ohne den Sieg derselben zu beabsichten; da ich eben so wenig glaube, daß ihnen gleichgiltig sei, ihren Zweck durch regelmäßige und wohlthätige Mittel oder durch solche zu erreichen, die mit Stürmen begleitet sind, welche, wenn ihre Gefahren vorausgesehen werden könnten, selbst jene die sie wünschen mochten, schrecken würden: so bin ich überzeugt, daß ihnen viel daran gelegen sein muß, die Masse derer zu beruhigen, an sich zu ziehen und zu leiten, welche zwar furchtsam und unvorsichtig sind, so daß sie nicht wenig erstaunt sein werden, wenn sie einst die von ihnen so hochgepriesene Ruhe sich in Unordnung und Unruhe auflösen sehen sollten; deren Absichten aber rein sind und deren Geist für die Wahrheit offen und empfänglich ist, sofern sie ihnen nicht in beleidigender oder drohender Gestalt dargeboten wird.

Es ist eine wunderliche und seltsame Sucht, zu der die Parteien öfters sehr geneigt sind, sich selbst stets zu läutern (épurer). Wer ihr Verfahren näher beobachtet, könnte glauben, es sei dabei in der That weniger auf Stärke und Sieg abgesehen, als vielmehr auf die scheue Freude eines selbstsüchtigen Stolzes. Zuweilen ließe sich wohl gar vermuthen, die Leute fürchten, ihre Grundsätze würden zu Grund gehen, wofern dieselben obsiegen sollten; so widerspenstig stoßen sie Alles von sich, was Vereinigung und Ausschließung bewirken möchte. Allein, abgesehen von dieser großen Verblendung, und abgesehen von der einfachen Wahrheit, daß eine solche Läuterung im Grunde Schwächung und Verstümmelung ist, will ich hier nur noch bemerken, daß diese Stimmung jedesmal von schlimmer Vorbedeutung für das weitere Schicksal der Parteien ist, bei denen sie zum Vorschein kommt. Es war dies der Fall bei den Ausgewanderten in Koblenz; es war der Fall bei den Jakobinern, die so wie sie mächtig geworden waren, auf diesem Weg zu greulichem Mißbrauch ihrer Macht getrieben wurden, um sehr bald sie auch wieder einzubüßen; es war, wie wir ganz kürzlich erst gesehen haben, der Fall mit den unverbesserlichen Ultra's. Ganz anders hingegen war das Verfahren derjenigen politischen Parteien beschaffen, welche obsiegen sollten; diese öffneten breite Pfade und nahmen jeden als Verbündeten auf, der sich nicht als Gegner erklärte; weit entfernt, täglich engherzigere und ausschließlichere

Glaubensbekenntnisse zu entwerfen, stellten sie vielmehr solche Erklärungen aus, die geeignet waren, alle verwandten Interessen und Meinungen ihnen zuzuwenden. Jede sich läuternde Partei schreitet ihrem Untergange zu, indem was sie thut, zweierlei beweiset: einerseits, daß die Grundsätze oder Zwecke der Partei den allgemeinen Grundsätzen und Bedürfnissen widersprechen; und andererseits, daß sie, um ihre Privatzwecke durchzusetzen, sich genöthigt sieht, in der Ueberspannung, welche durch Vereinzelung und Absonderung hervorgebracht wird, die Kraft zu suchen, die sie in der Gesellschaftsverbindung nicht finden kann. Man wende mir nicht ein, daß es Parteien gab, die anfangs ausschließlich waren, und am Ende doch obsiegten; bei näherer Prüfung wird man immer finden, daß ihr Obsiegen dann erst anfing, als sie in einer durch die Begebenheiten veränderten Lage aufgehört hatten, ausschließlich zu sein, und sich zu läutern. Die Geschichte der Presbyterianer liefert davon den auffallenden Beweis. Ich meinerseits kann nun aber gar nicht finden, daß es nachtheilig sein sollte, schneller und mit geringerm Kostenaufwand obzusiegen. Auch handelt sichs, was man nicht übersehen darf, in all diesem gar nicht um die Aufopferung irgend eines wirklichen Urtheiles, sondern einzig nur um ein mehr oder minder gewandtes Benehmen.

Meines Erachtens sind denn also alle die vorgeblichen Parteien der Ultra-Liberalen, der Liberalen, der Doctrinalen und der Konstitutionellen, eigentlich nur Ausflüsse eines und des nämlichen Grundsatzes, Bestandtheile einer und der nämlichen Gesellschaft. Und weit entfernt, daß sie gegeneinander in Widerspruch stehen sollten, sind ihre Verhältnisse vielmehr so beschaffen, daß keine aus ihnen allein obsiegen oder ihren Sieg in Ruhe genießen mag, wofern die andern nicht daran Theil nehmen und die Früchte davon ebenfalls genießen. Wenn Freiheit und dauerhafte Ordnung in Frankreich herrschen sollen, so wird dies nur dadurch möglich sein, wenn die Regierung jene Parteien vereint um sich sammelt, und an ihrer Spitze in einverstandener Richtung vorschreitet; dies ist das Ziel, welches jeder Theil im Auge behalten und wonach jeder streben soll; wer unter ihnen Anderes will, dessen Beginnen ist eitel oder gefährlich, für sein Vaterland wie für ihn selbst; die einzigen wirklichen und gefährlichen Feinde ihrer gemeinsamen Interessen aber sind einerseits die Ultra's mit der alten Ordnung, und andererseits die Buonapartisten mit der kaiserlichen Ordnung. Jede Vereinbarung irgend einer Schattirung jener in ihrer Wesenheit zusammentreffenden Meinungen mit diesen zwei letztern Faktionen ist entweder unmöglich oder sie könnte nur verderblich sein.

II.

Geschichtliche Darstellung von der Theilung der sächsischen Armee, und den dadurch veranlaßten Bewegungen.

(Nach verglichenen Berichten mehrerer Augenzeugen.)

Wenn die Geschichte überhaupt selten so glücklich ist, die Thatsachen, die ihr angehören, aus der Hand der Ueberlieferung ächt und unverfälscht zu erhalten, so läuft sie ganz besonders da Gefahr, hintergangen zu werden, wo Leidenschaften und Parteilichkeit die einzigen Wissenden zur Entstellung, bald zur absichtlichen und heuchlerischen, bald zur unwillkührlichen und den Erzähler unbewußt beschleichenden, reizen und treiben, am meisten aber, wo solche parteiische Erzähler zugleich die Macht und den Glanz der Thaten auf ihrer Seite haben; denn ein Schlag ans Schwert, zumal an ein oft rühmlich geschwungenes, ist eine gar wirksame rednerische Figur, und für den Pöbel ein unwiderleglicher Beweisgrund. Und ist nicht der Pöbel die Masse, und die Tradition in den Händen der Masse? Gelehrte werden nachher in Schriften nur etwas feiner belogen. Wir wissen, wie oft die Heloten, wie oft Roms Sklaven und Fechter sich gegen ihre Zwingherren erhoben und von ihnen zerdrückt worden; aber kennen wir alle die Grausamkeiten, die jene Empörungen veranlaßten?

Solche Betrachtungen machen es dem leidenschaftslosen Beobachter zur heiligen Pflicht gegen die verleumdeten Zeitgenossen, und gegen die getäuschte Nachwelt, und die ehrwürdige Geschichte, aufzuzeichnen, wovon ihm Kunde und Ueberzeugung wurde; diese Betrachtungen trieben den Erstatter des nachfolgenden Berichts, als er die entstellten Erzählungen über seinen Gegenstand in manchen Zeitungen las, zum Sprechen unwiderstehlich an, und so, als Ergänzer und Berichtiger der öffentlichen Meinung über eine hochwichtige deutsche Volksangelegenheit, glaubt er sich geben zu können und scheut er sich nicht beurtheilt zu werden.

Der Verfasser.

Bei der allgemeinen Wiedergeburt, die für Deutschland aus den herrlichen Siegen über die neufränkischen Unterdrücker hervorging, war Sachsen, und Sachsen allein, in einer sonderbaren, höchst peinlichen Lage. Während alle verwaiseten Staaten ihren verbannten Fürsten wiedergegeben wurden und darum die erfreulichste Wirkung der glorreichen Erhebung Deutschlands sahen, traf Sachsen allein das Schicksal, daß sein ungeheuchelter herzlicher Beitritt zur allgemeinen Sache mit der gewaltsamen Fortschleppung seines geliebten Königs bezeichnet und belohnt wurde. Während Treue und Liebe gegen ihre angestammten Landesherrn an alten deutschen Stämmen gepriesen wurde, sollte sie nur bei den Sachsen Verrath an der gemeinen Sache sein, aus dem einzigen, ihrem gesunden Sinn unbegreiflichen Grunde, weil ihr König gerade wie jeder andere, so lange als Napoleons siegreiche Schwärme sein Land bedeckten, sich gegen ihn zu erklären nicht tollkühn genug gewesen war. Ein klarer, ein schlagender Beweis für den ächt deutschen Sinn, für die wahrhaft enthusiastische Vaterlandsliebe der Sachsen, so wie ihn kein anderer deutscher Stamm abzulegen Gelegenheit gehabt hat, ist, daß die sächsische Nation gegen diese Betrachtungen, so wie gegen die zahllosen Willführlichkeiten ihrer Administratoren, eine geraume Zeit hindurch sich gleichsam absichtlich verblendete, und im Eifer für die allgemeine Sache auch nicht im mindesten erkaltete. Durch reichliche, nach der vorhergegangenen Aussaugung wirklich erstaunende Zusammenschüsse (von deren Verwendung freilich

nur Gott Rechenschaft fordert) haben dies Sachsens Bürger, durch ihr in Thüringen und den Niederlanden vergossenes Blut, haben dies seine Krieger dargethan.

Wenn das Schicksal seines Königs jeden Sachsen mit tiefem Schmerz erfüllte, so mußte dieser bei dem Heere doppelt groß und lebhaft sein. Die Krieger hatten im entscheidenden Augenblicke, nicht ihres guten Königs vergessend, sondern ihn zuversichtlich der Großmuth der Alliirten überlassend, und in der gewissen Hoffnung, daß man ihre Thaten in seine Wagschale legen werde, ihn, den Verehrten, verlassen, um sich unter die Verfechter deutscher Freiheit zu stellen. Jetzt, da sie sich getäuscht, den König, dem sie geschworen, in Gefangenschaft geführt sahen, mußte sie bittere Reue erfüllen. Reue nicht über die That, sondern daß sie dabei in einem edeln Vertrauen, wie es Deutschen gegen Deutsche geziemt, verabsäumt, Bedingungen für ihren Fürsten zu machen.

Außer Stande, für den geliebten, bedauerten Monarchen etwas zu thun, konnte man doch nicht unterlassen, wenigstens für ihn zu sprechen. Im August 1814 unterschrieben sämmtliche Offiziere eine Adresse, worin sie die verbündeten Monarchen um die Freilassung ihres Königs anflehten. Diese Adresse ward, wie mehrere ähnliche von Sachsens Ständen und Bürgern ausgegangene, vom Generalgouvernement als schweres Verbrechen angesehen. Als im November 1814 ganz Sachsen von Preußen provisorisch in Besitz genommen wurde, mußten die sächsischen Krieger, die noch Namenszug und Wappen ihres Königs auf Fahnen und Schildern trugen und um keinen Preis sich hätten rauben lassen, sich als vaterlandslose Waisen, als ein aufgegebenes, der Macht der zahllosen Preußen, die um sie her lagerten, hingeworfenes Häuflein betrachten.

Ganz unerwartet machte zu Ende Februars 1815 der Generallieutenant von Thielemann den sächsischen Offizieren bekannt, daß Sachsen und die Armee zwischen den Königen Friedrich Wilhelm und Friedrich August werde getheilt werden, und forderte, gleichsam für ihr Bestes besorgt, diejenigen Offiziere, die geneigt sein möchten, preußische Dienste zu nehmen, auf, es in Zeiten und jetzt zu thun. Kaum das Viertheil derjenigen Offiziere, deren Geburtsörter nach der beabsichtigten Theilung preußisch werden sollten, erklärte sich für den preußischen Dienst. Das erste Linienregiment, unter dem Obersten von Einsiedel, erklärte sich gar nicht; das erste Bataillon vom dritten L. R. (dessen zweites und drittes Bataillon in Sachsen waren) erst auf wiederholte strenge Befehle des ganz fürs preußische Interesse eingenommenen Brigadiers, Gen. Brause. Dieses Bataillon kommandirte der Obrist von Lobkowitz. Bei der leichten Infanterie erklärten sich sogar mehrere aus dem Altpreußischen gebürtige Offiziere für den sächsischen Dienst. Die Artillerieoffiziere gaben ihre Erklärungen ihrem Kommandanten, Oberst Raabe, versiegelt ein, und dieser behielt sie an sich, ohne sie dem General Thielemann bekannt zu machen. Die Kavallerieoffiziere verlangten, ehe sie irgend eine Erklärung abgeben könnten, den Befehl ihres Königs zu sehen, wodurch er sie ihres Eides entbinde. General Thielemann, der einen solchen nicht vorzeigen konnte, vermochte also auch seinen Plan

(worauf er immer berechnet gewesen sein mag) nicht auszuführen. Da die Zahl der für preußischen Dienst erklärten Offiziere so unverhältnißmäßig gering war, hielt er wahrscheinlich für besser, die ganze Sache für ungeschehen gelten zu lassen, um sie bei günstigen Umständen wieder vornehmen zu können, und sagte, daß auch diejenigen Offiziere, die sich schon bestimmt erklärt hätten, an ihre Erklärung nicht gebunden sein sollten. Aber der ohne Ausnahme treuen Masse der Soldaten war dadurch ein Theil ihrer Offiziere verhaßt, und ihre Stimmung mehr und mehr verbittert worden.

Als sich (was aber bei dem gänzlichen Stillschweigen des Königs von Sachsen in seiner Armee Niemand ahnen konnte) die Unterhandlungen wegen Sachsens Theilung auf dem Wiener Kongresse der Abschließung näherten, erließ der König von Preußen folgende Ordre an den Feldmarschall Fürsten Blücher:

„Da die Anfertigung der Traktaten über die Theilung von Sachsen und die gerechte Aus„einanderſetzung des Schuldenwesens dieses Landes die Ratifikation der durch sämmtliche Mächte „zu vollziehenden Verhandlungen vielleicht noch um einige Tage verzögern könnte, es aber von „höchster Wichtigkeit ist, jeden Zeitverlust in den Vorkehrungen zu verhüten, welche erforderlich „sind, die sächsischen Truppen in den Stand zu setzen, daß sie gleich nach der Publikation der „abgeschlossenen Verträge zu ihrer neuen Bestimmung abrücken und an dem Kriege gegen den „allgemeinen Feind Theil nehmen können, so trage Ich Ihnen auf, folgende militärische „Vorkehrungen treffen zu lassen: Aus sämmtlichen Regimentern des sächsischen Armeekorps, „nach allen Waffengattungen, sollen zwei Brigaden formirt werden. Zur ersten Brigade „sind diejenigen Regimenter u. s. w. zu bestimmen, welche nach den frühern Berichten haupt„sächlich aus Soldaten derjenigen Provinzen bestehen, die künftig zu dem preußischen Antheile „gehören werden; wogegen die zweite Brigade aus denjenigen Regimentern zu bilden ist, welche „der Mehrzahl nach aus den Provinzen formirt sind, die unter der Regierung des Königs von „Sachsen bleiben.

„Die zweite Brigade behält ihren eigenen Stab und ihre eigene Verpflegung, die erste „wird einem der Korps Meiner Armee zugetheilt. Denjenigen Offizieren, welche von der einen „Brigade zur andern versetzt zu werden wünschen, wird dieses unweigerlich gestattet Ich trage „Ihnen auf, diese Beschlüsse dem sächsischen Armeekorps bekannt machen und sie demnächst „unverzüglich ausführen zu lassen. Sollten sich Offiziere finden, welche eine Anstellung weder „bei der einen noch bei der andern Brigade wünschen möchten, so ist selbigen sofort die Ent„lassung zu bewilligen; das Generalgouvernement zu Dresden ist angewiesen, dieselben als „verabschiedet zu betrachten, zu welchem Ende sie dem Gouvernement namhaft zu machen sind.

Wien, den 22. April 1815. Friedrich Wilhelm.

Diese Ordre, in der einer (doch nicht so unwesentlichen) Genehmigung des Königs von Sachsen nicht einmal Erwähnung geschah, bekannt zu machen, beschied der Chef des Generalstabs des Feldmarschalls, General von Gneisenau, sämmtliche Brigade- und Regiments-

kommandanten der sächsischen Armee auf den 2. Mai zu sich nach Lüttich. Keiner von diesen Offizieren, ja auch keiner der Subalternoffiziere von den die Lüttticher Besatzung bildenden Sachsen, hatte von dem Eingang dieser Ordre, weniger von ihrem Inhalt, eine Ahnung, aber etwas Aehnliches gefürchtet hatten sie schon längst, und eben so die Unteroffiziere und Gemeinen. Diese ahnten mit kaum unterdrückten Ingrimm die herannahende Entscheidung ihres Schicksals. Schon längst voll Bitterkeit gegen die Preußen, und voll banger Furcht vor der gedrohten Theilung, und seit dem Uebertritt so mancher sächsischen Offiziere auch voll Mißtrauen und Haß gegen ihre eigenen Befehlshaber (wohl das Allerschlimmste, was bei einem Heere eintreten kann), hielten sie ihren Zorn nicht länger in Schranken.

Schon am 1. Mai Nachmittags zwischen 1 und 3 Uhr, während der Fürst Blücher bei Tafel war, hatte ein Theil der Garnison sich unter seinen Fenstern versammelt und gelärmt, indem sie ihrem König Vivat riefen. Die Garnison mußte deshalb denselben Abend zwischen 6 und 8 Uhr und den folgenden 2. Mai Nachmittags von 1 bis 3 Uhr unter dem Gewehre zubringen, damit eine Wiederholung dieses Auftritts vermieden würde. Aber in der Versammlung der Kommandirenden beim General Gneisenau, die an diesem Tage um 5 Uhr Statt hatte, sahen sie den letzten Schritt zu der gefürchteten Katastrophe, und verzweifelt beschlossen sie Alle, für Einen Mann zu stehen, und es aufs Aeusserste ankommen zu lassen. Während General Gneisenau auf seinem Zimmer, im Quartier des Feldmarschalls, den sächsischen Befehlshabern die königliche Ordre vortrug, versammelte sich ein großer Theil der Lüttticher Garnison von freien Stücken, jedoch unbewaffnet, auf dem Kay vor diesem Quartier. (Die Stärke der ganzen Garnison betrug sechs Bataillone, als ein Bataillon Garde, zwei Bataillone andere Grenadiere, die mit ienem ein Regiment bildeten, und das zweite Linienregiment, drei Bataillone stark.) Gespräche über den Gegenstand, von dem alle voll waren, und gegenseitige Aufmunterungen zur Standhaftigkeit, erhitzten die versammelten Soldaten.

Der General von Gneisenau eröffnete indeß den berufenen Offizieren, daß die königliche Ordre ohne Verzug vollzogen werden müsse. Die Sachsen bemerkten dagegen, daß die Sache doch wohl nicht so eilig sei, daß der Marschall wohl werde verantworten können, die Ausführung dieser Maasregel bis zur wirklichen Ratifikation des Theilungsvertrags, und besonders bis der König Friedrich August die Truppen ihres sie noch bindenden Eides entlassen hätte, zu verschieben, und daß diese Verschiebung höchst rathsam sei in Hinsicht der Sr. Majestät dem Könige von Preußen wahrscheinlich unbekannten Unzufriedenheit, die schon unter ihren Leuten herrsche, und die durch solche einseitige Gewaltschritte leicht zu gefährlichen Ausbrüchen gebracht werden könnte. General Gneisenau antwortete, daß ihnen nicht zukomme, über die Ordre des Königs zu philosophiren; daß er nicht wisse, in wie weit der Feldmarschall davon abzuweichen auf sich nehmen könne, und daß eben dieser üble Geist, den er an den sächsischen Truppen wohl kenne, ihn bestimme, bei dem Fürsten auch nicht einen Schritt zu thun, um ihn zu einer mildern Verfahrungsart zu bewegen.

Mitten unter diesen Verhandlungen ertönt auf einmal von der Straße herauf ein lautes Vivat, von den Mannschaften wie aus Einer Kehle, dem König Friedrich August gerufen. Gneisenau ignorirt dieses, aber nach einigen Minuten folgt ein neues Geschrei: Pereat der König von Preußen. Da eilen die sächsischen Offiziere hinab, um versuchen die aufrührischen Gemüther zu beschwichtigen; aber die Menge war zu groß und zu bewegt, um so schnell zur Ruhe gebracht werden zu können. Hierzu kam, daß von den Bataillons- und Kompagnie-Kommandanten und übrigen Subaltern-Offizieren nur wenige in der Stadt waren, indem die meisten, da ihre Gegenwart der Ordnung nach erst um sechs Uhr zur Stunde des Verlesens nöthig gewesen wäre, den schönen Nachmittag zu Spazierritten und Fahrten auf das Land benutzt hatten. Die Generale und Obersten hielten Anreden an die Leute, um sie zu besänftigen; aber es traten Gegenredner aus der Masse hervor, die sich mit roher Beredtheit über die Hinterlist der Preußen und die traurige hilflose Lage der Sachsen unter ihnen aussprachen, und offen erklärten: weil denn selbst ein großer Theil ihrer eigenen Offiziere sie verlassen habe und zu den Preußen übergegangen sei, so hätten sie beschlossen, sich selbst zu helfen. Die sächsischen Offiziere befahlen, baten, ermahnten, auseinander zu gehen; die preußischen tobten und schimpften; vergeblich.

Indeß schlug es sechs Uhr; die Subalternoffiziere kamen einzeln an, die Trommel ward gerührt und nun zerstreute sich der Haufe, und die Mannschaft begab sich nach verschiedenen andern ihr bestimmten Plätzen, wo sie sich ohne Widerrede zur Verlesung in Reih und Glied stellte. Nach ruhig geendigter Verlesung aber kehrten die Soldaten, anstatt in ihre Quartiere zu gehen, auf jenen Kay zurück, und das Murren, das Lärmen, das Vivat- und Pereatrufen begannen von neuem. Nun kannte die Wuth der Preußen keine Gränzen mehr. Voll Zorns stürzte der General von Müffling die Treppe hinab, mit gezogenem Säbel mitten unter den Haufen, ergoß sich in einen Strom von Schmähungen, nannte die Soldaten sächsische Hunde, und befahl bei augenblicklicher Todesstrafe, auseinander zu gehen. Aber seine Schimpfreden wurden erwiedert, und von dem rohen Haufen leicht überboten. Als er nun gar gegen die Nächststehenden sich Thätlichkeiten erlaubte, rückten ihm diese auf den Leib, schoben ihn zurück ins Haus, der ganze Haufe drängte nach, und soviel in der Hausflur nur Platz hatten, hinein, und verübte heftige Exzesse gegen die Person des genannten Generals, so wie gegen den sächsischen in preußische Dienste getretenen General von Ryssel und einige Adjutanten. Die außerhalb gebliebenen waren indeß von den Lütticher Bürgern mit Steinen und Steinkohlen versehen worden und warfen unter lautem Halloh dem Feldmarschall die Fenster ein. Fürst Blücher, nicht ohne allen Grund für seine eigne Person unruhig, und von seinen erbitterten Adjutanten noch ängstlicher gemacht, rettete sich durch eine Hinterthüre, warf sich eilig in seinen Wagen, und begab sich auf ein Schloß, eine Viertelstunde von Lüttich.

Indeß hatte die herzu kommandirte sächsische Wache, ungefähr vierhundert Grenadiere, durch die tobende aber wehrlose Menge sich einen Weg ins Haus gebahnt, und es gelang gegen

neun Uhr Abends durch die Entschlossenheit der Offiziere und den Gehorsam der Mannschaft, das Haus zu reinigen, und nach und nach die Aufrührer von dem Kay zu entfernen, worauf für diesen Abend Ruhe wurde und blieb. Von seinem Zufluchtsorte aus erließ der Feldmarschall einen Brief an den sächsischen Obersten von Zeschwitz (der nach dem Abfall oder der Entfernung aller Generale das Oberkommando übernommen hatte) und einen gleichlautenden Tagsbefehl, worin er sagte: er sei vertrauensvoll in die Mitte der Sachsen getreten, und habe sein Hauptquartier in Lüttich aufgeschlagen, wo kein Mann der Preußen gestanden, weil er geglaubt, unter rechtliche Männer und brave Soldaten zu kommen; allein er habe sich geirrt, sie seien Räuber und Mörder. Dagegen ertheilte er den vierhundert Mann von der Wache die größten Lobsprüche wegen ihres gesetzten und pflichtmäßigen Verhaltens, und erklärte, sie als Leibwache stets um sich behalten zu wollen.

Gleiches, doch keineswegs verdientes Lob ertheilte er den Lütticher Bürgern, weil die Politik gebot, ihre Theilnahme an dem Tumulte zu ignoriren und sie vielmehr als den Preußen ergeben erscheinen zu lassen. Zugleich erließ der Feldmarschall wegen Bestrafung der Aufrührer die strengsten Ordres, die zum Theil noch in derselben Nacht zur Vollziehung gebracht wurden. Die drei Grenadierbataillone hatten sich bei dem Auflaufe am thätigsten bewiesen, und an ihnen sollten Exempel statuirt werden. Zuerst ward das Bataillon Garde versammelt und schon um Mitternacht zum Ausrücken kommandirt. Es zeigten sich Spuren von Widerspenstigkeit; aber durch die Energie des Kommandanten, Majors von Römer, wurde das Bataillon im Gehorsam gehalten, und marschierte mit der Fahne des Regiments ruhig ab nach Namur zu. Daß dies gelang, ist blos dem Umstande zuzuschreiben, daß die Gardeoffiziere (von denen nicht ein einziger sich für den preußischen Dienst erklärt hatte) mehr als die der andern Bataillone sich das Vertrauen und die Liebe der Soldaten zu erhalten gewußt hatten, und wie wir in der Folge sehen werden, ihrer würdig waren.

Die beiden andern Grenadierbataillone wurden am 3. Mai früh um 10 Uhr auch versammelt und zum Abmarsch in einer andern Richtung, als die die Garde genommen hatte, befehligt. Sie sollten zu dem übrigen Theile des sächsischen Korps stoßen, das zwischen Lüttich und Aachen stand.

Sie waren im Begriff auszurücken, als plötzlich einige Stimmen: Halt! riefen. Mehrere riefen nach, und halt! schrien wie aus einem Munde beide Bataillone, führten den selbst gegebenen Befehl augenblicklich aus, und blieben auf dem Platze stehen. Der Kommandant des Grenadierregiments, Oberstlieutenant Anger, und die übrigen Offiziere thaten ihr Möglichstes, die Truppen zum Gehorsam zu bringen; aber die Grenadiere verlangten schlechterdings, eben dahin geführt zu werden, wohin die Garde marschirt sei, indem sie sich von dieser nicht trennen und bei ihrer Fahne bleiben wollten. Man glaubte nämlich, die Absicht sei, das ganze Gardebataillon, weil es die größten Leute enthielt, unter die preußische Garde unterzustecken. Da alle Bemühungen der Kommandanten vergeblich waren, machten sie endliche Meldung an den

Obersten von Zeschwitz, der weiter an den Feldmarschall berichtete. Die Entschließung auf diesen Bericht blieb drei Stunden aus, während welcher die Grenadiere unbeweglich stehen blieben. Dadurch gewann man preußischer Seits Zeit, preußische Truppen aus der Nähe zusammenzuziehen.

Endlich kam ein Adjutant des Fürsten; den Truppen ward gesagt, man wolle sie zur Garde stoßen lassen, und sie marschirten nun auf dem Wege nach Namur ab. Nach einem Marsch von zehn bis zwölf Stunden wurden sie in einige Dörfer bei Namur einquartiert, wo sie den vierten und fünften stehen blieben. Hier nöthigte am vierten das zweite Bataillon seine sämmtlichen Offiziere, (bis auf drei, die sich für den sächsischen Dienst erklärt hatten) durch dreistes offenbares Auflehnen, ja gedrohte Mißhandlungen, zur Flucht.

In der Nacht vom fünften zum sechsten empfieng der Oberstlieutenant Unger den Befehl, die zwei Bataillone auf zwei verschiedenen, zwei Stunden von einander entlegenen Plätzen zu versammeln. Dies geschah am Morgen. Kaum waren die Bataillone daselbst angelangt, als sie sich auf allen Seiten von preußischen Kolonnen, Infanterie und Kavallerie, nebst zwanzig Kanonen, umgeben sahen. Der preußische General von Kraft that ihnen hierauf den Willen des Feldherrn kund. Die Bataillone sollten entwaffnet, und wenn die Rädelsführer der gestrigen und heutigen Empörung zu erfahren wären, diese, sonst aber der zehnte Mann, erschossen werden. Die Grenadiere sahen sich übermannt, und streckten auf Zureden ihrer Offiziere, die sie von unnützem Widerstand abmahnten, schweigend und zähneknirschend das Gewehr. Da Keiner die Rädelsführer nennen wollte, schritt man zum Decimiren.

Als die Schlachtopfer, ungefähr hundert und fünfzig an der Zahl, ausgehoben waren, fanden sich unter diesen Schwache, die einige Rädelsführer angaben; ein edler Mann, ein Feldwebel (möchte sein Name nicht unbekannt bleiben!) trat vor, und bat, wenn man die Truppen einmal theilen wolle, ihn lieber mit zu erschießen. Diese Bitte zwar ward nicht gewährt. Aber sechs Grenadiere und ein Tambour, theils als Rädelsführer angegeben, theils blind gegriffen, wurden erschossen. Ehe der Tambour fiel, rief er noch mit lauter Stimme: Hoch lebe König Friedrich August! und starb unter bitterer Verwünschung der Preußen. — O des beweinenswerthen Hasses der Deutschen gegen Deutsche!

Nach der Exekution ward den Truppen angedeutet, daß sie als Gefangene transportirt werden sollten; doch wollte man, aus Rücksicht für die Herren Offiziere, die an den vorgefallenen Ungebührnissen keinen Theil genommen, diesen erlauben, hinzugehen, wohin sie wollten. Und diese nahmen das Anerbieten an, und überließen ihre Soldaten dem Schicksal. Diese wurden darauf nach der Küste transportirt, und unterwegs überall, wie natürlich, da ihre einzigen Beschützer sie verlassen hatten, schlecht behandelt. Die Armaturen behielten die Preußen provisorisch an sich*).

*) Wie die 16,000 vor der Theilung vom General-Intendanten Nyßel nach Torgau geschafften Gewehre der sächsischen Landwehr.

Das Bataillon Garde war indeß ohne weitere Zufälle nach Huy gerückt und dort einquartiert worden. Der dort kommandirende preußische General von Borstell erhielt vom Feldmarschall den Befehl, dieses Bataillon zu entwaffnen, dessen Fahne zu verbrennen, und sodann auch diese Mannschaft transportiren zu lassen. Der edle Borstell wagte Gegenvorstellungen. Es scheine ihm, schrieb er an General Gneisenau, diese Strafe zu hart; er wage daher eine Fürbitte zu thun, und schiebe die Vollziehung des Befehls noch auf, damit es nicht zu einer Aenderung desselben, die der Feldmarschall vielleicht bald selbst wünschen dürfte, alsdann zu spät sei. General Gneisenau antwortete: „der Feldmarschall brauche gehorsame Generale, und keinen Gewissensrath; er solle ohne Widerrede und Verzug seine Ordre befolgen.“ Nach Empfang dieser Antwort, den fünften Mai, läßt Borstell Generalmarsch schlagen, worauf die starke preußische Garnison und das sächsische Bataillon ins Gewehr treten. Borstell hält eine Anrede an die Sachsen, stellt ihnen die Pflichtwidrigkeit ihres Benehmens zu Lüttich vor, eröffnet ihnen, welche Ordre er habe, und fügt hinzu, den Herren Offizieren stelle er es, auf Befehl des Marschalls, frei, sich hinzubegeben, wohin sie wollten. Aber da traten die Offiziere sämmtlich vor, erklärten, sie würden von ihren Leuten sich nicht gutwillig trennen, und suchten die Erlaubniß, deren Schicksal theilen zu dürfen. Auch baten sie inständig, daß ihnen erlaubt werden möchte, aus der Fahne, ehe zu der schmerzlichen Verbrennung geschritten würde, wenigstens den Namenszug des Königs und den Rautenkranz herausschneiden zu dürfen. Letzteres erlaubte der edle Borstell sogleich zu thun; wegen jener Bitte aber erstattete er erst Bericht. Auf selbigen schrieb General Gneisenau zurück: „Es solle zwar den Offizieren erlaubt sein, bei ihren Leuten zu bleiben; weil man aber wohl sehe, daß sie dabei keine andere Absicht hätten, als bei etwaniger Gelegenheit zu einer neuen Empörung sich an die Spitze zu stellen, so werde hiermit den die Eskorte kommandirenden Offizieren der Befehl ertheilt, jeden sächsischen Offizier, der sich auf irgend eine Art verdächtig mache, sogleich erschießen zu lassen. Uebrigens bleibe es bei der vorigen Ordre, die schnell in Vollzug zu setzen sei.“ Da aber General Borstell wiederholt seine entschiedene Abneigung gegen das ihm aufgetragene Geschäft geäußert hatte, so ward dasselbe dem General von Kraft übertragen, der auch sogleich, doch ebenfalls nicht ohne Aeußerung einigen Schmerzes, zum Werke schritt.

Die versammelten und von einer vielfach so starken Anzahl preußischer Truppen umgebenen Grenadiere gaben auf die Ermahnungen ihrer Offiziere die Waffen ab. Die Fahne empfing General von Kraft aus Borstells Händen, und sammt der eigenhändigen Stickerei der Königin Amalia Augusta (das ausgenommen, was die Offiziere herausgeschnitten hatten und heilig bewahrten) mußte er sie öffentlich verbrennen lassen. Auch die Feldmusik und die vor Kurzem erst ausgetheilten Bärenmützen wollten Einige anfangs dem Bataillon nehmen; die Offiziere wendeten dies aber durch die Vorspiegelung ab, daß sie beides für ihr Geld angeschafft; eine Ausrede, die ihnen bei einem andern, als dem menschlichen Kraft, wahrscheinlich nicht durchgeholfen haben würde. Auf dem Marsche, den das Bataillon nun antrat, wurden den einzelnen

Gardisten von Soldaten der Eskorte und Einwohnern sehr annehmliche Gebote auf die schönen Bärenmützen gethan (wohl um sie zu Tornistern und dergleichen zu verarbeiten); aber nicht Einer verkaufte die seinige. „Die Mützen gehören unserm König", antworteten sie, „also können wir sie nicht verkaufen; Preußen sollen sie aber vollends gar nicht kriegen!" — Solchen traurigen Haß, wie er aus Aeußerungen dieser Art und den letzten Worten jenes hingerichteten Tambours in stechenden Blitzen hervorleuchtet, hat nur der Uebermuth und der Frevel gerade derer gesäet, die sich so gern als Mittelpunkt aller Deutschheit geltend machen. Denn als Freunde, als Brüder, wie sie es von Natur sind, mit lautem Jubel und herzlicher Innigkeit wurden die Preußen in Sachsen empfangen, als sie im Herbst 1813 hinter den fliehenden Franzosen her dort einzogen, und mit Liebe und Eifer schlossen damals die sächsischen Krieger zu Verfolgung des gemeinschaftlichen Feindes sich den preußischen Schaaren an.

Die Gardisten wurden, gleich den andern, nach der Küste zu transportirt, aber unterwegs gut behandelt, weil ihre treugebliebenen Offiziere sich ihrer annahmen. Zehn Tage lang lagen sie in dem Städtchen Tirlemont, die Offiziere bei den Bürgern einquartiert, die Mannschaft in einer Kirche bewacht. Die beiden andern Grenadierbataillone lagen in Löwen. Während dieser Zeit soll man wegen ihrer Unterbringung in einer Festung an der Küste unterhandelt, aber Lord Wellington sowohl, als der König der Niederlande erklärt haben, daß sie mit dieser Sache durchaus nichts zu thun haben möchten. Daher wurden sämmtliche Gefangene wieder zurück und zuerst nach Wesel gebracht. Während dieser Märsche und des Aufenthalts zu Tirlemont wurden diesen schönen hochgewachsenen Männern von englischen und holländischen Werbern häufig bis vierhundert Gulden Handgeld geboten, um sie für jene Dienste zu gewinnen; aber nicht ein einziger war, der nicht lieber hätte alles Ungemach der Kriegsgefangenschaft erdulden, als seine Kameraden um schnödes Gold verlassen wollen.

Im Hauptquartier des Feldmarschalls Fürsten Blücher wurde indeß viel darüber debattirt, was mit den übrigen Sachsen vorzunehmen sei. Diejenigen preußischen Offiziere, die für strengere Maasregeln waren, warfen zugleich den sächsischen vor, daß die ganze sächsische Armee französisch gesinnt und von Abgeschickten Napoleons aufgewiegelt sei. Vergeblich entgegneten die Sachsen, daß daran gar nicht zu denken sei, wie schon daraus erhelle, daß bei den wildesten, zügellosesten Ausbrüchen der Leidenschaftlichkeit, unter den Pereats, die die sinnlose Menge dem König von Preußen geschrieen, auch nicht Eine Stimme den Namen Napoleon genannt habe*). Die Preußen blieben dabei, die Sachsen seien von Napoleon angestiftet, im Rücken der Alliirten, wenn er sie von vorn angreifen werde, eine Diversion zu machen.

Demungeachtet (wohl besonders darum, weil sich die einzelnen Regimenter mehr, als man geglaubt hatte, aus Unterthanen beider Landestheile zusammengesetzt fanden) ward der frühere Befehl der Theilung dahin modifizirt, daß nicht die Armee in eine sächsische und preußische

*) Einige Zeitungsschreiber haben dies fälschlich behauptet.

Brigade, sondern einstweilen nur die Regimenter in sich, unbeschadet ihrer Organisation und Cohärenz, in sächsische und preußische Kompagnien getheilt werden sollten. Die Bekanntmachung dieser Ordre hatte bei den drei verschiedenen Waffengattungen sehr verschiedene Wirkung. Bei der Kavallerie hatten sämmtliche Offiziere, bloß durch ihre obenerwähnte Pflichttreue und Anhänglichkeit an den König, noch das alte Zutrauen und den alten Gehorsam bei ihren Leuten sich erhalten, und daher vermochten sie so viel über sie, daß sie sich diese Theilung nach Kompagnien gefallen ließen. Bei der Artillerie war zwar der Geist eben so gut; aber hier stellten die Offiziere selbst vor, daß ohne gänzliche Zerwerfung und Verwirrung der Batterien, in denen jeder Mann an eine bestimmte Kanone gewiesen sei, und bei derselben eine bestimmte Nummer und Beschäftigung habe, die beabsichtigte Theilung gar nicht möglich sei, wenn nicht die Batterien ganz neu formirt würden. Bei der Infanterie, wo mehrere Offiziere sich bereits für den preußischen Dienst erklärt hatten, waren diese dem gemeinen Mann tödtlich verhaßt. Als nun die preußischen Kompagnien gebildet werden sollten, wurden ihnen natürlich lediglich eben diese Offiziere zu Befehlshabern bestimmt. Da erklärten sämmtliche Infanterie-Bataillone, noch zwölf an der Zahl, ohne Verabredung, und doch wie durch solche, jedes an seinem Standquartiere, fest und bestimmt, sie würden sich nicht theilen, und von preußischen Offizieren nicht kommandiren lassen. Dennoch gelang es, bei sämmtlichen Infanterie-Regimentern (das erste leichte ausgenommen) die Theilung so zu bewerkstelligen, daß zwar die Kompagnien beisammen blieben, allein solche aus zwei obwohl zusammenhängenden Theilen, einem preußischen und einem sächsischen, bestanden.

Doch sehr schlimm ging es bei dem ersten leichten Infanterie-Regiment. Als dieses am 5. Mai Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr in einem Bivouac bei Zalhay (zwei Stunden von Eupen) rückte, um daselbst getheilt zu werden, war die Mannschaft schlechterdings nicht dazu zu bewegen. Vergeblich waren die guten Worte und das schmeichelnde Zureden nicht nur der Stabsoffiziere, da diese mit Ausnahme des Majors von Ehrenstein, sich sämmtlich für den preußischen Dienst erklärt hatten, sondern selbst der Subalternen, die doch die Liebe der Leute größtentheils noch besaßen. Die Leute riefen unablässig: Es lebe der König! wir lassen uns nicht theilen! wir mögen nicht preußisch werden! Der Abend verging mit fruchtlosen Versuchen.

Abends um acht Uhr machten sich sogar zwei Kompagnien eigenmächtig auf den Weg, um das zweite leichte Regiment aufzusuchen, das zwei Stunden davon lag. Eine davon war schon eine bedeutende Strecke weit gezogen, als es, da keine andere Kompagnie nachfolgte, dem Kapitän gelang, sie zurückzuführen; doch rückten die Leute nicht ohne Schmähung gegen die zurückgebliebenen oder früher umgekehrten Kameraden in ihre Stelle im Bivouac wieder ein. Die übrigen waren durch Zureden der Subalternoffiziere im Zaum gehalten worden, und wurden nach und nach gänzlich beruhigt, da letztere ihnen versprachen, sie nicht theilen zu lassen, so lange der König nicht darein gewilligt habe, und bei ihnen zu bleiben, so lange sie in den

Schranken der Disziplin blieben. Doch versicherten sie dabei, sie würden ihre Degen einstecken, sobald die Mannschaften etwas für sich unternähmen.

So ward die Nacht ziemlich ruhig zugebracht, und am andern Morgen kehrte das Regiment ungetheilt in seine Kantonnirungen zurück. Die Staabsoffiziere des Regiments hatten nun alle Autorität bei den Leuten verloren. Um sich den Ausbrüchen ihres Hasses zu entziehen, flüchteten sich der Oberst, der Oberstlieutenant und zwei Majors den 6. Mai aus dem Stabsquartiere Spaa nach Verviers. Schon hatten die Gemeinen die Wache vor ihren Häusern nicht mehr thun wollen, und mit Aergerm gedroht. Der Regimentsquartiermeister, ein Adjutant und noch ein Lieutenant folgten den Stabsoffizieren am folgenden Tage. Der nun das Regiment kommandirende Major von Ehrenstein, und der Major Bevilaqua, der später das Kommando erhielt, stellten nach und nach die Ordnung im Regiment durch Strenge wieder her, die die Leute von ihnen, als treuen Sachsen, willig duldeten.

Auf diese vergeblichen Versuche, die Ordre des Feldmarschalls auszuführen, erschien eine neue, enthaltend: die Kavallerie und iene vierhundert Grenadiere (die Fürst Blücher auszuzeichnen fortfuhr) sollten vorrücken, die Infanterie und Artillerie zurück an den Rhein marschieren. Auf diesem Marsche, der ohne Widerrede von Seiten der Leute ins Werk gesetzt wurde, begegneten einige Infanteriekolonnen der Kavallerie. Die Soldaten thaten ihr Möglichstes, die Kavalleristen aufzuwiegeln, riefen ihnen zu: glaubt ihr, es wird euch besser gehen, als uns? — ihr seid so gut als wir verkauft! und dergleichen Reden mehr, die nicht ohne Wirkung auf die Stimmung der Reiter blieben. Doch gelang es ihren Offizieren immer noch, sie im Gehorsam zu halten, und sie gelangten ziemlich ruhig mit ihnen nach Hasselt, St. Thron, und andern zwischen Mastricht und Löwen gelegenen Orten, wo sie stehen blieben, bis nach Bekanntmachung des Wiener Friedens die endliche Theilung an ihnen vollzogen ward.

Die Artillerie erhielt, in der Gegend von Düsseldorf angelangt, plötzlich von dem preußischen General von Bülow (unter dem die Sachsen nicht standen) Befehl, wieder vorzurücken, und sich an das Korps dieses Generals anzuschließen. Der Kommandant, Oberst Raabe, rückte zwar vor, schrieb aber zugleich dem General von Bülow: „obwohl er weder von dem Oberst von Zeschwitz, noch von dem Feldmarschall unmittelbar Ordre dazu habe, so habe er sich doch, aus Artigkeit für den General, in Marsch gesetzt, und werde, da er hoffe, daß angemessene Ordres ihn noch unterwegs treffen würden, zu ihm stoßen.“ Auf diesem Marsch erhielt er aber die Ordre, mit seinem Geschütz wieder zurück und nach Jülich zu marschieren. Er fand diese Festung voll preußischer Truppen.

Gleich nach seiner Ankunft mußten die Kanonen auf die Wälle gefahren und abgespannt werden, daher die Sachsen glaubten, sie sollten fortan zur Besatzung von Jülich gehören. Aber es kam die Ordre, daß sie auf die Dörfer einquartiert werden sollten. Oberst Raabe kommandirte ein Detaschement seiner Leute, zur Bewachung der Kanonen in der Stadt zu bleiben. Allein der preußische Commandeur ließ ihm sagen, er werde die Kanonen schon selbst bewachen

lassen; es hätten die Sachsen sofort auszumarschieren und Keiner sich wieder in der Festung blicken zu lassen. So mußten die Kanoniere ausrücken, und ihre vierzig Stück Geschütz in den Händen der Preußen lassen.*) Sie folgten darauf der Infanterie, die den Weg durch Westphalen nahm. Im Osnabrück'schen machten diese Truppen Halt, und hier langte der geliebte General von Lecoq bei ihnen an, vom endlich wiedereingesetzten König Friedrich August gesendet, um das Oberkommando zu übernehmen.

Sein erstes Geschäft mußte die nun vom König genehmigte Theilung sein, und er vollzog sie, ohne der geringsten Widersetzlichkeit zu begegnen. Wahrhaft rührend, ja tief erschütternd war diese Szene. Unter tiefem Schweigen ging die Theilung vor sich; die beklommenen Herzen der Krieger hatten keine Worte für den Schmerz, von vieljährigen geliebten, an der Donau, Weichsel, Elbe und Schelde mannigfach erprobten Kriegsgefährten zu scheiden. Erst als der General an die Losgerissenen eine gefühlvolle Abschiedsrede hielt, und dann jedem einzeln die Hand reichte — da machten Thränen den gedrückten Gemüthern Luft, und es war Keiner, aus dessen Augen sein unabwendliches Schicksal, das des Königs, und das des tapfern sächsischen Heeres, nicht einige schwere Tropfen gepreßt hätte.

Die drei entwaffneten Grenadierbataillone waren indeß von Wesel, wohin sie vereint marschierten, in Transporten von zweihundert Mann getheilt, weiter bis Magdeburg geschafft worden. Auch die Offiziere der Garde wurden von ihren Leuten wieder getrennt, und mußten allein nach Magdeburg gehen. Auf diesem Marsche zeigten sich überall die unglücklichen Wirkungen der durch die Zeitungen verbreiteten entstellenden Erzählungen von den Vorfällen bei der Armee, in der schmachvollsten Begegnung, die die Wehrlosen von den Bewohnern der Gegenden, durch welche ihr Marsch ging, erdulden mußten. Vorzüglich in preußischen Städten, aber auch in Braunschweig und an andern Orten, wurden sie wie Vaterlandsverräther, wie durch schwere Verbrechen Verunreinigte, behandelt. Der Pöbel warf sie mit Koth und Steinen, unsaubere Geschirre wurden auf sie herabgegossen u. dergl. Sie ertrugen diese Mißhandlungen von deutschen Brüdern mit Stillschweigen und gedachten der Vorsehung, wie sie Uebermuth zu strafen weiß. — In und bei Magdeburg ward die Theilung der Grenadiere nach ihren Geburtsörtern vollzogen. Ihre Betrübniß ist keiner Beschreibung fähig. Man hatte unter die dabei gegenwärtigen Preußen Branntewein vertheilt, welchen dieselben den preußisch gewordenen Sachsen zum Willkommen und um mit ihnen Brüderschaft zu trinken, anboten. Aber Keiner nahm es an. „Wir wollen nicht besoffen in unser Unglück gehen“, sagten sie.

Wir thun die einzige Frage: Würde von allem diesem Unglück das Geringste erfolgt, würde ein solcher bedauernswürdiger Widerwille in Deutschen gegen Deutsche je erregt worden sein, wenn die Gewissenhaftigkeit der Sachsen geachtet, und die Theilung erst dann, wenn sie vom König Friedrich August genehmigt und befohlen gewesen, vorgenommen worden wäre?

*) Sie sind jedoch im Juni, zufolge des Wiener Friedens, zurückgegeben worden.

Am 27. Juni traf der Rest der Garde in Leipzig ein. Die städtischen Schützenkompagnien und ein großer Haufe Studenten zogen ihr entgegen, und dann Arm in Arm mit den Grenadieren in die Stadt. Auf dem Markte empfing sie der Platzkommandant mit einer angemessenen kurzen Anrede. Die Grenadiere, nach zwei Monaten zum erstenmale wieder frei athmend, wurden von dieser Aufnahme, von dem großen Abstande derselben gegen die bisher erfahrene Behandlung, bis zu Thränen gerührt. — Abends wurde sämmtlichen Offizieren und Unteroffizieren ein gemeinschaftliches Mahl gegeben.

Dies ist der wahre, aus den glaubwürdigsten Erzählungen gezogene Hergang dieser traurigen Begebenheiten, die die Geschichte so gern verschwiege, wenn sie dürfte. Der Referent hat keinen Theil geschont, keinem geschmeichelt, und darum weiß er nicht, ob er Dank verdienen wird; überzeugt aber ist er, daß es allemal verdienstlich ist, die Wahrheit vor der Entstellung zu retten, und das Bewußtsein, dies in einer Ehrensache seines Volks nach Kräften gethan zu haben, belohnt ihn hinlänglich.

Mannigfaltiges.

Aus Asien.

Bibel-Uebersetzungen.

Da die Rechenschaft, welche die Täufer-Missionäre in Indien alljährlich ihren Brüdern in England abzulegen pflegen, diesen für diesmal auf die Zeit ihrer gewohnten Sitzung im Juni nicht hatte zugestellt werden können, so ist dagegen ein aus Sirampur, vom Januar 1816 datirter Brief des Hrn. W. Pearce in Umlauf gesetzt worden, in welchem die meisten Nachrichten in Betreff der dortigen Mission und jener mitten unter den Verehrern des Brama neu geschaffenen biblischen Literatur enthalten sind, durch deren reißende Fortschritte die heiligen Bücher in kurzer Zeit in eine Menge noch vor zwanzig Jahren kaum dem Namen nach bekannter Mundarten übergetragen sein werden.

Die Bengali-Uebersetzung ist gegenwärtig zu einem sehr hohen, jede Hoffnung in Erfüllung bringenden Grade von Korrektheit gediehen. Von der ganzen heiligen Schrift hat man eine neue Ausgabe veranstaltet. Die Auflage wird 5000 Exemplare stark, und mit neuer, weit kleinerer Schrift als die erste gedruckt, so daß die gesammte Bibel, so wie sie früherhin fünf Bände, jeden zu achthundert Seiten, gebildet hatte, hinfort nicht mehr als einen einzigen Band von 850 Seiten ausmachen soll. Die Schrift zu dieser Ausgabe hat Hr. Lawson, ein ausgezeichneter Künstler,

geschnitten, der auch andere orientalische Schriften und namentlich die chinesische, auf ähnliche Weise reduzirt hat. Ueberdies gehen die Missionäre damit um, 5000 Exemplare des N. Testaments in einer aus einem Bande von ungefähr 180 Seiten bestehenden Ausgabe in der Bengalischen Sprache drucken zu lassen.

In dem Missionsberichte von 1815 hatte man bekannt gemacht, daß in der Ouriya-Sprache die sämmtlichen heiligen Bücher schon wirklich im Drucke erschienen seien, daß auch schon eine zweite Ausgabe des Neuen Testaments in der nämlichen Mundart angefangen, der Druck bis in die Mitte des Evangeliums Matthäi vorgerückt sei und 4000 Exemplare abgezogen werden.

In der Sanskrit-Sprache, der lateinischen des Orients, deren jeder auf Bildung Anspruch machende Hindostaner kundig ist, sind die historischen Bücher nunmehr vollständig vorhanden. Auch ist man mit dem Drucke bis in die Mitte des Jesaias fortgerückt und hofft binnen drei Monaten diesen Band und mit ihm die ganze Bibel in der Sanskrit-Sprache zu beendigen.

Noch weiter vorgerückt ist die Hindi-Bibel und man rechnete, in Monatsfrist den letzten Theil derselben austheilen zu können, mit welchem die erste vollständige Ausgabe der heil. Schrift und die zweite des Neuen Testaments in jener Mundart beendigt ist.

Auch Mahrattisch sind die historischen Bücher ganz und die übrigen heiligen Schriften bis mitten in die Sprichwörter abgedruckt.

In der Sikh-Sprache ist der Pentateuch vollendet und der Druck der historischen Bücher hat begonnen.

Im Chinesischen hat man den Pentateuch kürzlich zu Ende gebracht, und ist mit Veranstaltung einer zweiten Ausgabe des N. Testaments beschäftigt. Zu gleicher Zeit will der Doktor Marshmann, der sich neue Mitarbeiter für diesen Gegenstand zu verschaffen gewußt hat, den Druck der Psalmen befördern.

In der Telinga-Sprache war das N. Testament bis zu der Epistel an die Thessalonier abgedruckt, und man hoffte, daß dieser Band vor Ankunft des Briefes in England beendigt sein würde.

In dem Paschtou-Dialekte war der Druck des N. Testaments bis zu der ersten Epistel Petri, und in den Dialekten von Assan und von Watch bis zu der Epistel an die Römer vorgerückt. Auch mit dem Drucke der Bradj-Bhassa-Uebersetzung soll ungeachtet der Entfernung des Bruders Chamberlain, unter dessen Leitung dieselbe gefertigt wird, fortgefahren werden.

In Karnatischer Sprache ist das Evangelium Marci beendigt, und nun geht es an den Lukas. Weit geringer sind die Fortschritte, welche man der Kaschmirischen Uebersetzung und denen von Kunkune, Multani, Sindhi, Bikanir, Nipol, Oudnipore, Marwar, Djaiipur und Khasi gemacht hat. Der Grund davon liegt in der Schwierigkeit, sich die erforderlichen Hilfleistungen für die Sprachen jener nur zur Seltenheit von Reisenden besuchten Länder zu verschaffen. Sobald die Hindi- und Sanskrit-Uebersetzungen beendigt sein werden, gedenkt man auch mit jenen fortzufahren. In vier der genannten Sprachen hat man bereits das

Evangelium Matthäi ausgetheilt. Der Druck der Uebersetzungen von Sirampur ist durch die Fertigung mehrerer Elementarbücher für die Bengalischen Schulen, nicht weniger als der katholischen Bibeln in Armenischer und Malaischer Sprache für die Hilfs-Bibelgesellschaft zu Kalkutta einigermaßen verzögert worden. Dieses Aufenthalts ungeachtet werden von jener Offizin, unabhängig von den Chinesischen Korrekturbogen, welche der Doktor Marshmann in Empfang nimmt, wöchentlich auch noch zwölf Korrekturbogen an den ehrwürdigen und thätigen Herausgeber jener Uebersetzungen, den Doktor Carey, abgeliefert.

Der Bruder Aratun, ein Armenier, hatte, um seine in Surate zurückgelassene Familie zu besuchen, ganz Hindostan durchreiset. In einem von Benares datirten Briefe macht dieser Mann seinen Brüdern zu Kalkutta die Anzeige, daß er auf seinen verschiedenen Reise-Stationen 10,250 Bände und Brochüren, größtentheils biblische Bücher, in Bengalischer, Persischer, Hindischer, Sanskrit-, Kaschmirischer, Mahrattischer, Arabischer, Sikh-, Belutscher, Bradj-Bhassascher und Chinesischer Sprache ausgetheilt habe.

Eine Kiste mit Exemplaren der Chinesischen Bibelübersetzung ist nach Java gesandt worden, wo ungleich mehr Leute im Stande sein werden, dieselbe zu lesen als in Hindostan. In Amboyna hat der Bruder Jabez Carey, wegen der dort herrschenden Unruhen nicht so viel Gutes stiften können, als sich von ihm hatte erwarten lassen; jetzt scheint indeß die Ruhe soviel als wieder hergestellt zu sein. Noch glaubt man auch, einem Bruder den Eingang in die Chinesischen Provinzen des Reiches der Barmanen (wie Hr. Pearce sich ausdrückt), verschaffen zu können. Eine von einem Europäer in so unbekannte Gegenden unternommene Reise müßte für die Geographie und die Geschichte der Sprachen jenes Welttheils ohne Zweifel bedeutende Vortheile gewähren.

H.

Inhalt des ersten Heftes.

Von dieser Zeitschrift erscheinen monatlich zwei Hefte, jedes drei bis vier Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus vierundzwanzig Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preiß 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.



Jahrgang 1819.

Zweites Januar-Heft.

Nro. 2.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Kurze Geschichte der Steindruckerei von Erfindung derselben bis ans Ende des Jahres 1818; von Franz Xaver Bronner.

(Nach des Erfinders eigenen Angaben.)

„Stäter Kampf mit Ungemach erzeugt Abhärtung durch Leiden, und man erliegt dem Uebel nicht; sinkt der Ringer auch, so kämpft er noch auf den Knieen. — Wahrlich ein Schauspiel, würdig, daß Gott mitten in erhabener Wirksamkeit den Blick darauf wende; wahrlich ein Gotteswürdiges Paar, der standhafte Mann, dem bösen Schicksal gegenüber gestellt!“ *)

Solche Gedanken drängen sich auf, wenn man von der muthigen Ausdauer verdienstvoller Männer lieset, die unter zahllosen Widerwärtigkeiten ihren Zweck verfolgten. Und ihnen verdient auch der Erfinder des Steindrucks beigezählt zu werden. Armuth, bitterer Mangel an Hilfsmitteln, Mißlingen mancher mit großer Anstrengung gewagten Unternehmung, das Unglück, von denen verkannt und verachtet zu werden, von denen billig Aufmunterung und Hilfe zu erwarten stand, Abhaltungen durch drückende Nahrungssorgen, Verlockungen zur Anwendung der unreifen Kunst auf niederhaltende Gewerbszweige, Fallstricke des Eigennutzes, um sich der Vortheile zu bemächtigen, Hindernisse ohne Zahl verzögerten die Ausbildung dieser nützlichen Erfindung. Preis und Dank dem huldreichen Landesvater Baierns, der endlich einen wohlwollenden Königsblick auf diesen Kampf ausdauernder Thätigkeit mit dem Ungemach des Lebens wandte, und dem braven Ringer einen angemessenen Wirkungskreis anwies!

In Erwägung, wie interessant es wäre, wenn uns Guttenberg oder Fust Erzählungen von den Erfindungen der Buchdruckerkunst zurückgelassen hätten, bewogen einige Freunde, besonders den verdienstvollen Generalsekretär der Münchner-Akademie und Direktor Friedrich von Schlichtegroll, den Erfinder der chemischen Druckerei auf Stein, Metall und Steinpappe u. s. w., die Geschichte seiner Bemühungen selbst zu schreiben.

Gegenwärtige Erzählung ist ein gedrängter Auszug aus dem historischen Theile des Werks: „Vollständiges Lehrbuch der Steindruckerei, enthaltend eine richtige und deutliche Anweisung

*) Seneca de providentia, c. 2: Ubi assidua fuit cum incommodis rixa, callum per injurias ducit, nec ulli malo cedit; sed etiam si ceciderit, de genu pugnat. — Ecce spectaculum dignum, ad quod respiciat intentus operi suo Deus: ecce par Deo dignum, vir fortis cum mala fortuna compositus.

zu den verschiedenen Manipulations-Arten derselben in allen ihren Zweigen und Manieren, belegt mit den nöthigen Musterblättern, nebst einer vorangehenden ausführlichen Geschichte dieser Kunst von ihrem Entstehen bis auf gegenwärtige Zeit. Verfaßt von Alois Senefelder. München, bei K. Thienemann. Wien, bei K. Gerold 1818. Median, nebst 20 Steinabdrücken." Wir senden einige aus Briefen gezogene Nachrichten voraus.

Dieses Werk ward schon vor zehn Jahren als Lehr- und Musterbuch angekündigt; auch ein Heft Probeblätter unterstützte die Ankündigung. Vor vier Jahren wurde das Unternehmen mit André in Offenbach von neuem in Anregung gebracht. Aber die unruhige Geschäftigkeit und die Gewohnheit des genialen Erfinders, nur sprungweise zu arbeiten, hätten sicher auch jetzt die Herausgabe verhindert, wenn nicht ein uneigennütziger Mann, den er achtete, und der durchaus keinen Geldgewinn bei der Sache suchte, ihn unermüdet angetrieben hätte; denn Senefelder war durch die vielen Herren, die sich, um Nutzen aus seiner schönen Erfindung zu ziehen, an ihn machten, und in Verbindung mit ihm treten wollten, ganz scheu und mißtrauisch geworden. So ist denn dieses Buch, wie ein wohlunterrichteter Mann uns schreibt, als eine wahre Zangengeburt zur Welt gekommen. Jener wohlwollende Gelehrte, der sich des leicht zu störenden Verfassers so ernstlich annahm, erhielt zwar die Handschrift desselben vor dem Drucke zur Einsicht; und sah sogleich aus der Darstellungsart der Geschichte dieser Erfindung, daß manche Nebensache wegfallen, manches zweckmäßiger und würdiger vorgetragen werden könnte; allein er fühlte auch, daß große Umänderungen den ohnehin etwas ängstlichen Schriftsteller scheu und gegen sich selbst mißtrauisch gemacht, ja bewogen haben würden, die Hand wieder abzuziehen. Ferner dachte dieser redliche Freund: „Wenn wir nur jetzt noch eine recht umständliche, wenn auch mit Familien-Klatschereien durchwebte Darstellung der Erfindung der Typographie von Joh. Fusts oder Peter Schöfers, oder gar Joh. Guttenbergs Hand hätten; wir wollten das eigentlich Geschichtliche heraussuchen. Lassen wir also den merkwürdigen Erfinder immerhin mit einiger Ausführlichkeit erzählen; wenn er nur auch mit derselben offenen Redseligkeit Alles sagt, was zur Anweisung der Kunst dient." Zwar hätten die Musterblätter bei größerer Konsequenz auch ästhetisch noch besser gewählt und ausgeführt werden können; allein da man, um Hrn. Senefelder zur Vollendung zu nöthigen, darauf bestehen mußte, daß das Buch zur Ostermesse fertig geliefert würde, so trat die größte Noth ein, und man konnte zufrieden sein, daß zu den verschiedenen Manieren so schöne belehrende Blätter beigefügt wurden. Man mußte um so mehr auf Vollendung des Werks dringen, da Senefelder nach Wien gerufen ward, um dort ein Institut zu errichten, und daher zu befürchten stand, er möchte diese Reise antreten, ohne vorher sein Werk zu Ende gebracht zu haben. Diese wohlthätigen Bemühungen des Hrn. von Schlichtegroll anerkennt der Verfasser mit Dank in seinem Werke S. 126.

Jetzt liegt doch einmal vor den Augen des Publikums, was er selbst ehrlicher Weise von der Art erzählt, wie er zu seiner Erfindung kam, und wo jetzt die Kunst steht, so daß Jeder

hierauf zu eigenen Versuchen fortschreiten kann. Man hat alle Ursache zu glauben, Hr. Senefelder habe das rechte Verfahren überall aufrichtig und gewissenhaft angegeben. Seine Freunde unterließen nicht, ihm mit aller Beredsamkeit vorzustellen, welche gerechte Forderungen richtiger Angaben Mitwelt und Nachwelt an ihn zu machen habe. Wirklich trägt die Erzählung überall das Gepräge der Offenherzigkeit. Er erzählt folgende Thatsachen:

Aloys Senefelder, geboren 1771, ein Sohn Peter Senefelders, aus Königshofen in Franken, Hofschauspielers in München, sollte gegen seinen Willen die Rechte studieren, widmete sich aber 1791, nach dem Tode seines Vaters, dem Theater; wo er, seinem eigenen Ausdrucke nach, hinlänglich Noth und Ungemach erlitt, um seinen Enthusiasmus für die Schaubühne in zwei Jahren abzukühlen. Nun wollte er als Schriftsteller leben; denn ein kleines Schauspiel, die Mädchenkenner, das er abdrucken ließ, erwarb ihm durch den Buchhändler Lentner einen reinen Gewinn von fünfzig Gulden. Ein zweites hätte ihm hundert Gulden eingetragen, wenn der Druck vor der Leipziger Ostermesse vollendet worden wäre. Allein der Buchdrucker Hübschmann hielt ihn zu lange auf, und der Erwerb ging verloren. Deswegen wünschte er eine eigene Druckerei zu besitzen; allein ihm fehlte das nöthige Geld. Um sich wohlfeile Stereotypen zu verschaffen, ersann er allerlei Mittel. Er suchte z. B. nur soviel metallene Buchstaben zu bekommen, als zum Satze einer Seite nöthig sind; diese drückte er in eine weiche teigartige Mischung von Thon, feinem Sand, Mehl und Kohlenstaub, welche sehr bald trocken ward; dann überzog er ein Bretchen mit fließendem Siegellack, worin fein geriebener Gyps gerührt ward, und preßte die irdene Form darauf, so daß die erkalteten Buchstaben erhaben erschienen. Wenn diese Stereotypen mit einem Buchdruckerballen eingeschwärzt wurden, ließen sie sich sehr gut abdrucken. Doch konnte er aus Geldmangel auch von dieser Erfindung keinen Gebrauch machen.

Nun wollte er die gewöhnliche Buchdruckerschrift ganz genau und zwar verkehrt nachschreiben lernen, um mit einer elastischen Stahlfeder auf den Aetzgrund einer Kupferplatte zu schreiben, die Schrift einzuätzen, und dann beim Kupferdrucker abdrucken lassen. Nach wenigen Tagen hatte er sich einige Fertigkeit im Verkehrtschreiben erworben; allein er machte viele Fehler, und kannte kein Mittel, sie zu verbessern. Doch ersann er sich bald einen Deckgrund: eine Mischung aus drei Theilen Wachs mit einem Theile Talgseife, am Feuer geschmolzen, mit feinem Kienruß versetzt, und in Regenwasser aufgelöset, gab eine Art schwarzer Tinte, womit die Fehler leicht verbessert werden konnten. Aber das Abschleifen zu neuer Schrift nahm viele Zeit weg, und verdünnerte das Kupferblättchen.

Nun ward ein Zinnteller seiner Mutter in Requisition gesetzt; allein das Aetzen ging aus Unkunde der rechten Behandlung nicht gut von Statten, und weitere Versuche unterblieben.

Eine schöne Kellheimer-Kalkschieferplatte, zum Farbenreiben bestimmt, schien ihm zu seinen Uebungen eben so gut, als eine Zinn- und Kupferplatte. Als er sie mit seiner Wachstinte bestrichen hatte, gelangen alle Proben des Verkehrtschreibens recht gut darauf; das Aetzen mit

Scheidewasser ging noch leichter von Statten, nur das Abdrucken machte ihm Sorge. Solche Platten sind zerbrechlich, lassen sich nicht gut poliren, und gestatten kein reines Abwischen der Kupferdrucker-Schwärze. Wenn man auch dickere Platten nahm, mußte noch ein besseres Poliermittel oder eine leichter wegzuwischende Farbe erfunden werden. Eine Mischung aus einem Theil Vitriolöl und vier bis fünf Theilen Wasser ätzte den Stein hinlänglich glatt, um mit einem Lappen polirt zu werden, und leichter Oelfirniß mit Frankfurter-Schwärze und etwas Weinstein angerieben, ließ sich durch eine schwache Auflösung von Pottasche und Kochsalz in Brunnenwasser, leicht von der Oberfläche der Steinplatte wegwischen. Somit war die vertiefte Manier der Steindruckerei erfunden, bei welcher die Buchstaben und Zeichnungen in den Stein eingeätzt, und wie beim Kupferdruck mit Schwärze ausgefüllt werden.

Zur erhöhten Manier, bei welcher die Züge über die Fläche des Steines sich erheben, und nach Buchdruckerart mit Ballen eingeschwärzt werden, gelangte der Erfinder auf folgende Weise: Er hatte eine rein abgeschliffene Steinplatte vor sich liegen, als eben die Tinte eingetrocknet, und kein Papier im Hause war, und doch für seine Mutter ein Wäschzettel geschrieben werden sollte: da schrieb er den Wäschzettel einstweilen mit seiner vorräthigen Fett-Tinte aus Wachs, Seife und Kienruß auf die abgeschliffene Steinplatte, um ihn dann auf Papier wieder abschreiben zu können. Allein ehe er die Schrift auslöschte, fiel ihm ein, zu versuchen, was daraus werden würde, wenn er die Platte mit Scheidewasser ätzte, und die Buchstaben wie einen Holzschnitt abdrucken ließe. Der Versuch gerieth über Erwartung wohl: alle Züge, welche die fette Tinte beschützte, erschienen um die Dicke eines Kartenblattes höher als die tiefer geätzte Fläche des Steines, und ließen sich mit einem Bretchen, das mit feinem Tuch überzogen und mit Buchdruckerfarbe gut eingerieben war, sehr wohl einschwärzen und abdrucken, ja die Abdrücke forderten weniger Kraft der Presse, und geriethen viel reiner. Seine Freude darüber war groß, und er dachte sogleich daran, wie er ein Privilegium und vielleicht auch eine Geldunterstützung von dem Kurfürsten erhalten könnte.

Was von seiner Thätigkeit abhieng, gelang ihm; aber was er von andern erwartete, mißlang vollkommen. Nur eine geringe Summe wäre hinreichend gewesen, eine Presse, Steinplatten, Farbe, kleine Werkzeuge und Papier anzuschaffen; aber niemand unterstützte den Hilflosen. Eben sollte ein Artillerist, welcher aus dem Dienste treten wollte, einen Mann für sich stellen, und bot dem Eintretenden zweihundert Gulden Handgeld. Senefelder hoffte, wenn er einmal exerziren könnte, bald Urlaub zu erhalten, und dann im Besitze von zweihundert Gulden nach Herzenslust drucken, und sich nach kurzer Zeit loskaufen zu können. Entschlossen ging er mit andern Rekruten nach Ingolstadt ab; als er aber dort einrollirt werden sollte, und auf die Frage um seinen Geburtsort Prag nannte, erhielt er die Weisung, weil eine Verordnung alle Ausländer vom baierischen Kriegsdienst ausschließe, könne er nicht aufgenommen werden. Er wanderte wieder nach München zurück, trostlos, daß es ihm nicht einmal gelingen wollte, Soldat zu werden.

Ein Stückchen Makulatur mit schlechtgedruckten Noten brachte den Wanderer auf den Einfall, seine Erfindung auf den Notendruck anzuwenden. Schon stand er vor der Wohnung des Musikalienhändlers Falter, mit dem Vorhaben, ihn für seine Erfindung zu gewinnen, und einen kleinen Vorschuß zu erbitten. „Hätte ich dies gethan, so merkt Hr. Senefelder an, so wäre vielleicht meine Kunst schon lange auf einer höhern Stufe der Vollkommenheit, vielleicht wäre sie aber auch gar nicht weiter gebracht worden, da sie in ihrer damaligen Gestalt für den Musikdruck vollkommen auslangte." Allein seine Schüchternheit trieb ihn wieder von Falters Thür weg, ohne sein Verlangen erklärt zu haben. Auf dem Rückwege traf er einen Bekannten, der ihm sagte, auch der Hofmusikus Gleißner lasse zuweilen Musikalien drucken. Senefelder kannte diesen Komponisten, eilte in die Wohnung desselben und nahm die Frau Gleißner für seine Erfindung ein. Mit einer kleinen Modellpresse kam er wieder, und machte dem aufmerksamen Musiker Proben vor, die vollen Beifall fanden. Gleißner kannte die Dürftigkeit des Erfinders, und that von freien Stücken den Vorschlag, auf seine Kosten eine kleine Noten-Druckerei einzurichten. Senefelders Mutter hatte ihrem Sohne bereits eine Kupferdrucker-Presse mit zwei Walzen machen lassen, die ein Zimmermann um sechs Gulden, roh genug, ausarbeitete. Nun wurde mit Gleißners Gelde ein Vorrath von Steinplatten, Papier und andern Erfordernissen gekauft, der Komponist fertigte zwölf Lieder mit Begleitung des Klaviers, Senefelder schrieb sie auf Stein, und druckte sie mit Beihilfe eines Taglöhners einhundert und zwanzigmal ab. Die Kosten beliefen sich kaum auf dreißig Gulden; Hr. Falter zahlte für hundert Exemplare gerade hundert Gulden. Es ergab sich also ein reiner Gewinn von siebenzig Gulden, welche in vierzehn Tagen verdient wurden; denn länger dauerte es nicht, bis die Lieder komponirt, abgeschrieben und gedruckt waren. Der Kurfürst, dem Graf von Törring einen Abdruck überreichte, sandte hundert Gulden aus der Kabinetskasse, und versprach ein Privilegium. Duetten für zwei Flöten von Gleißner erwarben in Kurzem wieder vierzig Gulden Einnahme. Die Unternehmer lebten in den schönsten Hoffnungen. (Jahr 1796.)

Senefelder legte der kurfürstlichen Akademie der Wissenschaften ein Exemplar jener Lieder nebst der Beschreibung der Vortheile seiner Erfindung vor, indem er zugleich anmerkte, wie wohlfeil er arbeiten könne, da seine Presse selber nur sechs Gulden gekostet habe. Wie betroffen war er, als ihm anstatt die gehoffte Ehrenmeldung in den Annalen der Akademie zu erhalten, vom Vizepräsidenten Vacchieri ein Honorar von zwölf Gulden eingehändigt wurde, mit dem wie Spott tönenden Bedeuten, daß man über seine Eingabe wohlgefällig votirt habe: „Weil nach des Erfinders eigener Aeußerung die Auslagen nur sechs Gulden betrügen, würde er wohl mit dem doppelten Ersatz hinlänglich zufrieden sein." Die Akademie erscheint hier wenigstens nicht als großmüthige Beschützerin der Künste.

Die Gräfin von Herting wollte eine Kantate des Musikdirektors Cannabich auf Mozarts Tod drucken lassen, um jenen geschätzten Musiker damit zu seinem Namenstage zu überraschen. In der Hoffnung eines reichern Erwerbs ward nun beschlossen, eine neue Presse

machen zu lassen. Ehe die neue fertig war, wurde die alte vernichtet, ein schlimmer Umstand: Als nämlich mit dem neuen wohlgearbeiteten Instrumente die erste Probe angestellt ward, kam statt eines Meisterstücks ein scheußlich beschmierter Abdruck zum Vorschein. Die Presse faßte zuerst die über die Druckrahme gespannte Leinwand, und zog diese sammt dem darunter liegenden Papier so lange über den eingeschwärzten Stein, bis dieser nachfolgte, und unter die Walze gebracht ward. Lange wußten die Unternehmer, aus Mangel an Erfahrung, dieser verderblichen Einrichtung nicht abzuhelfen; mit einem Aufwande von mehr als hundert und fünfzig Gulden wurden in betäubender Angst Preßveränderungen, Probedrücke, allerlei Versuche unternommen, ohne daß sie ihren Zweck erreichten; Geld, Zeit, und eine Menge Papier ging verloren. Der Termin rückte heran, da die Abdrücke an die Gräfin von Herting abgeliefert werden sollten; aber es war keine Hoffnung der Vollendung vorhanden. So ward denn das Manuscript und alles noch nicht verdorbene Papier zu Hrn. Falter gebracht; Vorwürfe der Bestellerin blieben nicht aus, und Hr. Gleißner mußte zum Ersatze für das verdorbene Papier sich sogar einen monatlichen Abzug von seiner Besoldung (hundert Gulden von dreihundert jährlich, wie es S. 40 heißt) gefallen lassen; das Zutrauen verschwand, der Kurfürst erhielt eine üble Meinung von dem ganzen Geschäfte, und alle fernern Bemühungen um ein Privilegium blieben fruchtlos.

Unter diesen Versuchen fielen sie in der Angst ihres Herzens auch darauf, von einem Zimmermann geschwind eine neue Presse verfertigen zu lassen, welche, wie die Buchdruckerpressen, mit einem ganz senkrechten Drucke die Noten aufs Papier bringen sollte. Allein größere Steinplatten ließen sich damit, wahrscheinlich wegen der Ungleichheit der Oberlage (des sogenannten, bloß aus Holz gemachten Tiegels) nicht gehörig ausdrucken. Um die Kraft zu verstärken, ließ Senefelder einen Stein von drei Zentnern mit Walzen in die Höhe winden, und zehn Fuß tief herabfallen: dieser brachte durch Hilfe eines Hebels, den er mit sich riß, auf der Steinplatte einen Druck von mehr als tausend Zentnern hervor. Aber die Platten wurden fast immer zerschmettert. Ja einmal kam die Stange, welche den Stein in der Höhe erhielt, durch einen Stoß ins Rutschen, stellte sich aber in ihrer beschleunigten Bewegung auf einer schiefen Fläche, zufällig und wie durch ein Wunder, wieder in einer kleinen Vertiefung fest, sonst wäre der Erfinder plötzlich erschlagen worden. Deßhalb wollte er mit dieser Einrichtung ferner nichts zu schaffen haben.

Oefters hatte er angefeuchtetes Papier auf den eingeschwärzten Stein gelegt, und dasselbe mit Makulatur und einem steifen wohlgeglätteten trockenen Papier bedeckt; dann hielt er mit der Linken die Oberlage fest, und rieb mit glattem Holze in der Rechten so lange darüber hin, bis alle Stellen wohl überfahren waren. So bekam er zuweilen sehr gute Abdrücke. Daher fiel er auf den Gedanken, eine eigene Reibe-Presse oder Stangenpresse einzurichten, mit der man eben so, wie man mit Glasmassen Leinwand glättet, mit dicken Leisten von hartem Holze Steindrücke abreiben könnte. Geschwind wurden drei dergleichen Pressen hergestellt, und sechs Drucker angenommen. Aber — o menschliche Gebrechlichkeit! — Von allen sechs Arbeitern

begriff nicht ein einziger den äußerst einfachen Handgriff, durch Hin- und Herfahren die ganze Fläche zu überreiben; unter sechs Abdrücken kam kaum einer ganz vollkommen ans Tageslicht, überall gab es ausgelassene Stellen. Ja, wenn auch drei Seiten eines Bogens zufällig geriethen, ward doch die vierte unbrauchbar, also der ganze Bogen Makulatur.

Alle diese Anstrengungen vermochten also nicht, jene unglückliche Verzögerung von Cannabichs Kantate zu verhüten. Schulden waren gemacht, der Besoldungs-Abzug verstimmte Hrn. Gleißner, die Unternehmer wurden verspottet, der Erfinder niedergeschlagen.

Da bloß der Mangel einer guten Presse die Hauptursache alles Mißlingens war, so wandte er sich an Hrn. Falter, und schlug ihm vor, wenn derselbe eine taugliche Presse machen ließe, so würde er in dessen eigener Wohnung eine Notendruckerei einrichten. Herr Falter ließ also eine große Presse machen, an der beide Walzen, von fünfzehn Zoll Durchmesser, mit Sternen versehen, und von den Druckern zugleich umgedreht wurden. Auch konnte die obere Walze zuerst aufgehoben werden, um den Stein unterzuschieben, und dann die aufgehobene niederzulassen. Nun ging das Drucken recht gut von Statten. Die Zauberflöte, von Hrn. Danzy in Quartette gebracht, war das erste Produkt dieser Presse. Frau Gleißner half in Falters Wohnung sehr fleißig arbeiten. Aber ihr Mann erkrankte, die Frau mußte ihn pflegen, der Druck ward von zwei abgerichteten Soldaten besorgt, Senefelder lieferte nur die zugerichteten Steinplatten. Die Arbeiter verdarben aber aus Ungeschicklichkeit soviel Papier, daß Hr. Falter seine Musikalien lieber in Kupfer stechen ließ.

Indessen hatte auch Hr. Schmidt, damals Professor an der Militär-Akademie, jetzt Dechant in Miesbach, der öfters Hrn. Gleißner besuchte, in Stein zu ätzen angefangen. Nach seinen Angaben war der Gang seiner Erfindung folgender: Er sah in der Frauenkirche zu München einen Stein, auf welchem die Buchstaben und Zeichnungen erhaben waren. „Das muß mit Scheidewasser geätzt worden sein, es muß sich auch wohl abdrucken lassen!“ so dachte er, und die ganze Erfindung war gemacht.

Senefelder meint, weder er noch Hr. Schmidt, möchten die ersten gewesen sein, welche Steine zum Abdrucken benutzten. Aber er hatte doch (1796) schon eine zum Schreiben auf Stein sehr gute Tinte, welche zugleich dem Scheidewasser widersteht, erdacht, und diese nicht, wie Hr. Schmidt, nach einem alten Nürnberger Buche zusammengesetzt. Auch ein brauchbares Werkzeug zum Einschwärzen so wenig erhabener Züge, und eine Reibepresse hatte er erfunden. Hr. Schmidt machte jedoch mit seinen Schülern auch manchen Versuch, um Zeichnungen auf Stein zu verfertigen; vermuthlich gelang ihm erst das Abdrucken nicht gut, denn die Steine wurden Anfangs geätzt, die Züge aber in den Zwischenräumen durch Ausgraben mit allerlei stählernen Instrumenten gehoben, so daß man sie füglich erhabene Steinschnitte nennen konnte. Er ließ dieselben in gewöhnlichen Buchdruckerpressen abziehen, und es verlautet, die Abdrücke seien ziemlich gut ausgefallen. Diese Versuche Hrn. Schmidts waren Veranlassung,

daß Senefelder mit dem Schulrathe Steiner bekannt ward, der zugleich Direktor des Bücherverlags des Schulfonds war.

Um verschiedene Abbildungen, wie Holzschnitt-Tafeln, zwischen Buchdrucker-Lettern einschalten zu können, ersann Hr. Senefelder folgendes Kunststück: Eine Mischung von feingeriebenem gebranntem Gyps, Butter und Alaun, hinreichend mit Wasser befeuchtet, wurde auf eine frisch geschliffene graue Steinplatte, drei Kartenblätter dick, sehr gleichförmig aufgestrichen; nach dem Trocknen zeichnete er mit einer Stahlnadel die Notenschrift bis auf den grauen Grund durch. Dann ward Petschierwachs zerlassen, und auf ein Bretchen gestrichen; darein, wenn es noch warm war, drückte man mit einer Handpresse die eingegrabene Notenschrift. Nach dem Erkalten wurde der weiße Grund, welcher sich jetzt vom Stein abgelöset hatte, und auf dem Petschierwachs hängen geblieben war, mit Wasser und einer Bürste sauber abgefegt, und die Zeichnung erschien auf dem Holze mit erhabenen Zügen in Petschierwachs, wie ein Holzschnitt. Anstatt des Petschierwachses konnte man auch das leichtflüssige Metall aus Zinn, Blei und Wismuth zum Abklatschen anwenden. Man gewann dadurch den Vortheil, daß man Schriften nicht verkehrt zu machen brauchte, indem sie durch das Abdrucken in Petschierwachs oder Metall selbst verkehrt wurden.

Auf diese Weise kann man auch die schönsten Kattunmuster sehr schnell verfertigen.

Ein Lied auf die Feuersbrunst zu Neuötting in Baiern, das Senefelder für Hrn. Lentner druckte, und wobei sich eine kleine Vignette, ein brennendes Haus vorstellend, befand, veranlaßte Hrn. Schulrath Steiner, einige kleine Bilder für einen Katechismus auf Stein zeichnen zu lassen. Sie fielen, weil der Erfinder nur sehr schlecht zeichnen konnte, höchst mittelmäßig aus, bewiesen aber doch, daß man die Erfindung auf Zeichnungen aller Art anwenden könne. Hr. Steiner verschaffte dem Erfinder Gelegenheit genug, sich in der Anwendung seiner Kunst auf allerlei Gegenstände zu üben; leider entsprach seine Geschicklichkeit im Schreiben und Zeichnen zu wenig den guten Absichten des wohlwollenden Mannes. Deswegen wurden mehrere Jünglinge zum Zeichnen auf Stein mit fetter Tinte angeführt, und lieferten bald gelungene, bald unvollkommene Arbeiten. Weil sie aber nicht sogleich ansehnliche Belohnungen für ihre Zeichnungen erhielten, liefen sie wieder auseinander.

Der Schulfond wollte ein Gebetbuch in Steindruck verfertigen lassen. Das vorläufige Verkehrtschreiben, dem sich meistens Hr. Gleißner unterzog, machte viele Schwierigkeiten; deswegen fiel Senefelder darauf, zu versuchen, ob man eine Schrift mit künstlicher Tinte nicht, wie eine Schrift mit englischem Bleistift, auf einen polirten Stein legen, und unter einer wohlgespannten Presse abdrucken konnte. Denn er hatte gesehen, daß die Bleistift-Zeichnungen sich ziemlich gut abdrucken ließen. Nach vielen Versuchen fand er eine Tinte aus Leinöl, Seife und Kienruß, die seinem Verlangen entsprach. Nun ließ er Schrift und Noten mit dieser Tinte von einem geschickten Schreiber auf Notenpapier bringen, druckte sie auf den Stein über, und erhielt so eine genaue verkehrte Vorzeichnung. Aber diese verkehrten Buchstaben

mußten immer erst mit der Steintinte überfahren werden, um zum Abdrucken tauglich zu sein.

Deswegen sann der Erfinder der Sache weiter nach, und stellte viele Versuche an. Bei dem Ueberdrucken von Papier auf Stein nahm er wahr, daß Näße, besonders eine schleimige Näße, z. B. die Gummi-Auflösung, sich dem Anheften der fetten Tinte widersetzte. Ein Blatt von einem alten auf Druckpapier gedruckten Buche wurde durch verdünntes Gummiwasser gezogen, dann auf einen Stein gelegt, und mit einem in dünne Oelfarbe getauchten Stücke Schwamm auf allen Stellen wohl berührt. Die gedruckten Buchstaben nahmen die Farbe allenthalben gut an, das Papier selbst aber blieb weiß. Nun ward ein anders weißes Papier darauf gelegt, und beide durch die Presse gezogen; so erhielt man einen sehr guten, aber verkehrten Abdruck des gedruckten Blattes. Ließ man einen solchen Abdruck trocken werden, und behandelte ihn wie das Original, so bekam man nicht verkehrte, sondern gerade, erst rechte Abdrücke des Originals; nur mußte man zum ersten Abdrucke eine festere und mit Silberglätte mehr trocken gemachte Farbe gebrauchen, und den Widerdruck wenigstens vier bis sechs Tage lang trocknen lassen.

So war denn die chemische Druckerei, nämlich die Kunst, Schriften von dem Papier weg auf Papier abzudrucken, erfunden. Alte und neue Bücher ließen sich auf diese Art leicht und ohne große Kosten wieder auflegen. Man bedurfte nur einer leicht trocknenden, der Druckfarbe ähnlichen Zusammensetzung, um jeden Bogen Papier als Druckplatte zu gebrauchen. Diese Tinte erfand er bald: Colophonium, feingeriebene Silberglätte, Kienruß, Oelfirniß und Pottasche, mit Wasser gehörig verdünnt, gaben für diesen Zweck eine gute Tinte. Nur die leichte Zerstörbarkeit des Papiers hielt den Erfinder ab, bedeutendern Gebrauch davon zu machen.

Aber konnte man nicht einen festern Stoff, wohl gar die Steinplatte selbst, so herrichten, daß sie nur an den mit fetter Tinte bezeichneten Stellen Farbe annähme, und an den nassen ihr widerstünde? Diesen Gedanken faßte der Erfinder auf, stellte neue Versuche an, und fand, daß es am besten angienge, wenn er den glatten Stein zuerst mit Seifenwasser fein anstriche, gut abtrocknete, darauf mit der Wachstinte schriebe, oder aufgelösete Druckschrift oder fette Handschrift vom Papier darauf überdruckte, dann den Stein mit schwachem Scheidewasser äzte, und ihn durch Aufgießen von Gummiwasser vollends zum vielfältigen Abdrucke herrichtete.

Nun kam es nicht mehr darauf an, ob der Stein vertieft oder erhaben bearbeitet war, da man sogar von einer ganz flachen Zeichnung auf demselben gute Abdrücke erhalten konnte. Die chemische Steindruckerei war in Ausübung gebracht.

Kehrte er die Methode um, und benetzte den Stein mit Oel, anstatt mit Wasser, wählte aber zur Abdruckfarbe eine mit Gummiwasser bereitete Tinte, so nahmen keine fetten, sondern nur nasse Stellen die Farbe an, und er konnte mit allen Wasserfarben drucken, welches wirklich bei kolorirten Bildern manchmal, wegen der größern Höhe der Farbe nothwendig ist. Das Bezeichnen mit trockener Seife gab die natürlichste Idee zur nachherigen Kreidenzeichnung.

Die neue Behandlungsart setzte den Erfinder in den Stand, seine Geschäfte auszubreiten. Er nahm also zwei seiner Brüder Theobald und Georg vom Theater weg zu sich, und lehrte sie auf Stein schreiben, äzen und drucken. Auch zwei Lehrjungen von fünfzehn bis sechszehn Jahren, Kinder armer Aeltern, wurden als Steindrucker in die Lehre genommen, und es zeigten sich für Hrn. Gleißner und ihn ziemlich gute Aussichten. Sie verdienten manchen Tag zehn bis zwölf Gulden, und erhielten 1799 durch die Gnade des jetzt regierenden Königs ein Privilegium auf fünfzehn Jahre. Im Vertrauen auf dies Privilegium hielten sie keinen Handgriff geheim, und arbeiteten getrost, um ihre Kunstoffizin in guten Ruf zu setzen, und guten Gewinn zu erringen. Aber es ging langsam empor; denn die Gleißnersche Familie bestand aus fünf Personen, die neuen Arbeiter erheischten beträchtliche Ausgaben, das nöthig gewordene größere Lokal forderte theuerern Hauszins, und der Erfinder verwandte seine meiste Zeit auf Proben und Verbesserungen seiner Kunst.

Um diese Zeit kam Hr. Anton André aus Offenbach, der eine große Zinndruckerei besaß, und einer ausgebreitete Musikalien-Handlung vorstand, auf einer Geschäftsreise nach München, und besah, unter dem Titel eines fremden Kaufmanns, Senefelders neue Einrichtungen. Die Schönheit des Druckes, und der Umstand, daß die Noten beim Ueberfahren mit der Hand nicht abfärbten, wie die des Zinndruckes, die Geschwindigkeit des Abziehens, das schnelle Trocknen, der geringe Farbenverbrauch, gewannen seinen ganzen Beifall. Er gab sich zu erkennen, und that dem Erfinder den Vorschlag, ihm die Kunst in ihrem ganzen Umfange gegen eine angemessene Belohnung mitzutheilen. Beide kamen überein, daß Senefelder in einigen Monaten nach Offenbach reisen, daselbst die Presse herstellen, und Leute abrichten sollte, um gehörig auf Stein schreiben und drucken zu können. Dafür verband sich André, zweitausend Gulden zu bezahlen, und händigte ihm sogleich dreihundert Gulden als Haftgeld ein.

Wie erquickend war dieser Uebergang aus der Dürftigkeit zu einer behaglichen Lage! Gleißners vorgestreckte Summen wurden sogleich bezahlt, und die Druckerei erhielt eine ordentliche Einrichtung. An Arbeit fehlte es nicht, und es war Hoffnung da, die Offizin in Kurzem zu vergrößern.

Aber wie verdrießlich! Nun regte sich die Begierde, den Gewinn zu theilen, in des Erfinders eigener Familie. Seine Mutter war unzufrieden, daß Gleißner in der nächsten Verbindung mit ihrem Sohne stand, versah dessen Brüder mit einer eigenen Presse, kaufte die nöthigen Steine dazu, und ließ sie auf eigene Rechnung drucken. Sie erboten sich, dem Hrn. Falter jede Platte um dreißig Kreuzer wohlfeiler abzudrucken. Deßwegen machte Frau Gleißner das Privilegium geltend, und den Brüdern wurde das Steindrucken auf eigene Rechnung untersagt. Darauf gingen dieselben zu Hrn. Gombart nach Augsburg, um eine Druckerei zu errichten, allein das Unternehmen gerieth bald ins Stocken.

Ehe Senefelder nach Offenbach reisete, druckte er auf Verlangen des Hrn. Schulraths Steiner allerlei Bilder für Kinder ab; er schwärzte nämlich gestochene Kupferblatten mit

einer aus Talg, Seife, Kienruß und Oelfirniß bestehenden Farbe ein, druckte sie auf Papier ab, legte diesen frischen Abdruck auf einen Stein, und zog ihn durch die Presse. Das Bild druckte er auf dem Steine ab; dieser wurde mit Gummiwasser übergossen, und mit Druckerfarbe eingeschwärzt. Die Zeichnung nahm die Farbe gut an, und nun konnte man mehrere tausend Exemplare davon abziehen, welche dem Originale vollkommen glichen.

Die Kupferblatte selbst mußte äusserst rein abgewischt werden, sonst beschmutzte sie den ersten Hauptabdruck und durch ihn den Stein, so daß keine reinen Abdrücke möglich waren. Um dieser Schwierigkeit auszuweichen, versuchte Senefelder die Kupferplatte eben so, wie den Stein zu präpariren, damit nur die vertieften Züge Farbe annähmen, und es gelang ihm damit, so wie in der Folge mit allen Metallen. Zugleich machte er die Erfahrung, daß sich die chemische Druckerei nicht auf Stein beschränke, sondern daß man auch Holz, Metalle, Papier u. dgl. dazu brauchen könne; ja er hoffte sogar, künstliche Steinplatten (Steinpappe) zu verfertigen, welche weniger kostspielig, weniger voluminös, und auch weniger gebrechlich wären.

Nun reisete er mit Hrn. Gleißner nach Offenbach, und nach vierzehn Tagen konnte schon der erste Probedruck in der neuerrichteten Presse abgezogen werden. André schlug ihm vor, sich von München nach Offenbach zu verpflanzen. Sie kamen überein, in Paris, London Berlin und Wien sich um ausschließende Privilegien zu bewerben; in den ersten drei Städten zur Leitung der Geschäfte ihrer Steindruckereien André's drei Brüder anzustellen; Frankfurt und Offenbach unter der unmittelbaren Aufsicht Hrn. Anton André als Vereinigungspunkt der ganzen Societät zu betrachten, und Hrn. Senefelder in Wien zum Oberhaupte der Unternehmung zu machen: Gleißner sollte als besonderer Kompagnon des Erfinders angesehen, und als Komponist, Korrektor und Aufzeichner bei der Societät besoldet werden. Die beiden Reisenden giengen daher nach München zurück, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen, und dann nach Offenbach zu ziehen. Die Steindruckerei wurde den Gebrüdern Theobald und Georg übergeben, welche versprachen, sparsam zu sein, gute Rechnung zu führen, und den vierten Theil des reinen Gewinns dem erfindsamen Bruder abzugeben.

Senefelder und die Familie Gleißner zogen nun nach Offenbach, und man begann in der André'ischen Offizin den Steindruck im Großen zu treiben. André reisete in Geschäften nach England, und wollte zugleich ein Patent für den Steindruck erwirken. Um in diesem Lande mehr Glück zu machen, sollte die neue Kunst vorzüglich auf den Kattundruck angewandt werden, und Senefelder machte deshalb viele Versuche mit verschieden zubereiteten Walzen; er kannte aber die Grundsätze der Färberei gar nicht, und that daher viele Mißgriffe; und als André in London ein Patent verlangte, ward er belehrt, die Engländer hätten den Walzendruck schon längst auf Kattun angewandt; man gab ihm auch die falsche Weisung, der Erfinder müsse selbst erscheinen, um ein Patent zu erhalten.

Sogleich nach seiner Zurückkunft sandte ihn André in Begleitung seiner beiden Brüder,

die der englischen Sprache mächtig waren, über Cuxhaven und Yarmouth nach London, wo derselbe wegen übergroßer Bedächtlichkeit des Hrn. Philipp André beinahe sieben Monate zubrachte, ehe das Patent erwirkt ward. Man hielt ihn mit großer Aengstlichkeit fast immer zu Hause, nur wenige Bekannte des Herrn Philipp bekam er zu sehen. Unter diesen befand sich auch Konrad Geßner, der Sohn des Idyllen-Dichters, ein geschickter Maler, welcher für die neue Kunst artige Zeichnungen in Kreide-Manier machte. Nachdem Hr. Philipp hinlänglich in den Handgriffen des Steindrucks unterrichtet war, ging Senefelder mit Hrn. Friedrich André wieder nach Offenbach zurück.

Wie unangenehm mußte es ihm auffallen, bei seiner Ankunft zu vernehmen, die Frau Gleißner sei nach Wien gesandt worden, um das ausschließende Privilegium zu erwirken, und führe nun Prozeß mit seiner Mutter, die sich in gleicher Absicht zu Wien befinde! Der weitaussehende Plan des Hrn. André, überall ausschließliche Privilegien zu erhalten, hatte nämlich die Brüder Theobald und Georg in Sorge gesetzt, ihnen, den nächsten Verwandten des Erfinders, möchten auf diese Weise alle Wege versperrt werden, ihre Kunst mit Erfolg auszuüben. Deswegen suchte die Mutter für ihre Söhne, den Erfinder mit eingeschlossen, in Wien das Privilegium nach: weil Hr. Aloys ganz auf das Wort und den uneigennützigen Karakter Hrn. André's baute, und über seinen Vertrag mit denselben gar nichts Schriftliches aufzuweisen hatte, klagte die Mutter ihn des Leichtsinnes an, und besorgte, die Gebrüder André möchten wohl allenthalben den Nutzen der Erfindung einärnten, und ihren Sohn am Ende völlig bei Seite schieben. Deswegen glaubte sie sich der Sache bei Zeiten ernstlich annehmen zu müssen.

Hr. André machte dem Hrn. Senefelder ein Geheimniß aus diesen Vorfällen, und erregte dadurch das Mißtrauen desselben, welches nicht wenig vermehrt ward, als dieser bei Hrn. Gleißner einen Brief von dessen Frau fand, worin sie den Erfinder beschwor, sobald als möglich nach Wien zu kommen, indem André gesonnen sei, ihn zu hintergehen, und ihn, sobald er als bloßes Werkzeug dessen Glück gegründet haben würde, ganz auf die Seite zu setzen. In einer Beilage ermahnt ihn auch Hr. von Bogner, ein achtungswürdiger Kaufmann, bei dem Frau Gleißner wohnte, zur Vorsicht in seinen Verhältnissen mit André, und ermunterte denselben, sogleich nach Wien zu kommen, und sich selbst das österreichische Privilegium zu erwerben.

André widersetzte sich der Reise nach Wien; es entstand ein heftiger Wortwechsel; dem Kaufmann entfuhr der Vorwurf: Senefelder solle bedenken, in welcher hilflosen Lage er von ihm getroffen ward; als nunmehriger Theilnehmer seiner Geschäfte habe er ihm sein ganzes Glück zu danken. Dies kränkte den empfindlichen Künstler so sehr, daß er sich vergaß, und den erst am vorigen Tage erhaltenen schriftlichen Vertrag, worin ihm der fünfte Theil des gemeinschaftlichen Gewinnes aller André'ischen Unternehmungen zugesichert wurde, zerriß, und mit den Worten hinwarf: „Durch Sie will ich nicht glücklich werden." O ungebändigte brausende Heftigkeit, giftige Seelenberauschung, wieviel Unheil richtest du an!

„Dies, so erklärt Senefelder selbst, war einer der wichtigsten Momente in der Geschichte meines Lebens und im bisherigen Gange der Lithographie; denn er gab meinem Wirkungskreise eine ganz andere Richtung, stürzte mich in eine Reihe von widrigen Verhältnissen, und verursachte dabei zugleich, daß auch Hr. André von der neuen Kunst bei weitem nicht den gehofften Vortheil zog, sondern im Gegentheile von seinen Unternehmungen in England und in Frankreich noch bedeutenden Schaden erlitt."

Als André sah, daß der aufgebrachte Mann von seinem Vorsatze, nach Wien zu reisen, durchaus nicht abzubringen sei, gab er endlich seine Einwilligung. Senefelder reisete im August 1800 mit seinen Brüdern ab, machte mit ihnen gemeinschaftliche Sache, und beschloß, das österreichische Privilegium für sich selbst zu erwirken.

In Regensburg traf er seine Mutter auf ihrer Rückreise von Wien, die ihn belehrte, daß sie sowohl für ihn als seine Brüder das Privilegium verlangt habe.

In Wien vernahm er sogleich, Frau Gleißner habe etwas zu großen Aufwand gemacht, liege krank und sei ohne Geld. André's Handlungsfreund in Wien besorgte, wenn das Privilegium nicht auf dessen Namen ertheilt würde, möchte Frau Gleißner, die keine Sparsamkeit kenne, und auf Hrn. Senefelder allzumächtigen Einfluß habe, die anvertrauten Gelder zum Wohlleben, nicht zum Besten der Steindruckerei verwenden lassen; daher bewog er den Hrn. André, daß dieser erklärte, wenn Frau Gleißner das Privilegium nicht auf seinen Namen erwirken wollte, sollte ihr zum Unterhalte kein Geld mehr ausbezahlt werden. Eine Frau in eine fremde Stadt zu senden, und dann zu sagen: Jetzt thue nach meinem Willen, oder ich überlasse dich der Noth, dies empörte den Hrn. Senefelder am meisten. Er bewarb sich also eifrig um Freunde, mußte aber sogleich Geld entlehnen, um seine Angehörigen zu unterstützen.

Hr. von Bogner hatte die Sache bereits dem kaiserlichen Hofagenten von Hartl empfohlen, durch dessen Verwendung eine Gesellschaft anderthalb Millionen Gulden zusammengeschossen hatte, um die englische Maschinen-Spinnerei in Oestreich einzuführen. Thornton, ein geschickter Mechaniker, leitete die Arbeiten. Eben wollte man eine Weberei, Färberei und Kattundruckerei mit der Anstalt verbinden. Sobald nun von Hr. von Hartl vernahm, daß der Steindruck auch auf Kattun anzuwenden sei, versprach er Hrn. Senefelder Beistand in seinem Beginnen, erklärte aber, das Privilegium könne nur auf des Erfinders Namen allein erhalten werden. Dies verdroß seine Brüder; sie wollten nach München zurückreisen, verlangten von Aloys Reisegeld, und drohten, sie müßten sonst das Geheimniß des Steindrucks an die Kunsthändler Wiens verkaufen, die ihnen Anträge gemacht hätten. Hr. von Hartl streckte ihnen das Reisegeld vor, und sie gingen nach München ab mit der Verpflichtung, den dritten Theil des reinen Gewinns an Aloys zu bezahlen. Sein reicher Beschützer machte mit ihm einen förmlichen Gesellschafts-Vertrag, vermöge dessen derselbe alles Nöthige an Geld und Erfordernissen herbeischaffen, Senefelder aber alle seine Kenntnisse zur Aufnahme der

Anstalt verwenden sollte: der Gewinn würde in zwei Theile getheilt worden sein, wovon der eine dem Hrn. von Hartl, der andere dem Künstler und Hrn. Gleißner zugefallen wäre. Der wohlwollende Gönner setzte ihm auch sogleich das Nöthige zum Unterhalte aus, und hieß ihn eine bequeme Wohnung miethen, und einige große Pressen anschaffen. Nicht lange, so bat Senefelder die niederöstreichische Regierung, um eine Kommission zur Untersuchung der neuen Kunst. Nebst dem Stadthauptmann und dem Fabrik-Inspektor erschienen bei der Prüfung Hr. von Jacquin, Professor der Chemie, und Hr. Schmutzer, Direktor der Kupferstecher-Akademie; es wurden mehrere Proben des Steindrucks auf Papier und Kattun gemacht; die Proben erhielten Beifall, und das Gutachten der Kommission fiel günstig aus. Bis zur Ausfertigung des Privilegiums genossen die Unternehmer der Vortheile einer indeß erhaltenen Gewerbsbefugniß. Hr. Gleißner, welcher von Offenbach abgegangen war, und seitdem in dürftigen Umständen zu München lebte, ward von seiner Frau nach Wien geholt; und Hr. von Hartl bezahlte willig das Reisegeld: aber diese Frau kam damit nicht aus, und verlangte in einem Schreiben an Senefelder noch vierhundert Gulden Zuschuß. Um seinen Beschützer nicht zu entrüsten, entlehnte dieser das verlangte Geld.

Die Wiener Kunsthändler erboten sich, dem Hrn. Senefelder eine bestimmte Menge Druckarbeiten zuzusichern, wenn er auf eine eigene Musikalien-Handlung Verzicht leisten würde. Dem Künstler gefiel dieser Vorschlag, aber Hr. von Hartl wollte sich nicht von andern abhängig machen. Man bot die Edersche Kunsthandlung auf dem Graben unter der Hand um vierzigtausend Gulden feil; Senefelder rieth, sie zu kaufen; aber sein Beschützer war anderer Meinung.

Die Gleißnersche Familie traf jetzt mit dem ehemaligen Lehrjungen, Mathias Grünewald, in Wien ein, und der Notendruck ward mit Eifer betrieben. Vergebens bemühte sich Senefelder, Werke von Haydn in Arbeit zu bekommen; der berühmte Meister komponirte nicht mehr. So druckte man denn Gleißners Symphonien und andere Werke. Da Hr. von Hartl jährlich eine Lustreise machte, so beschloß er, den Weg nach Solenhofen zu wählen, theils um unterwegs die Mistelbauer'sche Fabrik in Helmannsöd, welche er viel Geld vorgestreckt hatte, in Augenschein zu nehmen, theils um Kalkschiefer für seine neue Steindruckerei zu kaufen.

Durch nachtheiliges Zögern, von den besten Wiener Musikmeistern gute Werke zu erhandeln, kam man in den Fall, nichts als Kompositionen Hrn. Gleißners zu drucken, welche am Ende geringen Abgang fanden, so daß der Notendruck nur viele Ausgaben machte, aber sehr wenig Einnahme gewährte.

Senefelder studierte indeß die Farbenlehre, und stellte viele Versuche an; er beklagt sich sehr über die entweder ganz falschen oder wenigstens mangelhaften Angaben in den Büchern. Als er endlich die Färbekunst wohl inne zu haben glaubte, reisete er mit Hrn. von Hartl nach Pottendorf in die große Maschinen-Spinnerei. Mit Thornton's Beihülfe ward eine Kattun-Steinpresse verfertigt, in welcher der Kattun mit großen Platten gedruckt werden

sollte. Allein das genaue Anpassen jedes Druckes machte viele Schwierigkeiten. Thornton schlug daher vor, statt der Platten, Walzen von Stein einzurichten. Man ließ denn von Solenhofen ein großes Stück Stein kommen, um eine Walze von acht Zoll im Durchmesser daraus zu verfertigen. Erst nach sechs Monaten langte der bestellte Stein an.

Thornton meinte aber, das Aetzen werde nicht anwendbar sein. Er hatte aus England eine kleine Modellpresse mitgebracht, bei welcher sich eine Walze befand, die von dem vorzüglichsten Kattunstecher in England gestochen war, und ungeachtet sie nur sechs Zoll lang und drei Zoll dick war, doch zwanzig Pfund Stecherlohn gekostet hatte. Er wollte nun eine ganz ähnliche Walze verfertigen lassen; auf diese sollte Senefelder die gleiche Zeichnung bringen, und ätzen, dann sollten mit beiden Walzen Proben angestellt werden, welche entscheiden würden, ob der Steindruck Vortheile gewähre. Dieser Vorschlag ward angenommen, und, um zu sparen, eine Walze von Zink, anstatt von Kupfer gewählt. Nach einigen Tagen war Alles bereit, und er fuhr mit Hrn. von Hartl nach Pottendorf, wo sie um halb eilf Uhr Vormittags ankamen. Nun machte er sich über die Zeichnung her, die aus lauter Zirkellinien bestand; das Ueberziehen der Walze mit Aetzgrund, das Zeichnen und Aetzen war noch vor zwei Uhr, da man zu Tische ging, vollendet. Thornton, welcher glaubte, Senefelder würde acht Tage brauchen, bewunderte die unerwartete Schnelligkeit. Nach Tische probirte man beide Walzen, zuerst die englische kupferne, die einen schönen Abdruck lieferte, dann die Steinwalze; wie staunte man, als der Abdruck kräftiger und schöner ausfiel, als der erste! Der Grund lag darin, daß die durch den Grabstichel entstandene Furche sich gegen die Tiefe zu immer verengt, und daher kaum zur Hälfte soviel Farbe faßt, als eine eben so tief geätzte Linie.

Endlich ward auch (1803) das langersehnte Privilegium ausgefertigt, und nun beschloß Hr. von Hartl die Handlung zu eröffnen. Die Steindruckerei hatte schon gegen sechstausend Gulden gekostet; aber der Musikalien-Verkauf ging erbärmlich; die Hoffnung, daß sie einträglich werden könnte, verschwand.

Hr. von Hartl fing an, zu kränkeln, die Mistelbauersche Fabrik brannte ab, der Schaden war groß, Mistelbauer erlag dem Schrecken und starb; Verstimmung trat an die Stelle des Zutrauens; die Reue, sich mit zu vielerlei befaßt zu haben, ward laut; Hr. von Hartl war das Zahlens müde.

Indeß drang der Advokat jener Gläubigerin, welche die vierhundert Gulden zur Ergänzung des Reisegeldes für die Frau Gleißner hergeliehen hatte, mit Ungestüm auf Bezahlung, besonders da diese Summe, durch geschickte Manipulationen dieses Rechtsfreundes mit dem Papiergelde bis auf zweitausend Gulden angewachsen war; er wandte sich sogar an Hrn. von Hartl selbst. Dessen Sekretär Steiner hatte sich erboten, durch Einlegung eines Kapitals in die Steindruckerei, gegen den dritten Theil des Gewinns, Antheil an dieser Anstalt zu nehmen. Hr. von Hartl versprach, wenn Senefelder darein willigte, jene Schuld von zweitausend Gulden zu bezahlen; wozu dieser gern die Hand bot.

Steiner wußte sich guten Absatz, besonders nach Polen, zu verschaffen. Am Ende des Jahres hoffte Senefelder, daß derselbe Rechnung ablegen, und ihm auch einigen Antheil am Gewinn zufließen lassen würde: allein dieser versicherte, daß vor zehn Jahren hierzu keine Hoffnung statt haben könne, weil zuerst das Kapital des Hrn. von Hartl mit zwanzigtausend Gulden getilgt sein müsse. Daraus ersah der Getäuschte sogleich, wo das hinauswolle, und entschloß sich, weil er weder Lust noch Mittel hatte, Prozeß zu führen, seinen ganzen Antheil nebst dem Privilegium an Steiner zu verkaufen. Dieser bot sechshundert Gulden und Senefelder erhielt fünfzig Gulden, weil Gleißner ohne Vorwissen des Freundes dem Hrn. Steiner fünfhundert und fünfzig Gulden schuldig war. Hr. von Hartl tröstete den Trauernden mit dem Beispiele anderer Erfinder, die auch aus ihren Unternehmungen keinen wahren Nutzen zogen.

Nun war die Kattun-Druckerei noch seine letzte Hoffnung; er reisete also nach Pottendorf und ließ eine Druckmaschine verfertigen, bei welcher zwei Walzen von Gußeisen angewandt wurden, die Hr. Thornton zwei Ellen lang und acht Zoll dick bereitet hatte. Beim Radieren in den Aetzgrund sollte ein einfaches, sich immer wiederholendes Blümchen dreißigtausendmal abgebildet werden; als dies mit freier Hand nicht geschehen konnte, so mußte ein anderes Mittel ersonnen werden; deswegen ersann er eine Zeichnungs-Maschine, mit der man, ohne eben ein geschickter Zeichner zu sein, längstens in zwei Tagen das schwerste Dessein auf eine Kattunwalze zeichnen kann, und zwar mit einer Korrektheit, welche kein Grabstichel erreicht. Mit dieser Maschine zeichnete er nun das Muster in den Aetzgrund der Walze, ätzte sie, und machte in Gegenwart mehrerer Mitglieder der Gesellschaft einen Probedruck, der allgemeinen Beifall erhielt.

Hr. von Hartl wollte nun für den Kattun-Walzendruck ein ausschließliches Privilegium nehmen, dieses der Gesellschaft verkaufen, und dem Erfinder bei ihr eine Anstellung als Direktor der Druckerei ungefähr in der Art verschaffen, wie Hr. Thornton dieselbe erhalten hatte. Aber Napoleons Kontinentalsperre machte eben damals eine Kattunfabrik neben der Pottendorfer Spinnerei unnöthig, weil man Abnehmer genug für das Maschinengarn fand. Ein Werkmeister der Spinnerei verrieth sogar den Bau der neuen Druckmaschine an andere Kattunfabriken, welche dieselbe nachahmten; daher konnte man sich nicht einmal mehr Hoffnung auf ein ausschließendes Privilegium machen. So blieb dem Künstler nichts übrig, als sein Glück weiter zu suchen. Ein kleines Modellpreßchen zur Walzendruckerei auf Kattun verkaufte er um fünfhundert Gulden an Blumauer, einen Wiener Kattundrucker, und ward von einem Freunde den Gebrüdern Faber empfohlen, welche in St. Pölten eine Kattunfabrik besaßen, und mit ihm einen vortheilhaften Vertrag abschlossen.

Allein ganz unvermuthet erhielt er durch einen reisenden Musikus die Nachricht, seinen Brüdern gehe es in München sehr wohl. Frau Gleißner reisete sogleich dahin, und fand die Nachricht bewährt. Sie selbst errichtete mit dem ehemaligen Lehrjungen Grünewald eine kleine Druckerei, und ließ für den Abt Vogler und den Freiherrn von Aretin arbeiten.

Dieser Herr war einst Senefelders Mitschüler zu München gewesen, und hatte sich schon in der Jugend als vorzüglicher Kopf ausgezeichnet; auch da Senefelders Mutter nachher in dessen Hause wohnte, und die Miethe wegen Unfällen nicht zu rechter Zeit bezahlen konnte, schenkte er ihr die ganze Summe. Als daher Frau Gleißner schrieb, Senefelder möchte kommen, und den Kontrakt, den sie mit Aretin geschlossen hatte, in Erfüllung bringen, beredete er die Herren Faber, ihm auf einige Monate Urlaub zu bewilligen, und eilte im Oktober 1806 mit Freuden nach München, von Hrn. Gleißner und dessen Familie begleitet.

Durch die thätige Unterstützung des Freih. von Aretin, durch Vorschüsse und Einfluß, kam die Druckanstalt bald in Flor. Es wurden mehrere Pressen für Musik, für Regierungsarbeiten und selbst für das Kunstfach in Gang gesetzt; die Herausgabe von Albrecht Dürers Gebetbuche gewann den Beifall der Kunstliebhaber. Aber der Alleingenuß der Privilegiums, auf welchen der Freiherr gerechnet hatte, ward dadurch vereitelt, daß die Brüder Theobald und Georg den Professor Mitterer und wohl auch andere, um Geld, mit der ganzen Verfahrungsart der Lithographie bekannt gemacht hatten. Dennoch dauerte diese vortheilhafte Verbindung des Freiherrn mit Senefelders Anstalt gegen vier Jahre. Während dieser Zeit wurden darin, außer den vielen Proben in verschiedenen Kunstmanieren, auch eine Menge Regierungsarbeiten, als Tabellen, Zirkularien, Landcharten u. s. w. gedruckt. Selbst zum Lehrbuch der Lithographie wurden Entwürfe gemacht, und das erste Heft der dazu gehörigen Probeblätter ausgegeben. Dennoch fiel der Ertrag des Unternehmens geringer aus, als man Anfangs gehofft hatte. Es war nämlich schwer, flinke gute Zeichner zu bekommen, und einen Mann zu finden, der das Merkantilische mit Einsicht besorgt hätte. Auch die Ungeschicklichkeit der Drucker richtete beträchtlichen Schaden an; noch mehr Nachtheil brachte der Umstand, daß die Drucker manchmal lange ohne Arbeit gelassen und doch bezahlt wurden. Kein Wunder also, wenn sich der Freiherr von Aretin, als er Regierungs-Direktor zu Neuburg wurde, zurückzog, und seinen Antheil an der Fabrik endlich Andern überließ. Indeß hatte die Verwendung dieses Herrn der Anstalt großes Zutrauen erworben; selbst die königliche Familie ward dafür gewonnen; der Kronprinz schrieb mit Steintinte auf Papier: „Die Lithographie ist eine der wichtigsten Erfindungen des achtzehnten Jahrhunderts,“ und seine erhabene Schwester die vielsagenden Worte: „Ich ehre die Baiern,“ und Senefelder druckte das Geschriebene in ihrer Gegenwart auf Stein über, und zog dann viele Nachdrücke davon ab. Der Kronprinz ließ auch Senefelders Büste vom Bildhauer Kirchmayer in Gyps ausarbeiten. Der wichtigste Gewinn für die Lithographie war, daß der verständige Freiherr den Erfinder zu wichtigen Verbesserungen aufzumuntern, und zu schöner Begeisterung für seine Kunst zu erheben verstand.

Unter der Direktion des geheimen Rathes von Utzschneider war zum Landchartendrucke bei der königlichen Kommission des Steuer-Katasters eine Steindruckerei eingerichtet worden, welche einst größerer Steinplatten, als der gewöhnlichen, bedurfte, und bei Senefelder solche verlangte; dies gab der Frau Gleißner Anlaß, sich bei Hrn. v. Utzschneider zu beklagen,

daß die Obrigkeit den Erfinder, ungeachtet des ertheilten Privilegiums, so ganz zurücksetze. Hr. von Utzschneider verlangte hierauf von Senefelder einen Vorschlag, auf welche Art er an der lithographischen Anstalt des Steuer-Katasters mitwirken wolle. Dieser, nach gepflogener Rücksprache mit dem Freih. von Aretin, erbot sich, jeden Abdruck einer gestochenen Platte um zwei Kreuzer zu liefern. Der Vorschlag fand jedoch Widerspruch, und Hr. von Utzschneider ertheilte dem Künstler die Weisung, lieber auf eine gute Besoldung für sich und Gleißner anzutragen. Senefelder erbot sich, die Aufsicht über die Druckerei des Steuer-Katasters zu übernehmen und den nöthigen Arbeitern vollkommenen Unterricht zu ertheilen, wogegen er einen lebenslänglichen Jahrgehalt von fünfzehnhundert Gulden für sich und von tausend Gulden für seinen Freund Gleißner, ferner den Rang eines königlichen Inspektors der Lithographie und die Erlaubniß, außer der königlichen Druckerei auch seine eigene, in Verbindung mit dem Freih. von Aretin, besorgen zu dürfen, zu erhalten wünschte. Dieses Gesuch wurde im Oktober 1809 bewilligt, und Senefelder gewann dadurch die Aussicht auf ein sorgenfreies Alter.

Nun strebte der thätige Mann, den Steindruck durch allerlei Kunstmanieren zu vervollkommnen, und verehlichte sich im Jänner 1810 mit der Tochter des königlichen Oberauditors Versch. Seine eigene Druckerei erhielt Anfangs beträchtlich viele Arbeit aus einigen königlichen Dikasterien; allein die Bezahlung erfolgte spät (wohl erst nach vier Jahren); deswegen lag ihm seine Frau an, das Unternehmen völlig aufzugeben. Gleißner übernahm dann diese Anstalt allein; aber die Familie gerieth darüber in Armuth, denn der Greis ward öfters vom Schlage gerührt, und die Frau war dem Geschäfte nicht gewachsen.

Senefelder arbeitete nun an der Herausgabe seines lithographischen Lehrbuches; sein Ideal war, jedes Blatt, das er als Muster einer lithographischen Kunstmanier beifügen würde, müßte wenigstens in der Behandlungart unübertrefflich sein. Aber da fand er Schwierigkeiten ohne Ende. Zwei Jahre flossen hin, ohne daß es ihm gelang, lauter solche Meisterstücke hervorzubringen, wie er sie wünschte. Manche Platte wurde gezeichnet, oft auch abgedruckt, und doch wieder verworfen. Indes verlor er seine geliebte Gattin bei der Geburt eines Sohnes, und der Schmerz darüber benahm ihm lange Zeit alles Interesse am Arbeiten, bis endlich seine zweite Gattin, die Nichte des Kapellmeisters und Ritters von Winter, ihn mit dem Schicksale wieder aussöhnte, und seinem einzigen Sohne eine getreue Mutter ward.

Nun arbeitete er wieder an seinem Lehrbuche mit mannigfaltigen Unterbrechungen. Herr Gerold lud ihn 1816 auf ein paar Monate nach Wien ein, um ihm eine Steindruckerei einzurichten. Dort ward Senefelder krank, und konnte wegen Körperschwäche im Winter 1816 bis 1817 nicht nach München zurückreisen. Die Nachrichten des Direktors von Schlichtegroll, im Anzeiger für Kunst und Gewerbfleiß, vom Gange der Erfindung der Lithographie, ermunterten Hrn. Senefelder, diese Geschichte selbst zu schreiben, und die

fortgesetzten Zusprüche jenes verdienstvollen Mannes erwirkten endlich die Herausgabe des längst versprochenen Lehrbuches.

Ueberschaut man nun die Geschichte mit einigem Nachdenken, so spricht uns überall die Wahrheit an: Nicht Allen ist Alles gegeben! Man muß die Beharrlichkeit des Erfinders bewundern, seine neue Kunst mannigfaltig auszubilden. Aber diese Beharrlichkeit, wenn sie den merkantilischen Theil fördern sollte, wohin verschwindet sie? Reich an Hilfsmitteln ist der Scharfsinn des trefflichen Forschers, wenn eine Schwierigkeit, die sich der Ausführung eines lithographischen Kunststückes entgegenstemmt, gehoben werden soll; man denke nur an den Walzendruck in Pottendorf, an den Stereotypendruck für Hrn. Schulrath Steiner u. s. w. Aber wo bleibt der Scharfsinn, wenn es darauf ankommt, eine Offizin im Gange zu erhalten, die Arbeiten so zu wählen und einzutheilen, daß die Drucker nie feiern dürfen, Auswege für den Absatz zu öffnen, u. s. w.?

Wer preiset die Treue nicht, mit der Hr. Senefelder seinem Freunde Gleißner zugethan bleibt, der mit ihm alles Bittere der Armuth im Beginn ihrer Unternehmung standhaft ertrug? Diese dankbare Anhänglichkeit ist um so verdienstlicher, da ihn der Mangel an Sparsamkeit der Frau Gleißner öfters in schmerzliche Verlegenheit setzte. Auch die Gutmüthigkeit, mit der sich der merkwürdige Mann jedem anschmiegt, der unter Vorspiegelung schöner Aussichten Nutzen aus seiner Erfindung ziehen will, hat etwas Rührendes, dem sich wohl auch Mitleid beimengt. Nur wenn das Selbstgefühl des sonst stillen, aber sich großer Anstrengungen bewußten Künstlers so geradezu beleidigt wird, wie in der fatalen Szene mit André, brauset er in Hitze auf, und reißt in der Selbstvergessenheit eines unglücklichen Augenblicks, den kaum gegründeten Bau seines Wohlstandes ein.

Wenn man die Mühseligkeit des Lebens eines solchen geschickten, gegen das Schicksal ankämpfenden Mannes mit der behaglichen Bequemlichkeit reicher Müßiggänger, an Schlendrian gewöhnter wohlhabender Gewerbsleute und schläfriger Kanzlei-Beamten vergleicht, so wird man mit Achtung für die ehrenvolle Thätigkeit erfüllt, und möchte der Anmaßung ohne Verdienst einen weichen Sitz auf Jobs Mist anweisen. Wie rührend ist es zu sehen, daß dreihundert Gulden, die der Hilflose in die Hände bekommt, ihn zum König umschaffen, und ihm das Gefühl geben, nun sei er im Stande, Wunder zu thun!

Selige Beschränktheit, wenn der Geist, reich an Ideen, nur die Fesseln äusserer Umgebungen fühlt, indeß der Arme an Geist auch mitten in glänzenden Reichthümern darbt und langweilt, keiner ächten Freude empfänglich! Siegen wird am Ende der Geist, die Hilfsmittel werden ergriffen, und der Ruhm erringt Wohlstand. Wer fragt jetzt darnach, ob im fünfzehnten Jahrhundert ein Höfling Maximilians oder ein Reicher von Venedig in köstlichen Genüssen schwelgte? Aber Fust, den Erfinder, preiset noch die späteste Nachwelt, als Wohlthäter der Menschheit.

Man kann nicht sagen, daß die neue Kunst kein Interesse erregte: wie drängten sich gewinnlustige Leute an den unbefangenen Mann, um sich an seinem Feuer zu wärmen! Wie schnöde verließen sie ihn, nachdem sie die Vortheile seiner Bemühungen erschnappt hatten! Es ist traurig anzusehen, wie die Kenntnisse und Geschicklichkeiten eines so arbeitsamen Künstlers durch Täuschungen und Bevortheilungen fast um jede Frucht gebracht, und in ihren natürlich einträglichen Folgen vereitelt wurden. Neu ist dies Verfahren zwar nicht, aber immer ärgerlich.

Desto schöneres Licht umstrahlt die wohlwollenden Edeln, Aretin, Utzschneider, Schlichtegroll, die es aufrichtig mit dem rechtlichen Manne meinten, seine Fortschritte beförderten, und dem fast erliegenden Eifer neue Schwingen gaben.

Die bisher bekannten lithographischen Anstalten entstanden etwa nach folgender Ordnung:

Jahr.	Ort.	Unternehmer.	Anmerkungen.
1796.	München.	Aloys Senefelder.	
	München.	Prof. Schmidt, jetzt Dechant zu Miesbach.	
1799.	Baiern.	Senefelders Privilegium,	auf 15 Jahre.
1799.	Augsburg.	Gombard durch die Gebrüder Theobald und Georg Senefelder.	bald wieder eingegangen.
	München.	Theobald und Georg Senefelder.	
1800.	Offenbach.	Aloys Senefelder mit André.	
	London.	Philipp André durch Aloys Senefelder.	
	Paris.	Friedrich André.	
1805.	München.	Prof. Mitterer erkauft das Geheimniß von den Brüdern des Erfinders, lithograph. Anstalt an der Feiertagsschule.	Erfindet die Rollpresse. Vorzügliche Anstalt.
1800.	Wien.	v. Hartl durch A. Senefelder, dann Steiner.	Noten- und Kattundruck.
	München.	Karl Senefelder mit seinen Brüdern.	
1804.	Leipzig.	Breitkopf u. Härtel durch Grünewald.	
1806.	Stuttgardt.	Strohhofer, Karl Senefelders Handlanger.	
1804.	München.	v. Aretin durch Aloys Senefelder.	
1806.	München.	Sidler durch Strohhofer, dann an der Zentral-Staatskasse.	Musik, 2c. gute Arbeiten.
	München.	Helmle, durch Absehen bei Th. Senefelder.	
	München.	Roth, durch Absehen bei ebendemselben.	
	München.	Lithograph. Offizin der kön. Armen-Anstalt.	
1809.	München.	Dietrich bei der Zentral-Staatskasse.	
	München.	Kupferst. Mettenleithner durch Weishaupt einen vorzüglichen Drucker der Aretin. Druckerei, beim Steuer-Kataster.	
	München.	Mannlich u. Zeller, Aretin. Druckerei.	Jetzt die wichtigste lithograph. Anstalt in Münch.
1816.	Wien.	Gerold, durch Senefelder.	
	Paris.	Graf Lasterie.	
	London.	Ackermann.	
	Berlin.	Major Reiche.	
	Petersburg.	Freiherr v. Schilling.	
	Astrakan.	Weiskopf.	gestorben 1816.
	Philadelphia.	(Unbekannt).	
	Mühlhausen.	G. Engelmann.	

Dem Verfasser des lithographischen Lehrbuches würde ein schlechter Dienst geleistet werden, wenn wir hier das Interessanteste aus seinem Werke im Auszuge darlegen wollten. Billig sucht der Wißbegierige den ausführlichen und genauen Unterricht in den Original-Angaben des Erfinders selbst. Wir führen nur kürzlich die Einrichtung des Lehrbuchs an.

Nach einer zweckmäßigen Einleitung, in welcher die allgemeinsten Grundsätze der Lithographie entwickelt werden, handelt der Verfasser folgende Gegenstände ab:

Erster Abschnitt. Allgemeine Bestimmungen und Grundsätze.

1.) Von den Steinplatten. 2.) Von der Tinte, Kreide, Aetzgrund, Farbe. 3) Von den Säuren und den Präparirmitteln. 4.) Von den nöthigen Werkzeugen. 5.) Vom Papier. 6.) Von den Pressen.

Zweiter Abschnitt. Von den verschiedenen Manieren.

A) Erhabene Manier. 1.) Feder- und Pinselzeichnung in Stichen und Punkten. 2.) Kreidezeichnung, einfach und mit mehrern Platten. 3.) Ueberdruck und Durchzeichnung. 4.) Holzschnittmanier. 5.) Tuschzeichnung, geschabt und pinselartig. 6.) Gespritzte Manier. 7.) Eine andere Art Tuschzeichnung. 8.) Farbendruck mit mehrern Platten. 9.) Gold- und Silberdruck.

B) Vertiefte Manier. 1.) Geschnitten oder gestochen. 2.) Geätzt. 3.) Mit Präparirtinte gezeichnet, dabei gespritzte Aquatinta. 4.) Aquatinta nach Kupferstecher-Manier und mit Aetzgrund. 5.) Aquatinta durch Kreidengrund. 6.) Vertiefte Kreide durch Durchzeichnen. 7.) Tuschzeichnung mit Aetzfarbe und Zitronensaft.

C) Vermischte Manier. 1.) Federzeichnung mit Gestochenem vermischt. 2.) Vertiefte Zeichnung mit erhabenem Ton. 3.) Vertieft und erhoben mit mehrern Platten. 4) Verwandlung des Erhobenen ins Vertiefte und umgekehrt.

Anhang. 1.) Druck mit Wasser- und Oelfarben zugleich. 2.) Druck auf chemische und mechanische Art zugleich. 3.) Anwendung des Steins für Kattundruck durch Abstreichen, eine eigene Druckmanier. 4.) Farbendruck durch Abstreichen. 5.) Oelgemäldedruck durch Uebertragen. 6.) Steinpapier. 7.) Anwendung der chemischen Druckart auf Metallplatten.

Diese Uebersicht zeigt schon die Reichhaltigkeit des Buches und die verschiedenartige Anwendung der gemachten Erfindungen. Die Verfahrungsart ist überall deutlich beschrieben, so daß jeder, der sich in dieses Fach einstudirt, das Gelernte ohne Anstand ausführen kann. Nichts wird da verhehlt oder nur halb erklärt. Aufrichtig sind alle Angaben. Gewiß aber läßt sowohl der chemische als der mechanische Theil der gewählten Einrichtungen noch sehr wichtige Verbesserungen zu.

Billig hält Hr. Senefelder den sogenannten Ueberdruck für die wichtigste seiner Erfindungen, besonders da nun dies Ueberdrucken durch wohlgebaute Handpressen geschehen kann;

indem man mit der chemischen Tinte auf Papier schreibt, und die Schrift von Papier auf Metalle, Steinpappe, und dgl. durch Pressen überträgt, und von diesen übergedruckten Zeichnungen und Schriften eine große Anzahl Abdrücke nimmt."

„Man hat diese Manier in München und in Petersburg bereits zum Gebrauch der Regierung eingeführt. Die im Rathe gefaßten Beschlüsse werden gleich bei der Session von dem Sekretär mit chemischer Tinte auf Papier geschrieben, und dann in die Druckerei geschickt. Nach einer Stunde kann man schon fünfzig Abdrücke haben, welche an die Rathsglieder vertheilt werden. Bei Zirkularien, Tabellen, Briefen, Wechsel- und Frachtbriefen, Visitencharten, Adressen, Titelköpfen, und überhaupt allen solchen Regierungs-Befehlen, welche in großer Zahl schnell ausgefertigt werden sollen, (bei Umlaufschreiben der Kaufleute) leistet eine solche Einrichtung vorzügliche Dienste. In Kriegszeiten hat der Gebrauch des Ueberdrucks für den Generalstab einer Armee nicht geringern Werth; er ersetzt eine gewöhnliche Felddruckerei vollkommen, und gestattet noch eine größere Geschwindigkeit und Geheimhaltung. Der Kommandirende darf seine Befehle nur selbst schreiben, und in seiner Gegenwart von einem des Schreibens Unkundigen, oder auch so, daß der Arbeiter die Druckplatte verkehrt vor sich liegen hat, abdrucken lassen, so ist er gewiß sicher, daß nichts verrathen werde. Hat man, um alle Irrungen zu vermeiden, bestimmte Plane von militärischen Stellungen oder Situationen nöthig, so darf sie der Ingenieur nur einmal aufs Papier zeichnen, und diese Zeichnung kann dann in einigen Augenblicken vervielfältigt an die Unterbefehlshaber vertheilt werden."

„Bei dem Handelsstande wird in der Folge der Ueberdruck gewiß auch allgemein eingeführt werden, da bei ihm, besonders in den größern Häusern, so oft der Fall eintritt, daß man eine schnelle und genaue Vervielfältigung verschiedener schriftlicher Gegenstände bedarf."

„Schriftsteller und Gelehrte werden durch ihn das Mittel finden, ihre Werke, die sie noch als Manuskripte zirkuliren lassen wollen, auf eine sehr wohlfeile Art vielmals zu kopiren."

(Vorzüglich mathematische Schriften, die den Buchsetzern durch Figuren und algebraische Ausdrücke so viele Schwierigkeiten darbieten, werden durch den Ueberdruck sehr leicht mit höchster Genauigkeit zu vermehren sein.)

„Der Notendruck wird durch Anwendung des Ueberdrucks einen neuen Schwung erhalten, da die Kosten des Stichs dabei fast in keine Rechnung kommen."

„In allen Ländern, wo noch keine Buchdruckereien und also auch keine Schriftgießer existiren, wird der Ueberdruck am ersten sein Recht behaupten, selbst in jenen europäischen Druckereien, z. B. in denen der Bibelgesellschaften, wo Schriften in ausländischen Sprachen gedruckt werden sollen, deren Buchstaben noch in keine metallenen Lettern abgegossen sind."

„Ja, auch Künstler werden ihn ehren, wenn sie bei seiner allmäligen Vervollkommnung sich durch ihn in den Stand gesetzt sehen, ihre Zeichnungen entweder mit Tinte oder mit Kreide blos auf Papier machen zu dürfen, wodurch sie an Leichtigkeit im Arbeiten und besonders

auch dadurch gewinnen, daß sie ihre Werke überall mit sich nehmen, und sie leicht an ferne Orte versenden können."

Bei dem allem erfordert eine Steindruckerei keine großen Kosten, und der Erfinder ist auf dem Wege, einen Vorrath von bequemen Handpressen auf Subskription zu verkaufen.

Die Menschheit mag sich freuen, da wieder ein neues leichtes Mittel erfunden ist, den freien Gedanken-Verkehr zu befördern.

Schreibt die Wahrheit muthig nieder,
Wenn sie leuchtend euch erscheint:
Seher! Vielfach strahlt sie wieder
Seit sich Druck und Handschrift eint.

Seher! Laßt die Gnomen schmähen:
„Tages Klarheit blende nur,
„Besser sei's, im Finstern gehen
„An der schlaffen Gängelschnur."

Lacht, wenn blöde Kakerlaken
Klagen, daß die Lichter glühn,
Wenn sie gleich vom Brande schnaken,
Und zu löschen sich bemühn.

Schreibt nach neu erfundner Weise,
Was dem Vaterlande frommt!
Seht, wie aus dem Preßgehäuse
Licht, an Licht entzündet, kommt;

Mit den leichten Druckgeräthen
Im Tornister, wallt das Recht
Frei zu schreiben, unzertreten,
Zu den Zänkern ins Gefecht:

Blätter blitzen gegen Blätter,
Meinung hält der Meinung Stand;
Endlich schreitet aus dem Wetter
Volksglück an der Wahrheit Hand.

Mannigfaltiges.

Aus Asien.

Die Flora des thracischen Bosphors. (Andreossy, Voyage à l'embouchure de la mer noire)

Wenige Flußgestade sind durch Thalgründe und Schluchten vielfältiger zerschnitten, als die der Meerenge des Bosphors, auf der europäischen sowohl als auf der asiatischen Seite. Vereint mit

den mannigfachen Biegungen des Küstenlandes, ertheilen jene Ungleichheiten des Bodens dem Kanal ein sehr angenehmes Aussehen, indem sie einen Wechsel anziehender Aussichten seiner ganzen Länge nach begründen. Die vielen Dörfer und Palläste, welche in einer fast ununterbrochenen Reihe an beiden Gestaden erbaut sind, tragen hinwieder das übrige zur Verschönerung der Landschaft bei. Hingegen ist die Umgegend des Bosphors wenig bebaut, und nur in den Thalgründen werden Gartengewächse in Menge gezogen. In einigen derselben sieht man Wiesengründe, und mit sehr schönen Bäumen, worunter sich Linden und Platanen vorzüglich auszeichnen, bepflanzte Gartenanlagen. Mit ihrem Grün, sticht das der Tannen und Zypressen ab, die fast überall, einzeln, gruppirt, oder in ganzen Gehölzen, das Landschaftsgemählde der Umgebung von Konstantinopel und der Gestade der Meerenge schmücken. Auch etliche in Europa minder bekannte Bäume kommen hier vor: die baumartige Mimosa, der Seidenbaum, eine Persien ursprünglich zugehörige Art der Akazie. Ihre aus lockern, seidenartig glänzenden Staubfäden und Staubwegen bestehenden büschelförmigen Blumen, sind an den Spitzen rosenroth gefärbt; die Mimosa nilotica, eine andere, wie ihr Name schon andeutet, aus Egypten herstammende Akazie; der orientalische Lotus (Diospyros lotus), von großem Wuchse, dem in der Gegend von Konstantinopel der Name des trapezuntischen Dattelbaums ertheilt wird, und den Forskål unter diesem Namen allein kannte; der hübsche Terpentinbaum mit zusammengesetzten Blättern. An den Zypressen zeigt sich hinwieder ein seltsames Naturspiel. Andere Bäume nämlich, wie der Feigenbaum oder der Terpentinbaum, wachsen aus ihrem Stamme hervor. Den Wohldienern (gens obsequieux) gleich, denen es zuletzt auch in den fremden Wohnungen zu eng ist, wird der Stamm, worin der Saame dieser Schmarotzerbäume keimte, von innen her allmälig aufgeschwellt und erweitert. Andreossy hat mehrere Zeichnungen solcher Bäume mitgebracht, die gleichsam ineinander gepfropft zu sein scheinen, und welche er hauptsächlich auf der asiatischen Küste, die einen im Thalgrund von Sultania, die andern auf der Erdspitze von Chalcedonien wahrnahm.

Das Verzeichniß der um Konstantinopel und die thracische Meerenge wachsenden Pflanzen begreift nahe an neunhundert Arten. Die Gräserfamilie ist sehr zahlreich; die natürlichen Gruppen der Lippenblüthen, der Schotenpflanzen und der Borragineen sind gleichfalls ansehnlich; auch von den Doldengewächsen kommen sehr viele Arten vor. In den Thalgründen der asiatischen Kanalküste wächst der Ruscus hypophyllum, der alexandrinische Lorbeer der Alten; in den vulkanischen Felsen, das Sesèli, die Alcea und eine Art tatarischer Statice; im Ufersand des schwarzen Meeres, die Sandlilie, Pancratium maritimum, ein lilienweiße und wohlriechend blühende Pflanze, und das spitzige Cynanctum (Cynanctum acutum), dessen Frucht in einer Hülse voll glänzend seidenflockiger Saamen besteht, die von den Bewohnern der umliegenden Dörfer als Schmuck der Zimmer aufgehängt wird. u.

Aus Amerika.

Nachrichten aus dem republikanischen Haiti.

Unter den zwei unabhängigen Negerstaaten, die sich auf dem vormals französischen Theil der Insel St. Domingo gebildet haben, ist es derjenige, welcher sich als Kaiserreich in monarchischer Verfassung konstituirt hat, woher ungleich mehr Berichte nach Europa gelangen, während man nur selten und minder zuverlässig Kunde von dem im Westen der Insel bestehenden republikanischen Staate empfängt; in der That aber scheint das Interesse, welches der letztere gewähren kann, gegen dasjenige des erstern überwiegend zu sein. Man will hier die kurze Anzeige dreier in Port-au-Prince gedruckter Schriften geben, welche für sich schon die eben geäusserte Vermuthung bestätigen dürften. Die erste ist der republikanische Staatskalender (Almanac républicain, pour l'année commune 1818, présenté à son Excellence le Président d'Haiti, par F. Desrivieres Chanlatte), ein Seitenstück zu dem gar viel mehr bekannten und besprochenen Almanac royal oder Impérial d'Haiti. Er ist zierlich gedruckt, und enthält, neben manchen andern Aktenstücken, auch die vollständige Korrespondenz zwischen den Kommissarien Ludwigs XVIII. und dem Präsident der Republik.

Die zweite Druckschrift liefert den Entwurf oder die Ankündigung der Eröffnung des Haitischen Lyzeums, und es lassen sich daraus einige werthvolle Angaben über den Zustand des Unterrichtswesens in diesem Lande schöpfen.

„Wofern (heißt es darin u. a.) der Satz, daß die Natur die Menschen überhaupt alle mit gleichen Geistesgaben beschenkt hat, nicht längst von berühmten Schriftstellern überzeugend dargethan wäre, so würde ein Blick auf die wunderbaren Veränderungen, welche im Südwesten dieser Insel zu Stande kamen, seit eine väterliche Regierung die Hindernisse, die den Geist der Einwohner gelähmt hielten, beseitigt hat, allein schon hinreichen, um darzuthun, daß jene Behauptung nichts weniger als widersinnig ist. In der Zeit selbst, wo das Kolonialsystem die Haitier auf mechanische Arbeiten ausschließlich beschränkte, und durch systematischen Zwang sie in Unwissenheit und thierischer Rohheit erhielt, erstaunten dennoch schon nicht selten die grausamen Herrscher über ihren lebhaften und verständigen Geist, sie, die durch eine zum Glück übelberechnete Habsucht, ohne es selbst zu wissen, den Ausbruch beschleunigten, welcher auf jeden Fall, etwas früher oder später, das eiserne Joch zerbrechen mußte. Als die Zauberstimme der Freiheit erscholl, da machte die Natur ihre Rechte wieder geltend, der Geist warf seine Fesseln ab, und die Nacht des Kolonialdespotismus verschwand vor dem Licht einer philantropischen Vernunft. Einsichtsvolle und menschenkundige Gesetzgeber haben die Grundlagen der neuen Staatsgesellschaft entworfen; rechtschaffene und erfahrene Richter schützen einstweilen die persönliche Freiheit und das Eigenthum der Privaten, bis ein vollständiges haitisches Gesetzbuch die Rechte und Verhältnisse der Einzelnen befriedigend umfassen wird; muthvolle und geübte Krieger sind bereit und gerüstet, um das Vaterland zu vertheidigen, das ihr kraftvoller Arm

errungen hat; Landbauern bepflanzen, mit angestrengtem aber freiwilligem Fleiße, das von der Sonne befruchtete Erdreich; der Handel, als die zweite Quelle des Reichthums und Wohlstands der Völker, bietet auf unsern Märkten, zum Umtausch der Landeserzeugnisse, die Kunstfleiß- und Luxusartikel beider Welten dar."

„Aus des Sklaventhums Trümmern erhebt sich, der aufgehenden Sonne gleich, der Freistaat Haiti; er zeigt der erstaunten Welt den trostvollen Anblick der Freiheit, wie sie über der schönsten der Antillen schwebend, ihr segenreiches Füllhorn über die Abkömmlinge jener Söhne der Wüste, des Sahara, des Congo und beider Guinea's ausgießt, die einst der hartherzige Geiz den Ihrigen und dem Vaterland entrissen und geraubt hatte; er zeigt ihr den Anblick der Freiheit, welche den zahlreichen Völkerstämmen Afrika's und Amerika's, im Begleit der Künste und Wissenschaften, die Sittigung, das Gefühl der inwohnenden Würde, Unabhängigkeit und Glück bringt. Schaut darum fröhlich, Haitier! dem Schicksal entgegen, das euer wartet. Auf euch ruht die Hoffnung von zwei Drittheilen des Erdenrunds. Wenn die heilige Flamme der Sittigung, welche die Freiheit auf eurer Insel gegründet hat, durch euere Sorglosigkeit wieder erlöschen könnte, dann wäre das Werk der Wiedergeburt, wo nicht auf immer, doch auf eine lange Zeit vernichtet, und euer Name wäre bei den kommenden Geschlechtern verabscheut und mit Schande bedeckt. Dieser Fall wird nicht eintreten; ihr habt den schönen Namen der Wiederhersteller Afrika's verdient, und mit jedem Tage zeigt ihr von neuem, daß ihr desselben werth seid. Ihr werdet darum auch dies heilige Feuer in reine Hände überzutragen bemüht sein; ihr werdet, zugleich mit dem errungenen Vaterlande, euern Kindern das Erbtheil von Talenten und Tugenden sichern, die sie jener Gabe würdig machen, indem sie dieselben durch Einsicht und Kenntnisse in den Stand setzen, wenn die Ordnung der Natur euch wird abgerufen haben, den Staatsämtern wohl vorzustehen, die unsere neuen Institutionen erheischen: alsdann erst möget ihr euer Tagewerk als vollendet betrachten! Ueberzeugt, daß in dem öffentlichen Unterricht ein jeder Staat seine sicherste Stütze findet, haben euere aufgeklärten Gesetzgeber der freisinnigen Verfassung, die sie der Republik gaben, einen besondern Artikel einverleibt, welcher wesentlich verordnet, es soll eine, allen Bürgern unentbehrliche, gemeinsame Erziehungsanstalt errichtet werden, und bereits auch ist das erlauchte Oberhaupt des Staates mit einer neuen Organisation der Elementarschulen beschäftigt. Bis ihm aber vergönnt sein wird, seinem beabsichtigten Plan eine größere Ausdehnung zu geben, hat inzwischen der Präsident von Haiti den Bürger Colombel, seinen Privatsekretär, bevollmächtigt dem Bürger Ballette, die Bürger Viktor Durrive und Delille Laprée beizuordnen, den ersten als Lehrer der lateinischen Sprache und den zweiten als Professor der mathematischen Wissenschaften. Alle drei werden sich angelegen sein lassen, dem Zutrauen des Präsidenten zu entsprechen, und die Absichten der Eltern zu erfüllen, die ihnen ihre Söhne anvertrauen wollen, um durch Unterricht in Wissenschaften und Künsten nützliche Bürger in ihnen zu erziehen und durch Uebung in gesellschaftlichen und religiösen Tugenden sie zu patriotischen und rechtschaffenen Männern zu machen. Der Unterricht im Lyceum befaßt die

lateinische, französische, englische und andere neuere Sprachen; die reinen und angewandten mathematischen Wissenschaften; die Schiffahrtskunde; die ältere und neuere Erdkunde; die Geschichte; die Buchhaltung und die Handelswissenschaft. Für Zöglinge, die dazu Neigung haben, werden auch Zeichnungs- und Musiklehrer, Fecht- und Tanzmeister vorhanden sein. Außer den Kindern der Krieger, welche im Dienst des Vaterlands gestorben sind, und denen die Nationaldankbarkeit eine unentgeldliche Erziehung sichert, werden auch Privatzöglinge angenommen." Es folgen hierauf die Bedingungen der Aufnahme, Kost- und Lehrgelder u. s. w. Es sollen jährlich öffentliche Prüfungen statt finden, und die Eröffnung des Lyzeums hat am 1. April 1817 statt gefunden. Die Ankündigung ist in Port-au-Prince am 1. März 1817, im vierzehnten Jahr der Unabhängigkeit, von Colombel, Privatsekretär Sr. Exzellenz des Präsidenten von Haiti, unterzeichnet.

Die dritte in der gleichen Hauptstadt gedruckte Flugschrift führt den Titel: Appel aux Haitiens, ou Riposte à l'attaque imprévue de la cour royale de Bordeaux et de M. Martignac, avocat, par l'auteur de l'Almanac républicain. Ein Schwarzer antwortet hier auf unziemende Anmaßungen weißer Menschen, und es kann diese Antwort des Bürgers Desrivieres Chanlatte, als ein gründlich ausgeführtes Manifest für die Sache des Negerstaates gelten. „Es gereicht (so drückt sich der Bürger von Haiti aus) wahrlich den Europäern zur Schande, daß sie ein Sklavensystem immer noch beizubehalten verlangen, das auf Stärke und List, keineswegs auf Gerechtigkeit und Menschlichkeit beruht. Die Stärke begründet kein Recht. Sie sucht wohl das zu behalten, was sie auf unrechte Weise erworben hat: wofern aber Menschen nicht ein Eigenthum von Ihresgleichen sein können; wenn die Europäer die unglücklichen Sklaven, welche einst die von ihnen überfallenen afrikanischen Landstriche anbauten, gewaltsam aus ihrem Vaterland entführten, vermöge ihrer Gesetzgebung nie als mit Vernunft begabte Geschöpfe betrachtet haben: wer mag es alsdann diesen verdenken, wenn sie den ersten günstigen Anlaß ergriffen, um ihre Ketten zu zerbrechen und wieder das zu sein, was sie waren, bevor sie ihrer Freiheit beraubt wurden? Wir sind keine Usurpatoren, wir haben keine Regierung unrechtmäßig an uns gerissen; aber die, welche wir errichtet haben, die wollen wir, wie wir es vor Gott und Menschen gelobten, behalten, vertheidigen und eher alle zu Grund gehen, als daß wir sie beeinträchtigen lassen. Wehe dem Tollkühnen, der es versuchen würde, unsere Unabhängigkeit anzugreifen! Unser Wille steht unveränderlich fest. Man kann Kriegszüge gegen unser Vaterland rüsten, und dieses mit Feuer und Schwert verheeren; aber an entschlossenen Vertheidigern wird es ihm nie fehlen, und wenn wir im Kampfe fallen, so werden unsere Söhne denselben mit ungeschwächtem Muth fortsetzen. Das Volk von Haiti würde den Tod der Freien der Schande des Sklavenjoches, der Zwangsarbeit und der Geissel unmenschlicher Gebieter weit vorziehen."

„Wir seien, sagen die, welche uns auf dem europäischen Festlande Hohn sprechen, von keiner Macht anerkannt! Als ob es einer Anerkennung europäischer Mächte bedürfte, um zu wissen, daß das haitische Volk frei ist, und durch seine eigenen Gesetze beherrscht wird!

Uns sind solche Anerkennungen aus der Vorzeit keine bekannt. Karthago war eine tyrische, Rom eine troianische Kolonie; die letztere ward durch Gothen- und Vandalen-Kolonisten unterjocht; Frankreich, England, Spanien, fast ganz Europa wurden zu verschiedener Zeit von räuberischen Kriegshorden überzogen, die sich hernach als Kolonisten ansiedelten. Wer weiset uns ihre Anerkennungsurkunden auf? Die vereinten Staaten Amerika's einzig nur haben von den meisten europäischen Staaten Unabhängigkeitsurkunden erhalten. Sollten ihnen diese aber erforderlich gewesen sein, um sich als unabhängig und fremder Herrschaft entledigt zu betrachten? Das war wohl weder Franklins noch Washingtons Meinung, als sie ihre Mitbürger zum Kampf für die Freiheit aufriefen. Was in einem Fall statt fand, wird dadurch für andere kein Gesetz. Die europäischen Völker haben uns meist anerkannt, indem sie unsere Flagge in ihren Hafen zulassen, indem sie die als Reisende zu ihnen kommenden Bürger von Haiti in Ehren halten; indem einige unter ihnen Beauftragte zu uns sandten und in Handelsverbindungen mit der Insel traten. Sie hatten bis dahin alle Ursache mit uns zufrieden zu sein. Ihre Bürger fanden gute Aufnahme und Schutz bei uns; ihr Handel mit Haiti wird, unter dem Schutz der Gesetze nach Grundsätzen des Rechts und der Ehre geführt. Sollte der König von Frankreich nicht einsehen, daß die Ländereien von Haiti eben so wenig Eigenthum der Kolonisten sein können, als der Boden Frankreichs ein Eigenthum des alten Adels ist, der ihn vormals besaß. Der französische Handel ist kein Bedürfniß für Haiti, dessen Einwohner den Manufaktur- und Luxus-Waaren Frankreichs sehr bald entwöhnt waren. Was wir von solchen bedürfen, liefert uns der britische Handel hinlänglich; den Bedarf an Lebensmitteln und Bauholz erhalten wir aus Amerika. Diese zwei Nationen haben sich allezeit theilnehmend gegen uns gezeigt, während Frankreich unser stete unversöhnliche Feind gewesen ist und bleiben wird; denn nur, weil es ihm dazu an Kraft und Mitteln gebrach, hat es bis dahin unterlassen, neue Kriegsrüstungen gegen Haiti zu veranstalten und abzusenden." *)

*) Der Censeur européen der Herren Comte und Dunoyer glaubt (T. IX. S. 330.), unter solchen Umständen und wenn man diese Jakobiner zu Paaren treiben wolle, bleibe wohl anders nichts übrig, als eine angemessene Zahl von frères ignorantins oder von Missionaren an sie abzusenden.

U.

Inhalt des zweiten Heftes.

Von dieser Zeitschrift erscheinen monatlich zwei Hefte, jedes drei bis vier Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus vierundzwanzig Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preiß 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.



Jahrgang 1819.

Erstes und zweites Februar-Heft.

Nro. 3. und 4.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Gemälde des römischen Hofes.

(Les quatre Concordats, par Mr. DE PRADT, T. II. p. 170-192.)

Der römische Hof muß zunächst aus dem doppelten Gesichtspunkt der kirchlichen und der politischen Verhältnisse betrachtet werden. Er bildet unstreitig den Mittelpunkt der Kirche; aber als Hof ist er zugleich eine Vereinbarung von Menschen, die ihr Betragen nach Grundsätzen ihrer eigenthümlichen und ihrer politischen Lage einrichten. Denn von einem Hofe, sei er kirchlich oder nicht, sind Politik und politisches Verfahren unzertrennlich; hiernach soll das Betragen Roms in dem wechselnden Lauf der Revolution dargestellt werden.

Wo vom römischen Hofe die Rede ist, stößt man nur gar zu leicht auf die zwei Klippen, entweder der Unehrerbietigkeit oder des Aberglaubens. Wir halten uns in gleicher Entfernung, von jenen Sklavenseelen, die mit gesenkter Stirn auf die Erde niederschauen, wie von den Religionsverächtern, die mit ausfordernden oder frechen Blicken einhertreten.

Von allen kirchlichen Institutionen, die der Erdball noch je gesehen hat, mag keine Rom zur Seite gestellt werden. Welche andere kann uns eine Kette zeigen, deren erster Ring von der Kapelle einer niedrigen Hütte ausgeht, während der letzte sich dem Kapitole anschließt? Solcher Größe hat kein anderer Kultus je genossen. Was die Inhaber dieses Thrones verschuldet haben, mag so wie das Uebermaas der Verehrung, die ihm zu Theil geworden ist, in der Höhe und in dem Glanze des Thrones seine Entschuldigung finden. Wenn die Päpste ihn als ein Werk Gottes zum Behuf der Religion darstellten, so war die Sprache, welche sie führten, ihrer Persönlichkeit und ihrer Zeit angemessen; dem denkenden Menschen genügt es, die wirklichen Verhältnisse desselben auszumitteln, und sein erster Ursprung so wie seine Schicksale im Lauf der Jahrhunderte kümmern ihn ungleich weniger. Rechtfertigungen und Rügen können in dieser Hinsicht gleich unnütz erscheinen. Was hilft es auszumitteln, wie das Papstthum in seinen Anfängen und wie es im zehnten Jahrhundert beschaffen war? So Vieles sich darüber auch sagen läßt, so wenig frommt es doch (?). Gerathener ist es, von der Thatsache auszugehen, daß der römische Hof geistliche und weltliche Herrschaft vereinbart. Daraus ergeben sich dann auch alsbald zweierlei Interessen und eine zwiefache Richtung. Das erste begreift alle Heiligthümer, das zweite die weltliche Macht; das Haupt der Kirche zeigt sich überall in befehlender, der weltliche Fürst beinahe immer in flehender Stellung; ein Hof mit Priestern

und weltliche Interessen, ohne Waffen für ihre Vertheidigung: so seltsam dies alles aussieht, so besteht es jedoch; und wenn einerseits zu Unterstützung eines so zerbrechlichen Gebäudes ein nicht gemeines Talent erforderlich war, so setzte seine Duldung anderseits ein sehr verwickeltes politisches System voraus; denn wäre Europa seit sechs Jahrhunderten in mehr nicht als drei oder vier große Mächte, oder wäre auch nur Italien zwischen nicht mehr als zwei Eigenherrscher getheilt gewesen, so hätte der römische Hof längst schon seine Endschaft erreicht. Den Beweis dafür leisten die Vorgänge zur Zeit, als Napoleon Gebieter des europäischen Abendlandes war. Die Zerstückelung Italiens in kleine Herrschaften, und der großen Mächte fortdauernde gegenseitige Eifersucht sind die einzigen Stützen des römischen Hofes gewesen. Die Päpste wußten mit Gewandtheit sich des Schutzes der Einen gegen die Andern zu bedienen, und zu Vollendung der Verwirrung ward Rom, der Mittelpunkt der Kirche, ein Mittelpunkt der Staatskunst.

Zur Zeit als Rom durch Verstand und Einsicht der übrigen Welt vorleuchtete, mußte um eben dieser Einsicht willen Europa von ihm seine Leitung erhalten, weil diese letztere jederzeit das Vorrecht der Einsicht gewesen ist und sein wird. Seitdem aber das Licht, wie am Firmament, so über die Menschheit gleichmäßiger vertheilt erscheint, so ist nicht mehr abzusehen, worauf das Rom beigelegte politische Uebergewicht sich beziehen sollte. Die Macht ist ihm mehr noch entgangen als die Einsicht, zumal ihm diese letztere nur als Bevorrechtung entzogen ward; worin läge denn das politische Ansehen eines Hofes, dem jeder eigenthümliche Einfluß auf die Staatenverhältnisse benommen ist? Das Schreibervolk war in den französischen Gerichtssälen mächtig, so lange außer ihm in Frankreich Niemand lesen konnte; seitdem Jedermann lieset, sind die Gerichtshöfe wieder, was sie ihrer Natur nach sein sollen, ein Bestandtheil der bürgerlichen Einrichtungen geworden.

Rom zeigt uns das Bild eines Wahlreichs, worin die Herrschaft dem Grundsatz nach unbeschränkt, durch die Sitten des Herrschers aber gemildert ist. Das Evangelium und die Meinung der Welt erlauben dem Papst nicht, Alles zu wollen, was er zu können berechtigt wäre. Hier liegt in den Sitten das Gegengewicht, welches anderswo die Gesetze gegen übermäßige Gewalt errichtet haben.

Ein Hof, der seinen Sitz über den Trümmern Roms hat, und in den Erinnerungen der Größe der ewigen Stadt, wie in denen seiner eigenen Macht erzogen ward, wird groß thun und sich den Hof nennen, wie das alte Rom sich die Stadt nannte; er wird eine imponirende Sprache führen, die sich stolz geberdet, sobald die Umstände es gestatten mögen; er wird sich übermüthig gegen die Schwachen und unterwürfig gegen die Starken zeigen. Ein Eigenherrscher, der durch die Konvenienz der Meinung stark, in der That aber schwach ist, wird sich durch Maximen und Gewohnheiten erhalten und leiten lassen, wie das chinesische Reich durch Zeremonien regiert wird.

Ein entwaffneter Staat, der mit vielen andern, die bewaffnet sind, Berührung hat, wird beständig unterhandeln müssen; er wird es für sich und auch für Andere thun müssen, um sein

Ansehen nicht ganz zu verlieren. Selbst da, wo er nicht eingreifen kann, wird er zu Rathe gezogen sein wollen, weil er sich nicht kann fürchten machen. Weil dieser Staat eine Menge Interessen in vielen Ländern schonen muß, so wird er zu Hause eine große Zahl feiner, kluger, gelehrter, geschmeidiger Arbeiter bedürfen, Zöglinge des Gottes mit dem Doppelgesicht, welcher im alten Rom der Heerführer und Beschließer des Jahrs war. Diese Arbeiter werden sich in allen Künsten der Gewandtheit üben müssen, um mit allen Krümmungen der Politik vertraut und ihnen überall gewachsen zu sein.

Ein Hof, der mit einer Menge anderer Höfe immer gemeinsame Anliegen hat, wird jederzeit das Bedürfniß einer wenigstens scheinbaren Unparteilichkeit fühlen, die ihn eignen möge, überall aufgesucht zu werden. Als der Sitz des gemeinsamen Vaters der Glaubigen, wird er die Gefühle der Zärtlichkeit zu Tage legen, welche die Natur dem Vater gegen alle seine Kinder zur Pflicht macht. Indem er dadurch das Gebot der Natur erfüllt, wird er hinwieder auch seinen eignen Vortheil in Acht nehmen, der ihn anweiset, sich der Unterstützung aller Glieder seiner Adoptiv-Familie zu versichern. Ein Hof, der keine Stärke hat als die Meinung, keine Schutzwehr als eine durch Tradition fortgepflanzte Ehrfurcht, der selbst wenig redet und das Reden Anderer fürchten kann, der mehr befiehlt als erörtert, der sich in die Schatten der Vergangenheit hüllt, um sich vor den zersetzenden Prismen der Gegenwart zu schützen: ein solcher Hof muß unwandelbar sein, um glauben zu machen, daß er untrüglich sei. Mag Alles um ihn her sich verändern, die Unwandelbarkeit gleicht jenen alten Grenzsteinen, die jederzeit die Grundstücke von einander ausschieden, und für zutrauenswerthe Schiedsrichter und unerschütterlich treue Zeugen und Beweisführer des Eigenthums galten; diese Unwandelbarkeit ist allezeit da, um seinen Besitzstand zu befestigen und sein Ansehen zu verstärken. Er ist der Axe gleich, um die das Weltrad sich dreht, während sie selbst unerschüttert bleibt. Auf dieser festen Stütze hat Rom die Jahrhunderte durchwandert, ohne von ihrem Wechsel betroffen zu werden. Es gefällt sich in den Klüften eines feierlichen Schweigens, woraus es mit dem Ansehen der Orakel, und nicht selten auch mit ihrer Zweideutigkeit hervorschreitet; von der Zeit hofft es Vieles und es setzt großes Vertrauen in diesen erprobten Gehilfen, dem es so Vieles verdankt; hat es dann aber einmal gesprochen, dann ist das gesprochene Wort nicht mehr bloß, menschlicher Rede gleich, im Gedächtniß aufbehalten, sondern es ist darüberhin in Erz eingegraben; was von ihm unterzeichnet ward, das ist mit sieben Siegeln besiegelt. Stets unerschütterlich und fest, stets nur auf die Dauer bedacht, ließ es gleich dem Gotte Termes den ganzen Olymp seinen Platz ändern, und behauptete stets den seinigen fort. Rom weicht nicht zurück: was glaubt ihr wohl, daß aus Rom geworden wäre, wenn es je irgend Jemand gewichen wäre? bei dem Wechsel von Vortheil, von Ansicht, von Meinung aller Andern? Rom weicht nicht, denn es weiß, daß hinter ihm beständig ein Abgrund offen steht, und daß vor ihm tausend Hände bereit sind, es hineinzustoßen. Seine Unbeweglichkeit macht seine Stetigkeit aus. Rom weicht nicht. So gedenket denn dieses Worts, und wenn ihr mit ihm

Verträge schließen müßt, schreibt oben über dieselben: **Rom weicht nicht zurück!** Vergeßt ihr dies, so wird früher oder später die Noth euch daran erinnern, aber wahrscheinlich ist es alsdann zu spät.

In einem Wahlreich, wenn zumal noch die Stufen bis oben hinan durch die Hierarchie der Stellen gleichsam fest bezeichnet sind, wird die Ehrsucht frühzeitiger aufgeweckt, und weil jedem gleiche Aussicht geöffnet ist, so mag auch Jeder beim Beginn seiner Laufbahn sich, dem Hirtenknaben von Montalte gleich, als ein neuer **Sixtus der Fünfte** berufen glauben. Die für Jedermann geöffnete Aussicht auf die dreifache Krone und den Kardinalshut hat alle Italiäner insgesammt ehrsüchtig gemacht. Jedermann kann Papst werden. Es ist kein italiänischer Knabe, der wenn er einmal, in welcher Gestalt es auch sein mag, in die kirchliche Miliz eingeschrieben ist, die bekannte Antwort nicht wiederholen könnte, welche Sixtus der Fünfte gab, als ihm, da er noch Hirte war, eine stolze Aufwallung die Frage zuzog: **Ob er nicht etwa vollends Papst werden wolle? Warum nicht!** erwiederte er aus der Fülle der kühn aufstrebenden Seele, die gleichsam ihre Stärke zu versuchen und ihr Geheimniß in dem plötzlichen Ausbruch der angebornen Kühnheit zu verrathen schien. In Rom beruht Alles darauf, gut anzufangen, sich einem angesehenen Prälaten anzuschließen, und die dort sehr vervielfältigte Prälatenwürde zu erhalten. Alsdann ist der Weg gebahnt, eine Stelle führt zur andern; aber mit dem Unterschied, daß wenn auf andern Laufbahnen der letzte Schritt der schwierigste ist, dies zu Rom hingegen vom ersten gilt. Daraus erklärt es sich, daß die Fähigkeiten in Rom zwar ziemlich allgemein vorkommen, hingegen aber nicht sehr ausgezeichnet sind. Eine gewisse Kenntniß der Menschen und Dinge, und hauptsächlich ein örtlicher Takt, sind einzig nur erforderlich, und reichen für den vorgesetzten Zweck hin. Wenn anderswo der Ehrgeiz die Talente zu entwickeln und offenkundig zu machen anräth, so empfiehlt er hingegen in Rom umgekehrt, sie gewissermaßen verschleiert zu halten, damit ihr gemäßigter Glanz die Augen des argwöhnischen Neides nicht blende. Wenn sonst überall der Ehrgeiz zuerst die Aussenwerke niederreißt, so gräbt er sich hingegen in Rom Minen, und kündigt sich nicht eher als durch ihre Sprengung an. Der Feind ist durch einen unterirdischen Gang in die Festung gekommen, nachdem er alle Kunst anwandte, um sein Dasein nicht zu verrathen, bis er wirklich an Ort und Stelle eingetroffen ist. Auch hat der Jahrhunderte andauernde und zur allgemeinen Sitte gewordene Zwang der Verstellung dem Karakter der Italiäner und voraus dem der neuern Römer jenes Aussehen von Falschheit ertheilt, das durch die tiefen Bücklinge, die vervielfältigten Betheuerungen und die schmeichelnden Blicke eher verstärkt als beseitigt wird; man glaubt vorsichtig sein zu müssen, und der Druck der Hände flößt kein Vertrauen ein. Seit den Zeiten Sylla's und Tiberius ist die Entartung des römischen Karakters auf alle Weise befördert worden. Die offene Freimüthigkeit ist hier wie überall im Begleit der Freiheit verschwunden; Geschmeidigkeit ist an die Stelle der geraden Haltung der alten Weltherrscher getreten, und seit sie aufgehört haben, Ihresgleichen zu beherrschen, können sie ihnen auch

nicht mehr frei ins Gesicht schauen. Die edle Aufrichtigkeit des alten Roms erlag dem anhaltenden Drucke einer wechselsweise thörichten und wüthenden Despotenherrschaft; dem Drucke der Gebieter, die Rom von allen ihm vormals unterthanen Völkern wechselnd erhielt und den in ihrem Gefolge eintretenden Faktionskämpfen, die Alles unsicher machten, und eine so andauernde als unversöhnliche Rache erzeugten; den vertheilten Eigenherrschaften, deren Kleinheit alles Große erdrückte; dem zahllosen Aberglauben, der sich zum alleinigen Lehrer der Völker aufwarf, und vor allem aus aber dem verkehrten Einflusse eines Hofes, welcher in den Künsten der Verstellung und Ränke seine einzige Schutzwehr finden konnte. Die Prälatur und der Purpur sind in Rom allmächtig, und ihr Glanz hat die bischöfliche Würde gänzlich verdunkelt. Der weltliche Theil dieses Hofes hat demnach gegen den geistlichen das Uebergewicht erhalten; die Prälatur ist die Bahn, welche zu hohen Ehren und Macht führt, neben einigen höhern Stufen der Mönchsorden, die in Rom gleichsam ihren Metropolitansitz haben. Der römische Hof hat die bischöfliche Würde durch planmäßiges Verfahren niedergedrückt, um sie desto leichter zu beherrschen; er hat die Bisthümer vervielfältigt, weil viele Schwache wenigen Starken nicht gleich kommen; er behandelte die Bischöfe, wie die Könige die großen Vasallen behandelt haben. Die Prälatenwürde, als Bestandtheil der römischen Regierung, verhält sich zu den Bischöfen, wie vormals die einst so vielmögenden und übermüthigen ersten Commis in Versailles sich zu den Offizieren der Land- und Seetruppen oder zu den Verwaltungsbeamten in den Provinzen verhielten.

In einer ausgedehnten Eigenherrschaft, wie jene war, welche Napoleon für Italien entworfen hatte, mag allein das Rettungsmittel für den hier dargestellten veralteten Schaden gefunden werden. Der durch den Einfluß seiner Regierungen geschwächte und verdunkelte italiänische Karakter mag hinwieder nur auf gleichem Wege und mit Hilfe der Regierungen neu gehoben werden: dazu aber bedürften diese einer eigenthümlichen Größe. In kleine Eigenherrschaften zertheilt, werden die Abstämmlinge des Romulus niemals anders sein, als die römischen Italiäner sind; wie könnte man die Herstellung eines großen Volkskarakters, mit zehn Eigenherrschaften, an deren Spitze ein arglistiger Mönchshof steht, erwarten? Der Baum mag eine andere Frucht nicht tragen, als die ist, deren Säfte seinem Stamme eingeimpft wurden.

Ich werde mir durchaus nicht erlauben, in das Gemälde des römischen Hofes irgend eine der gehässigen Anschuldigungen aufzunehmen, welche die Unwissenheit, der Haß und der Leichtsinn in so reichem Maase gegen ihn ausstießen. Mit so schwarzen Farben ist nie ein anderer Hof geschildert worden, und es regt Schmerz und Aerger zugleich auf, wenn man Christen vom römischen Hofe sprechen hört, wie sie kaum je vom Hofe in Konstantinopel sprechen würden. Das Gefühl des Anständigen scheint einem großen Theil der Schriftsteller völlig fremd zu sein.

Der römische Hof hat Fehler und Gebrechen; weil er aus Menschen besteht, und weil er ein Hof ist, so müssen die Gebrechen der Höfe bei ihm angetroffen werden. Wo ist einer, der

davon rein wäre? Zur Ehre des römischen darf dabei immer bemerkt werden, daß, wenn die Gebrechen der übrigen Höfe so zu sagen ihr eigen Werk und ihre Wahl sind, die seinigen hingegen aus seiner Institution und aus der gezwungenen Stellung im Mittelpunkt einer Welt hervorgehen, worin er, zugleich der Erste und der Letzte, der Schwächste und der Stärkste, der Wandelbarste in der Person seines Oberhaupts und der Beharrlichste in seinen dinglichen Verhältnissen, der dem Ehrgeiz Zugänglichste und Lockendste, aber auch der für die Erreichung seiner Zwecke immerhin nur höchst beschränkte Mittel Darbietende ist. Man prüfe und urtheile! Würden wohl die Höfe und Höflinge anderer Länder, an die Stelle des römischen Hofes versetzt, viele durch Wissenschaft und Tugend ausgezeichnete Männer darbieten, oder eine größere Zahl Eigenherrscher, die mit entwaffnetem Arm ihre Grenzen so kräftig beschützt, und mit so geringen Mitteln in so flüchtiger Regentenzeit so viel Großes gethan, und so merkwürdige Denkmäler aufgeführt hätten? Wo anders ist die Staatsklugheit ihren Maximen treuer geblieben, und hat nicht, während im verflossenen Jahrhundert die Throne von Rußland, Preußen und Oesterreich glorreich besetzt waren, Rom allein das südliche Europa vor Verfinsterung bewahrt und durch die Regentenkunst Benedikts XIV., Klemens XIV. und Pius VI. seinen Glanz erhalten? Mit Fürsten wie diese waren, darf Rom zuversichtlich und ohne eine Vergleichung zu scheuen, vor den europäischen Richterstuhl treten.

Im Laufe der französischen Staatsumwälzung verhielt es sich am römischen Hofe wie an den übrigen Höfen. Die Ansichten theilten sich über die Fragen, wie man jene beurtheilen, wie man sich dagegen schützen und wie man sie bekämpfen solle. Wie in andern Kabineten, so entstanden auch hier zwei Parteien: die eine neigte sich zur Strenge und zur völligen Losscheidung von Allem, was auf diese verwünschte Revolution, die Tochter einer verabscheuten Mutter, der Philosophie, Bezug hatte; die andere empfahl Mäßigung und ein der Zeit Rechnung tragendes, durch die Umstände gebotenes Nachgeben. Während demnach an den Höfen, welche militärische heißen mögen, die eine Partei nur von Vertilgung mit Feuer und Schwert sprach, so war bei der gleichartigen Partei in Rom nur von Bannstrahlen die Rede. Andere, mäßigere oder einsichtsvollere, denn Mäßigung und Einsicht treffen überall zusammen, waren der Meinung, daß Bannstrahlen nur bei denen wirksam sein können, die zuvor schon unterwürfig sind, während sie an den Schildern des Unglaubens oder des Ungehorsams abgleiten; sie wollten die unsichern Waffen in Roms Arsenalen belassen, statt ihrer mildere, mehr auf Versöhnung abzielende Maasnahmen ergreifen, und die verirrten Kinder nicht zu noch gröberer Mißhandlung ihrer Mutter verleiten. Man erflehte von der Zeit die Hilfe, die sie oft schon so reichlich gewährt hatte. Pius VI. verfolgte diesen Pfad. Gewiß hat es zu seiner Zeit nicht an Künsten gefehlt, welche die Bannstrahlen, die er schleudern konnte, vergrößern mochten. Er hat sie aber klüglich nicht geschleudert; denn, wen konnten sie treffen und wen mochten sie zurückhalten? Wären sie aber unglücklicherweise mitten unter ein Volk niedergefallen, das sie mehr verachtete als fürchtete, wie damals nicht anders möglich war, so waren sie alsdann

vollends in der öffentlichen Meinung verloren. Die Gegner des römischen Hofes wünschten nichts Bessers, als daß er durch diesen dem Zeitgeist so übel anpassenden Schritt auch seine letzte Schutzwehr noch preisgebe. Es wäre ein seltsamer Kampf gewesen, der sich zwischen dem Kirchenbann Roms und den philosophischen Beschlüssen einer Versammlung erhoben hätte, über welche die Schrecken der Vorzeit, die ihren Vätern einst furchtbar gewesen waren, nichts weiter vermochten. So scheut sich der Seefahrer, wenn er im kühnen Fluge den Ozean durchschneidet, keineswegs, durch wiederholtes Losbrennen der Feuerschlünde, womit die Kunst die Flanken seines Schiffes besetzt hat, die Wolke anzugreifen, die ihn bedroht und er zwingt sie zur Flucht, wenn er sie vorher sich des in ihrem Schoose verschlossenen Feuers zu entledigen veranlaßt hat. Pius VI. sah diese Gefahr wohl ein, und er vermied dieselbe durch Scharfsinn und Klugheit, die seinem Karakter und seinem Geiste gleichmäßig zur Ehre gereichen. Als er durch Nachstellungen und List in die Hände seiner Feinde gefallen war, verließen ihn nochmals weder sein richtiges Urtheil, noch seine Milde, mit denen er dem eigenen empörten Gefühl sowohl, als den unklugen Rathgebern Widerstand leistete. Die seinem Herzen geschlagene Wunde führten seinen Verstand nicht auf Irrwege, und er sah deutlich ein, daß um Roms Waffen einiges Ansehen zu erhalten, man sie einstweilen ruhen lassen und für bessere Zeiten aufbewahren müsse. Nichts konnte richtiger sein, als diese Ansicht; sie widerstrebte der leidenschaftlich unmäßigen Partei, welcher ein kläglicher Sieg aufbehalten war, als ihr endlich gelang, Pius VI. in das italiänische Bündniß zu verstricken, das im Jahr 1796 gegen Frankreich zu Stande kam. Lange schon und während des ganzen Kriegs durchzogen britische Geschäftsleute Italien unaufhörlich um das Land gegen Frankreich aufzuhetzen. Im Jahr 1793 hatten sie seinen kleinern Staaten die Neutralität untersagt, und man erinnert sich recht gut der damals, in Englands Namen, den Höfen von Genua und Florenz verkündigten Befehle. Als im Jahr 1796 die französische Armee Oberitalien besetzt und die übrige Landschaft bedroht hatte, da schien die Gelegenheit überaus günstig zu sein; auf Englands Ruf und im Namen der Gefahr des gemeinsamen Vaterlands wurden alsbald Krieger ins Feld gestellt, die dazu auf keine Weise geeignet und die über ihre Bestimmung auch wohl selbst nicht wenig betroffen waren. Ein Haufe kleiner Fürsten, armer Soldaten unter noch ärmern Führern, wagte es, in den ungleichen Kampf zu treten, und dem mächtigen Schwerte Trotz zu bieten, das eben erst die Knoten zerschnitten hatte, durch welche Wien und Turin miteinander verbunden waren; dem Schwerte, vor welchem Oesterreichs nacheinander gegen Napoleon ausgesandte Heerführer theils flohen, theils an der Spitze ihrer Legionen die Waffen streckten. So schwache Feinde zu Gesicht bekommen und sie zu Boden werfen, war eins und dasselbe; es waren große und ruhmvolle Tage, worin Kühnheit und Geist, Scharfsinn und Staatsklugheit sich einander die Hände boten, um Ausoniens schöne Gefilde über die langgedauerte Knechtschaft zu trösten, und ihm seine Stelle unter den Nationen wieder einzuräumen. Täuschende Hoffnung und schnell hinschwindende Morgenröthe glücklicher Verhältnisse, denen übel ausgedachte Plane alsbald eine neue Unterjochung folgen

ließen, die durch den zwischen eingetretenen augenblicklichen Genuß der Freiheit um so härter drücken mußte! In dem Vertrag von Tolentino büßte Pius VI. sein Gehörgeben der Rathschläge, die seine bessere Einsicht verworfen hätte. Seine Rathgeber kosteten ihn den Verlust der drei Legationen, des seit Sixtus V. gesammelten Schatzes und eines Theils der Zierden des Kapitols; daneben forderten dieselben nichtsdestominder den Lohn für die geleisteten guten Dienste, indem sie gewohntermaaßen ihre unvernünftigen Grundsätze und ihre unglückliche Ungeschicklichkeit treue Ergebenheit nannten.

Zwei Dinge mußten hier dem Beobachter auffallen. Das eine, daß Rom in völliger Absonderung von allen andern Mächten leben muß. In gänzlich vereinzelter Stellung muß es sich jedes gemeinsamen Handelns mit andern enthalten und sich auf sein eignes beschränken. Zu schwach, um irgend etwas zu hindern, mag ihm keinerlei politisches Veto zustehen, und keine Partei darf Verstärkung von ihm erwarten! Was bleibt ihm alsdann übrig, als von jeder Verbindung und von allem Zusammentreffen mit andern fern, ausschließlich nur auf seine eigene Erhaltung bedacht zu sein. Denn wofern Beute zu theilen ist, was kann es erwarten? Und wofern man sich der Beraubung unterziehen muß, was kann es abwenden? Dies mußte es in jenem unglücklichen Zeitpunkt sattsam erfahren und einsehen. Jene, die es in die große Verlegenheit versetzt hatten, halfen ihm nicht wieder heraus, und gaben ihm weder seine Provinzen, noch sein Geld, noch seine Kunstwerke zurück. Was seine Weisheit Jahrhunderte durch gesammelt und aufbewahrt hatte, das ging in drei Wochen eines lächerlichen Krieges verloren.

Die zweite sich damals darbietende Bemerkung geht aus dem Erfolg der Vermischung der geistlichen mit den weltlichen Verhältnissen hervor. Rom hatte sich bewaffnet, man hatte den Krieg bestanden, man war geschlagen worden und hatte die Flucht ergriffen; die Mauern der geheiligten Stadt sollten erobert, der Sieger mußte versöhnt werden: da wurden ihm drei Provinzen als Lösegeld dargebracht. Dies ist Schicksal des Krieges; dem Besiegten liegt die Kostenzahlung ob; es scheint nicht, daß man zur Beförderung und zum Vortheil der Religion ins Feld zieht. Sobald jedoch der Krieg auf obige Weise beendigt war, schrie man laut auf über Beraubung der Religion; die alltäglichen Behauptungen von der Unveräußerlichkeit des Kircheneigenthums und von verübtem Kirchenraub an den geheiligten Landschaften, wurden wiederholt. Das gleiche Verfahren fand bei jedem offenen oder heimlichen Angriff statt. Welche Verirrung und welch eine seltsame Sprache! Und was erwartete man von einer solch' eigennützigen Verwirrung der Begriffe gegen Menschen, die darin anders nichts, als das Schreien böswilliger Schwäche, und mithin einen Vorwurf ihres Spottes erblicken konnten? Zur Zeit des Konkordats von 1801 widersetzte sich die überspannte Partei demselben nachdrücklich; ob die Religion in Frankreich dadurch zu Grund gehe, kümmerte sie eben so wenig, als jene französischen Bischöfe, die jenseits des Kanals in persönlicher Sicherheit, von London aus Bannstrahlen gegen Paris sandten, und ihre Sorge für die Religion auf ein solches Werk

der Liebe beschränkten: die Anhänger dieser Lehre treffen in allen Ländern zusammen, und ihre Partei hat nur einen Kopf, ein Herz und eine Stimme. Der Hr. Kardinal Brancadoro erklarte mir in Paris, daß das Konkordat von 1801, wenn die Unterhandlung in Rom stattgefunden hätte, gewiß nicht wäre angenommen worden; in diesem Fall muß man den Unterhandlungsort segnen, ohne den Rom eine ruhmwürdige Handlung und eine schöne Zierde seiner Krone missen würde.

Es verdankt Rom die damals getroffene Wahl der höhern Einsicht des Hrn. Kardinals Consalvi, eines Prälaten, welcher Rom und der Kirche noch andere wesentliche Dienste zu leisten bestimmt war. Aber die vorgenannte Partei, die bald wieder neuen Einfluß gewann, widersetzte sich, soviel sie konnte, der Reise des Papstes nach Frankreich, und sie war es, die ihn nach seiner Rückkehr dem feindseligen Bund vereinbarte, der ihn ins Verderben stürzte, und durch den der römische Hof, wenn der russische Krieg nicht dazwischen kam, rettungslos verloren war. Die nämliche Partei, deren verderblicher Einfluß überall zu Tage liegt, war es hinwieder auch, die nach der Rückkunft aus der Gefangenschaft den Papst zu der alle Staaten bedrohenden Maasnahme der fehlgeschlagenen (?) Herstellung der Jesuiten verleitet hat; eine Maasnahme, die für Europa der Verkünder von der Rückkehr eines Systemes war, das dem friedfertigen Geiste, welcher dem Oberhaupt der Kirche ziemt, entfremdet, mit dem Zeitgeiste unverträglich, und demnach für die Ruhe der Staaten und für den Frieden der Gemüther gefährlich erschien; denn es ist der Friede der einen von dem der andern unzertrennlich. Glücklicherweise war die Wache nicht eingeschlummert; der Kardinal Consalvi stand achtsam zur Seite, und auf seinen Ruf zerstreuten sich (?) die neuen Stürmer des Kapitols. Der Friede kehrte, von seiner natürlichen Gefährtin der Vernunft begleitet, zurück. Möge das Steuerruder lange in ihrer Hand bleiben!

Hr. von Pradt theilt in eben diesem Werke von den vier kirchlichen Konkordaten folgende Zählung der französischen und spanischen Geistlichkeit vor der Revolution mit; von der spanischen Liste versichert er, sie sei ihm in Madrid aus amtlichen durch den Grafen von Campomane's aufgenommenen Verzeichnissen geliefert worden.

Französischer Klerus.

Erzbischöfe und Bischöfe	136
Chorherren, Choristen (bas-choeurs) der Kathedralkirchen, zu 50 Personen auf eine Kirche gerechnet	6,800
Pfarrer (curés)	44,000
Pfarrhelfer (succursales)	6,400
Vikare	18,000
Priester mit und ohne Benefizien	16,000
Chorfrauen (chanoinesses)	600
Mönche	31,000
Nonnen	27,000
Kirchendiener (ministres et serviteurs d'église)	10,000
Insgesammt	159,936

Die katholische Bevölkerung Frankreichs betrug damals 25,000,000. Davon machte der Klerus den hundert achtundsechszigsten Theil aus.

Die Einkünfte der Geistlichkeit betrugen vor der Revolution 300,000,000 Fr., welches im Durchschnitt 2000 Fr. ungefähr auf den Kopf ausmacht; die Messen allein nur zu 50,000 täglich und zum Durchschnittspreis von 1 Fr. werfen die jährliche Summe von 18,000,000 Fr. ab.

Spanischer Klerus.

Erzbischöfe	8
Bischöfe auf dem spanischen Festland	44
Bischöfe auf den balearischen Inseln	3
Bischöfe auf Ceuta und den Canarien	2
	57
Auxiliar-Bischöfe oder Coadjutoren	5
Chorherren	2,400
Pfarrer	20,080
Vikare, Kaplane, Priester mit und ohne Benefizien	40,000
Mönche	49,000
Nonnen	22,000
Kirchendiener (min. et serv. d'église)	15,831
Insgesammt	149,376

Spaniens Bevölkerung betrug damals 11,000,000, und der Klerus machte also davon den einundsiebenzigsten Theil aus. Das Jahreseinkommen der spanischen Geistlichkeit war von dem der französischen wenig verschieden.

Die Gesammtbevölkerung des katholischen Europa konnte zu jener Zeit auf etwas über hundert Millionen Seelen, und die gesammte Geistlichkeit desselben auf nicht völlig eine Million berechnet werden: also kommt ungefähr auf hundert Seelen ein Geistlicher, welches beinahe das nämliche Verhältniß ist, wie das der Land- und See-Kriegsmacht zur Bevölkerung eben dieser Länder. Das gesammte Jahreseinkommen aber der katholischen Geistlichkeit in Europa konnte auf 1,800,000,0000 Fr. gewerthet werden. u.

Die Polarreisen.

(Correspondance du Baron de Zach, Novemb. 1818.)

Die angekündigte Wiederholung der im Jahre 1818 ohne den gehofften Erfolg gebliebenen britischen Unternehmung zu Ausmittelung einer nördlichen Durchfahrt nach Japan und China, statt des gewohnten Weges um das Vorgebirge der guten Hoffnung und durch die indischen

Meere, regt nun auch die Fragen über die Zwecke und den Nutzen der Polarreisen neu auf, und die zur Beantwortung derselben oder zur Berichtigung der dahin einschlagenden Begriffe führenden Angaben sind auch wieder zeitgemäß.

Wollte man die wissenschaftlichen und politischen Absichten, die doch wohl dem Unternehmen gutentheils zum Grunde liegen, bei Seite setzen, und nur die Handelsverhältnisse oder das, was die Handlung sich von der gesuchten Durchfahrt versprechen darf, ins Auge fassen, so scheint die Antwort längst gegeben, und man darf nur daran erinnern. Wäre sie irrig, so widerlege man sie.

Der französische Astronom, Hr. Le Gentil, welcher im Jahre 1760 nach Indien gesandt ward, um die zwei Durchgänge der Venus vor der Sonnenscheibe in den Jahren 1761 und 1769 zu beobachten, verweilte bei zehn Jahre lang großentheils in diesen Meeren, und war demnach von allen auf ihre sichere Befahrung sich beziehenden Umständen wohl unterrichtet. Die Meinung eines so kompetenten Richters verdient also gehört zu werden; sie geht aber dahin, daß die nördliche Fahrt nach Indien nicht kürzer sein würde, als die gewohnte um das Vorgebirge der guten Hoffnung ist.

Hr. Le Gentil hat diese Ansicht umständlich in dem fünften seiner Briefe entwickelt, den er aus Pondichery am 1. Oktober 1768 an Hrn. De la Nux, vormaliges Mitglied des königlichen Rathes auf der Insel Bourbon, einen sehr geschickten Astronomen, schrieb. Man findet diesen Brief im zweiten Band der Voyages de Mr. Le Gentil dans les mers de l'Inde faits par ordre du roi, die zu Paris im Jahre 1778 gedruckt wurden. Auch ward eben dieser Brief in die Mémoires de l'acad. roy. des sciences de Paris für 1772 (P. 2. S. 447) aufgenommen; er führt hier die Aufschrift: Mémoire, dans lequel on fait voir, que de France à Canton, par le Nord-Est, les voyages seraient presque aussi longs, qu'ils le sont par le Cap de bonne-espérance.

Die ganze Beweisführung des Hrn. Le Gentil beruht auf einer genauen Kenntniß der Passatwinde. In den Meeren Indiens und China, sagt er, wehen beständige West-, Südwest- und Südwinde, von der Mitte des Maimonats bis zur Mitte des Oktobers; während des übrigen Jahres hingegen weht der Wind beständig aus Nord-Nord-Ost und Ost; man nennt dies die Perioden der Ost- und der West-Passatwinde (la mousson de l'Est, et la mousson de l'Ouest); die Reisen der Seefahrer richten sich nach denselben, weil man, ohne sich den größten Gefahren auszusetzen, nicht mit widrigem Passatwinde oder gegen denselben reisen kann.

Gesetzt nun, ein Schiff habe seine nördliche Durchfahrt um die Mitte Augusts bewerkstelligt, welches ungefähr die Zeit ist, wo jene Eismeere sich öffnen, so kann dasselbe nicht eher in den chinesischen Meeren eintreffen, bis der westliche Passatwind aufgehört hat, und der östliche eingetreten ist, welches frühestens zu Anfang Oktobers geschieht; in der Zwischenzeit muß das Fahrzeug nothwendig irgendwo in der Nähe eines schützenden Küstenlandes verweilen. Ist dasselbe in Canton angelangt, so kann vor Mitte Mai des kommenden Jahres an keine Rückfahrt gedacht

werden, und der kostbare Aufenthalt richtet den Unternehmer zu Grund, da er den westlichen Passatwind abwarten muß, um in die japanischen Meere zu gelangen; so bleiben dann aber auch nur ungefähr zwei Monate übrig, um den Eingang der nördlichen Durchfahrt zu erreichen, und wofern die veränderlichen Winde, die zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Breitegrade vorkommen, nur einigermaßen widrig sind, so lauft das Schiff Gefahr, die Durchfahrt verschlossen zu finden, oder im Eismeere durch die Eisschollen eingeschlossen und festgehalten zu werden. Wenn ihm aber auch kein solcher Unfall begegnet, so mag doch vor dem Herbstmonat die Durchfahrt nicht vollendet, oder die Rückkehr nach Frankreich bewerkstelligt werden; die Abreise mußte spätestens im Anfang Mai des verflossenen Jahres geschehen, und dies beträgt also, zufällige Hindernisse ungerechnet, siebenzehn volle Monate.

Die französischen Chinafahrer gehen zu Anfang Jänners unter Segel und kehren zu Anfang des Brachmonats im folgenden Jahre zurück, welches achtzehn Monate beträgt; davon aber müssen zwei Monate für die Landung auf Isle de France abgezogen werden: ohne diesen Aufenthalt, welchen die Bedürfnisse der Inseln von Frankreich und Bourbon nothwendig machen, könnte die Reise in sechszehn bis siebenzehn, vielleicht sogar in fünfzehn bis sechszehn Monaten vollendet werden.

Aus der Darstellung des Hrn. Le Gentil ergibt sich also, daß die Chinafahrten auf dem nördlichen Weg mindestens eben so viel Zeit erfordern würden, als man dazu auf dem gewohnten Weg um das Vorgebirg der guten Hoffnung braucht, und daß man auf dem ersten solche Gefahren zu bestehen hätte, von denen der letztere völlig frei ist.

Hr. Le Gentil fügt noch eine andere, sehr richtige Bemerkung hinzu. Er sagt nämlich: die Schiffahrt um das Vorgebirg der guten Hoffnung ist dermaßen sicher, daß auch ein nur mittelmäßiger Seemann hinreicht, um ein Fahrzeug in gutem Stande nach China und wieder zurück nach Frankreich zu bringen; wogegen die nördliche Fahrt nach China zuverlässig jederzeit den geschicktesten und erfahrensten Seefahrer erheischen wird.

Hier erwahrt sich denn also das Sprichwort, demzufolge der längste Weg nicht selten der kürzeste ist. Ein Schiff, zum Beispiel, welches aus dem Kanal nach Canton gehen und seinen Weg um das Vorgebirg der guten Hoffnung nehmen würde, müßte ungefähr 16,500 Seemeilen zurücklegen, während die nördliche Durchfahrt nur 7800 betragen dürfte; der letztere Weg wäre demnach fast um die Hälfte kürzer, wofern das Eis der Nordsee in besserm Verhältnisse zu den Passatwinden der indischen Meere stehen würde. So aber wird die nördliche Fahrt immerhin die längere, schwierigere, gefährlichere und vielleicht auch die kostbarere seyn.

Wir gehen jetzt zur Würdigung der Wahrscheinlichkeit wichtiger Entdeckungen über, durch welche die Erdkunde mittelst der neuen Reisen bereichert werden kann.

Wirft man einen Blick auf die Seefahrer der verflossenen Jahrhunderte, so wird man wahrlich vom größten Erstaunen ergriffen, wenn man diese Menschen, ohne wissenschaftliche Bildung, ohne Instrumente, auf elenden Fahrzeugen, wie die Borrough (1556), Forbisher

(1576), Davis (1587), Barenz (1594), Hudson (1610), Bafin (1616), Bylot (1636), Deschnew (1648),*) Bering (1728) u. s. w. waren, sich mitten durch Eisfelder und Eisberge, in unbekannte Gewässer wagen, und daselbst so wichtige Entdeckungen machen sieht, daß den spätern Seefahrern nur eine geringe Nachlese übrig blieb. Denn in der That haben die vier letzten britischen Reisen in die Nordsee, unter Kapitän Middleton, Lieutenant Pickersgill, Lieutenant Young und Master Dunkan, uns nichts Neues gebracht, und nur einen sehr geringen Zuwachs unserer Erdkunde jener Länder geliefert. Noch im Jahr 1817 ward die Beschreibung einer Reise nach der Hudsonsbay ausgegeben, welche der königliche Seelieutenant Chappel auf dem königlichen Schiffe Rosamond gemacht hat**), die in England selbst strenge Beurtheiler fand, welche versichern, sie enthalte nichts, das der Bekanntmachung werth gewesen wäre.

Hieraus erhellet, wie schwer es gegenwärtig hält, wichtige Entdeckungen in jenen Gewässern zu machen, und wie dazu, wofern die Reisenden nicht besonders glücklich sind, nur geringe Wahrscheinlichkeit vorhanden ist. Es reicht nämlich in solchen Dingen nicht hin, Kenntnisse, Geschicklichkeit und Gewandtheit zu besitzen, man bedarf darüberhin auch noch des Glückes. Das Glück, sagt man, wird den Kühnen zu Theil; man darf aber nicht vergessen, daß die großen Entdeckungen gemacht sind, und daß die übrig gebliebenen kleinern schwierig und undankbar zugleich sind, weil sie so glänzend nicht mehr sein können, wie jene waren.

Die Briten fürchten sich, es möchten die Russen ihnen für diese Entdeckungen zuvorkommen, und dies könnte allerdings leicht geschehen. Die Russen haben gegenwärtig bedeutende Niederlassungen auf der Nordwestküste von Amerika, welche vielen Argwohn erregen. Auf der Insel Kodjack haben sie eine neue Stadt Alexandria erbaut, die bald ein zweites Odessa sein wird. Diese in großem Wachsthum befindlichen Kolonien, die einen ungemein bedeutenden Pelzwaarenhandel treiben, erleichtern den Russen jene Entdeckungsreisen mehr als den Briten ihre Verhältnisse thun. Jene machen gegenwärtig, seit der unerschrockene Krusenstern ihnen die Bahn wies, öftere Reisen von Kronstadt nach der Nordwestküste von Amerika, die ihnen nur noch für gewöhnliche Handelsreisen gelten, obgleich sie im strengen Wortsinne in der That Reisen um die Welt sind. Es macht dies die Briten etwas mißlaunigt, und einer ihrer Journalisten drückt sich neuerlich also aus: „Es müßte doch wahrlich kränkend sein, wenn einer Seemacht von gestern her zu gut werden sollte, eine Entdeckung im neunzehnten Jahrhundert

*) Der Startöblina Kosake Simön Deschnew behauptet, im Jahr 1648, aus dem Eismeere bis nach Anadyr durch eine Meerenge gelangt zu sein, welche nichts anders als die Beringstraße sein konnte. Zwar finden sich Sceptiker, welche diese Seereise bezweifeln, obgleich der russische Staatsrath und Historiograph Muller den Bericht daruber 1736 in den Archiven der siberischen Stadt Jakuzk entdeckt zu haben versichert.

**) Narrative of a voyage of Hudsons Bay in his M. S. Rosamond, containing some account of the North-Eastern Coast of America, and the tribes inhabiting that remote Region, by Lieut. Chappel R. N. London 1817, 8.

zu vollenden, die von den Briten im sechszehnten so glücklich begonnen ward, und wenn ein zweiter Vesouz den dem Colomb gebührenden Ruhm nochmals davon trüge."

Endlich bleiben die Hoffnungen übrig, die für wissenschaftliche Entdeckungen geschöpft werden mögen, hinsichtlich auf den Magnetismus, die Elektrizität, das Nordlicht und überhaupt auf alle jenen Erdstrichen eigenthümlichen Erscheinungen. Inzwischen darf man auch hierin große Offenbarungen kaum erwarten und man könnte eben so wenig erstaunen, wenn nochmals die wissenschaftlichen Seefahrer sich nicht so weit dem Pole nähern würden, als einige Wallfischfänger schon thaten. Wer mit den Schwierigkeiten und Gefahren der Seereisen in diesen Gegenden vertraut ist, der würde sich darüber nicht im mindesten wundern. Die Zeit, von denen Seneka in seiner Medea (Scene 2.) spricht: quibus Oceanus vincula rerum laxet, sind noch nicht eingetroffen und werden vielleicht für diese Polarländer überall nie eintreffen.

u.

Die Stadt Port d'Espagne auf der Insel Trinidad.*)

Port d'Espagne, gegenwärtig die erste, vormals die zweite Stadt der Insel Trinidad, erstreckt sich in einer Länge von zwei Meilen von Osten gegen Westen, und hat sich seit den zwanzig Jahren, da die Engländer in ihrem Besitze sind, bedeutend verschönert und vergrößert. Eine starke, vor sechs Jahren erfolgte Feuersbrunst hat zur Regelmäßigkeit der neuen Bauten, so wie zur leichtern Ausführung der zum Behufe der wieder erstehenden Stadt entworfenen Pläne nicht wenig beigetragen. Die Straßen sind nach der Schnur angelegt, von beträchtlicher Breite, sehr gut gepflastert, und mit Trottoirs von harten Steinen versehen. Eine Promenade von ziemlichem Umfange, in Form eines ablangen Vierecks, erstreckt sich, dem Ufer parallel, hundert Klafter weit in das Innere der Insel hinein, und ist mit jungen Bäumen, zum Theil mit Palmen bepflanzt, die viel Schatten verbreiten. Die Stadt hat auch mehrere Platze. Auf dem größten derselben, auf welchem sich das Hotel des Gouverneurs und die von ihm abhangenden Bureaux befinden, hatte man eine Kirche mit großen, durch Subskription zusammengebrachten Unkosten wirklich schon halb ausgebaut; eben diese Kirche aber wird jetzt wieder niedergerissen, weil man den Ort zu einem Exerzierplatz für dienlich erfunden hat. Die wirklich vorhandene Kirche ist überaus klein. Die Häuser sind größtentheils von Steinen oder Backsteinen aufgeführt und von fester Bauart. Auf der Vorderseite pflegt man Säulengänge anzubringen, die durch kleine hölzerne Balken gebildet werden, und theils offenen, theils mit Jalousien verschlossenen Gallerien zur Unterlage dienen. Auch einige wohl versehene Magazine

*) In einem freien Auszuge aus: Souvenirs des Antilles, voyage en 1815 et 1816 aux États-unis et dans l'Archipel Caraibe. Paris 1818. 2 Vol. 8.

sind in Port d'Espagne zu finden: sie scheinen jedoch nicht von großer Bedeutung zu sein. Was dem Reisenden, der von Saint-Pierre (auf der Insel Martinique) herkommt, besonders auffällt, ist der Mangel an Quellwasser in einem so brennend heißen Klima. Alles Trinkwasser wird aus Sodbrunnen gezogen, und ist salpeterig und ungesund. Es werden über dies Wasser viele Klagen geführt; auch soll es die in der Stadt von Zeit zu Zeit grassirenden Krankheiten, so wie die rheumatischen und podagrischen Anfälle, denen die Einwohner häufig ausgesetzt sind, mit befördern helfen. Inzwischen fließt in einer Entfernung von zwei Meilen von der Stadt ein Bach vorbei, den die Regierung, freilich nicht ohne Unkosten — man glaubt mit einer Summe von 60,000 Gurden — könnte in die Stadt selbst hineinleiten lassen, wo er dann zur Annehmlichkeit und Reinlichkeit und auch zur Gesundheit der Luft Vieles beitragen würde.

In großer Menge finden sich in Port d'Espagne die Geier. Diese Vögel sind so zahm, daß man sie auf den Straßen, Plätzen, Spaziergängen, auch auf den Hausdächern mit aller Muße beobachten kann. Bei einer Strafe von 30 Gurden ist es verboten auf sie zu schießen. Sie sind der Stadt von wesentlichen Nutzen; denn durch sie wird Alles, was Aas und Unreinigkeit heißt, und Auge oder Geruchnerven beleidigen könnte, schnell aus ihren Mauern hinweggeschafft. Der Hafen ist nichts weniger als tief, und sein Wasser überaus schlammig und schmutzig. Selbst kleinere Fahrzeuge, von fünfundzwanzig bis dreißig Tonnen, laufen alle Augenblicke Gefahr, auf den Grund zu stoßen. Zwischen den Wendekreisen wird durch die Fluth die See in der Regel um nicht mehr denn sechs Fuß gehoben. Zur Zeit der Anwesenheit des Verfassers dieser Notizen lagen auf der Rhede nicht über dreißig Fahrzeuge vor Anker, worunter drei bis vier dreimastige, die übrigen aber Briggs, Schoner und Kähne waren.

Die hinter der Stadt einen Kreis bildenden Hügel sind von mittlerer Höhe. Man merkt, daß Menschen in ihrer Nähe wohnen; denn sie sind ihrer Bekleidung fast gänzlich beraubt. Zwischen ihnen und Port d'Espagne liegt eine Ebene von etwa drei Viertelstunden, die sehr gut angebaut ist.

Wer die angenehmen Spaziergänge auf der Ostseite der Stadt genießen will, muß sich früh um fünf Uhr hinbegeben: denn um sieben Uhr beginnt die Hitze, und läßt sich sehr stark verspüren bis zehn Uhr, wo sie durch den von offener See her sich erhebenden Wind etwas abgekühlt wird.

Wehe demjenigen, welcher in Port d'Espagne den Mauthbeamten oder den Einnehmern der Regierung in die Hände fällt. Jede noch so unbedeutende Unterschrift, die ein Partikular nöthig hat, um z. B. die Ueberreste einer Kiste mit Wein für seinen Hausgebrauch auszuschiffen, muß mit schwerem Gelde verkauft werden.

Die Bevölkerung der Stadt soll sich etwa auf 18,000 Seelen belaufen, unter denen sich höchstens 2,500 Weiße, theils Franzosen, theils Engländer, auch einige wenige arme Spanier befinden. Mehrere dieser letztern waren vor einiger Zeit nach dem festen Lande von Amerika ausgewandert und im allertraurigsten Zustande wieder von dort zurückgekommen. Es ist nichts

seltenes, vormals begüterte Leute beiderlei Geschlechts hier ankommen zu sehen, die, nachdem sie fünf bis sechs Monate in den Wäldern zugebracht, um das schwache Boot, das sie über die Fluth hinbringen sollte, zusammen zu setzen, auf dieser Insel in einem über alle Vorstellung elenden Zustande krank, abgezehrt und mit Lumpen bedeckt ausschiffen. Unter den von der Küste des festen Landes her nach Port d'Espagne gekommenen zahlreichen Emigranten erblickt man auch spanische Kapuziner in blauen Röcken, mit einem Strick um die Lenden, breitkrämpigen Hüten und langen Bärten; diese Leute werden bei den Missionen im Innern der Insel, wo es noch Eingeborene gibt, angestellt. Der begütertste und am besten kultivirte Theil der Insel ist die von Franzosen und Engländer bewohnte Gegend von Naparima. Es heißt in der Nähe der Stadt, gegen Westen, eine schöne, sich weit hin dehnende Ebene, von überaus fruchtbarem Erdreiche, wo sich in Einer Pflanzung und mit fünfzig Schwarzen mehr ausrichten läßt, als anderwärts mit ihrer hundert und fünfzig. Jeder Fleck Landes hat hier seinen Eigenthümer, obgleich aus Mangel an Negern der Boden noch nicht durchgehends bebaut ist.

Die Sklaven gelten hier vierhundert Gurden das Stück. Diese Waare darf einzig von den britischen Inseln eingeführt werden. Mehrmals sind auch schon von der Insel Dominika Sklaven eingeführt, und bei diesem Handel binnen wenigen Tagen hundert Prozente gewonnen worden.

Die Garnison von Port d'Espagne besteht aus etwa dreitausend Mann von verschiedenen Korps. Unter den dermaligen Umständen ist diese Zahl mehr als hinreichend. Die Soldaten, welche der Verfasser in der Stadt und an dem Hafen Dienst thun sah, waren Schwarze mit Kasketten und scharlachrothen Uniformen von West-India, dem einzigen, aus fünfzehnhundert Mann bestehenden Schwarzen-Regimente, das zu Port d'Espagne liegt. Diese Neger werden von den Engländern von der afrikanischen Küste geholt, und alsdann jenem Korps einverleibt; und so verschafft den Briten die Unterdrückung des Sklaventhums bei andern Nationen, neben den unzweifelhaften Aussichten, Kultur und Handel in den Antillen zu Grunde richten und ohne fernere Konkurrenz die Kolonialwaaren aus beiden Welten auf die Handelsplätze von Europa einführen zu können, auch noch den Vortheil einer leichtern und wohlfeilern Rekrutirung. Ein sehr schönes und niedliches Aussehen hat das zu dem erwähnten Regiment gehörende Musikantenkorps. Es besteht aus etwa dreißig gelb gekleideten Negern mit weißen, mit einem silbernen Halbmonde versehenen Turbanen und rothen Halbstiefeln. Sehr bedeutend ist die Zahl der theils weißen, theils farbigen Milizen, von denen eine Kompagnie reich equipirter Dragoner einen Theil ausmacht. Die europäischen Truppen auf der ganzen Insel sollen sich beiläufig auf viertausend Mann belaufen. Auch in St. Joseph, einem Flecken unweit der Hauptstadt, liegt eine jedoch unbedeutende englische Garnison. Das Leben ist auf der Insel Trinidad sehr theuer. Im Gasthofe wird für Logis, Frühstück und Mittagessen die Summe von fünf Gurden verlangt. Das Gold wird gewogen und die Gurden haben so große Löcher, daß man bequem einen Finger hindurch stecken kann.

Eine französische Schauspielertruppe, die zu Caracas sehr gute Geschäfte gemacht hatte, und durch die Reaktion des spanischen Krieges von dort mit großem Verluste vertrieben worden war, hatte im Spätjahr 1815 in Port d'Espagne ihren Sitz aufgeschlagen. In einem kleinen, aus einem Magazin hervorgegangenen Saale, der etwa vierhundert Personen fassen mochte, wohnte der Verfasser einer Vorstellung der Prétendus bei. Der Gouverneur hat links von der Bühne eine Loge, die geräumig genug ist, um in derselben die vornehmsten, unter seinem Befehle stehenden Offiziere zu empfangen. Die weißen Damen, etwa sechsunddreißig an der Zahl, bemerkenswerther durch die Einfachheit ihres Putzes und ihrer Kleidung, als durch ihre Schönheit, nehmen die vordersten Bänke ein; der hintere Theil des Saales ist für die farbigen Zuschauer bestimmt. Erst eine volle Stunde, nachdem man sich versammelt hatte, kam der Gouverneur in seinem Wagen, dem einzigen in der Stadt, angefahren. Seine Exzellenz waren in Uniform, traten sehr gravitätisch in den Saal ein, und nahmen in Begleitung ihrer Frau Schwester und drei oder vier anderer Personen Platz. Bei seinem Eintritt standen die sämmtlichen Zuschauer, Herren und Damen, mit einemmale auf, bis das „God save the King" in etwas barbarischen Tönen verhallt hatte. Das Stück schien nicht zu gefallen, und Langeweile war auf allen Gesichtern zu lesen. Der Preis der Plätze, und zwar alles ohne Unterschied, ist eine Gurde.

Die amerikanischen Fahrzeuge werden in Port d'Espagne nicht zugelassen. Die Engherzigkeit und Raubgier des Fiskus ist Schuld, daß starke Contrebande getrieben wird. Europäische Juwelen, Weine, Oele und einige trockene Artikel haben starken Absatz. Chokolade wird in vortrefflicher Qualität auf der Insel verfertigt. Das Land hat im Ganzen ein finsteres und wenig belebtes Aussehen und die Stadt Port d'Espagne, man könnte sagen, beinahe die ganze Insel Trinidad bietet gegenwärtig ein Schauspiel des Elendes, der Einsamkeit, der Lust- und Freudenlosigkeit, der Krankheiten und einer physischen und moralischen Erschlaffung dar.

Im Handel herrscht eine völlige Stockung, und die Insel wird von den verderblichen Folgen des das feste Land von Amerika verheerenden Krieges noch lange zu leiden haben. Kaum daß man jetzt von Zeit zu Zeit etwa eine einzelne schlechte Langer-Brigg oder ein kleines, mit Baumfrüchten beladenes Fahrzeug ohne Verdeck in Port d'Espagne einlaufen sieht, während früherhin wöchentlich mehrere Schiffe mit Ladungen von zwölf- bis fünfzehntausend Piaster eintrafen, um von den in den Magazinen zum Verkauf stehenden Artikeln einzukaufen.

Dieser für die Kolonie so vortheilhafte Handelsverkehr ist durch die kriegerischen Ereignisse auf dem Küstenlande aufgehoben worden, wogegen sich die Engländer dieses Handels bemächtigt, und nun selbst angefangen haben, die benöthigten Artikel zu liefern. Mit jenen Langer-Briggen sieht man zuweilen auch Indianer oder Eingeborene aus Südamerika anlangen. Diese Leute, die ganz nackt gehen, sind kupferfarbig, von großem und stammigem Wuchse, etwas wildern und gleichwohl nicht unangenehmen Gesichtszügen, glatten und starken Haaren.

Das anhaltend schlechte Wetter, sagt der Verfasser am Schlusse seines Tagebuchs über

Port d'Espagne (25. Nov. 1815), nachdem er sich vorher schon in vielfache Klagen über das Tag und Nacht ununterbrochen und bei immer gleich groser Hitze fortdauernde Regenwetter ergossen, — trägt in Verbindung mit einer von revolutionären Reaktionen sowohl, als von der Stockung des Handels und von einer sparsamen Bevölkerung herrührenden Unthätigkeit, zu der Traurigkeit und dem melancholischen Aussehen, das sich auf den Gesichtern der Europäer nur allzudeutlich ausspricht, nicht wenig bei. Die nicht sehr zahlreichen, in Port d'Espagne sich aufhaltenden Weißen bilden ein um so seltsameres Gemisch, da sie in einen sehr engen Raum zusammengedrängt sind, in welchem man Chinesen, Weiße aus allen Ländern von Europa, Amerikaner, Afrikaner, Karaiben, Indianer vom Küstenlande, alles durcheinander und nebst ihnen noch alle die unzähligen Nuancen von Menschengattungen erblickt, die sich durch das Vermischen und Kreuzen jener mancherlei Racen gebildet haben, die selbst erstaunt sind, sich auf diesem Flecke der Erde zu treffen, und die, ihrer Verschiedenheit ungeachtet, in einem, aber auch nur in einem Punkte, nämlich darin miteinander übereinstimmen, daß die Stimme der Natur sich für sie Alle gleich deutlich vernehmen läßt.

H.

Mannigfaltiges.

Aus Deutschland.

Epilog aus Heinrichs von Lang Geschichte der Jesuiten im südlichen Deutschland *).

Wenn Manche in der Aufhebung des Jesuiten-Ordens auch die Lösung der bürgerlichen Bande und die Veranlassung der französischen Staatsumwälzung finden wollten; so konnte man sie aus der ältern Geschichte und dem Geist des Ordens bedeuten, wie sich derselbe höchst wahrscheinlich auch bei diesen neuern Ereignissen benommen haben würde. — Da der Orden das Haus Bourbon niemals sonderlich geliebt, und überhaupt schon in Brasilien von dem Grundsatz ausgegangen, daß nicht einer blinden Geburt, sondern dem Verstand und der Tugend die Herrschaft über Andere zustehen sollte, so wäre eine Veränderung der absoluten Regierung in Frankreich und die Theilnahme an einer Republik der Tugend ihren Grundsätzen an sich nicht entgegen gewesen. Bei der Aufhebung der Klöster würden sie gesucht haben, ihre Eigenschaft als Mönche zu verläugnen, und sich, als einem National-Erziehungs-Institut, einen Theil der Klostergüter zuzueignen. In dem kurzen Zwischenakt, wo die Franzosen einen Indifferentismus

*) Die Leser erinnern sich des früher aus diesem Werke gegebenen Bruchstücks (Ueberlieferungen. Jahrg. 1818. S. 609.) und werden auch gegenwärtige Schlußstelle nicht ohne Interesse lesen. Das bis jetzt noch ungedruckte Werk wird hoffentlich im Sommer 1819 ans Licht treten.

für allen christlichen Kultus bekennen wollten, wären die Jesuiten noch als Missionarien bei ihnen geblieben, und hätten ihnen vielleicht neue Symbole geschaffen. Unter Napoleon würden sie nicht versäumt haben, sich als Feldprediger, Spitalkommissäre, als Schiffs-Astronomen, geheime Emissarien nach Aegypten und Indien, als Parteigänger gegen die Ideologen und treue Vollstrecker seiner beliebten mechanisch-mathematischen Volkserziehung gebrauchen zu lassen. Sie würden in Hamburg, Kassel Missionen und Bekehrungshäuser, in Göttingen katholische Fakultäten errichtet haben. Es läßt sich nicht erfassen, warum der Orden, der jederzeit dem Mächtigern gehuldigt, und zu seiner Erhaltung nothwendig huldigen mußte, diesesmal nicht den natürlichen Gesetzen, und dem Lauf des gewaltsamen Stromes hätte folgen sollen.

Nach der Abfahrt Napoleons würden sie auf den Kanzeln den Königsmördern die göttliche Rache verkündet, und bei Hofe für sie unterhandelt haben; sie würden die Druck- und Sprechfreiheit, Voltaire und Rousseau als Aufruhrstifter verrathen und angeklagt, ihr Jesuitenlehrwesen wieder eingeführt, und wo es seitdem auch ohne sie eingeführt worden, öffentlich an sich genommen haben. Innerhalb dem Umfang der deutschen Bundeslande aber, wo die Mehrzahl der Unterthanen katholisch, der Regenten aber protestantisch ist, würden sie sich bestreben, durch Einfluß bei Neben-Prinzen, katholischen Gemalinnen und sonst durch höfische Geschmeidigkeit andere Verhältnisse herbeizuführen; dem aber, wohin der jetzige Sinn mehr hinzuneigen scheint, einer größern Annäherung und Vereinigung der getrennten christlichen Gemeinden, würden hauptsächlich sie sich mit allen Kräften widersetzen, weil die Existenz und das Element dieses Ordens lediglich nur in der Zwiespalt der katholischen und protestantischen Konfession beruht. Alle andere Orden, besonders die Benediktiner, haben weit mehr freundschaftlichen und wissenschaftlichen Verkehr mit den Protestanten beibehalten, als die Jesuiten. Diese aber, ungesellig und ungastfrei, immer kalt und argwöhnisch, nirgend auf halbem Weg entgegenkommend, jedes Ergeben auf Kapitulation verwerfend, hätten selbst beim verdientesten Lob und Dank die Meldung nicht unterdrücken können, daß es von einem Haereticus geschehen.

Solche Diener scheinen für die jetzige Lage der katholischen Kirche nicht mehr zu passen. Ein Bestehendes, selbst wenn es im Anfang nicht fehlerhaft gewesen, kann es werden, wenn es in seinem Zustand beharrt. Nie wird das, was in der Zeit selbst untergegangen, wiederkommen, so lange nicht diese nämliche Zeit selbst auch wiederkommt. Der Jesuitenorden, in seiner ursprünglichen Stiftung, war für die katholische Kirchengesellschaft eine zweckmäßige und ehrbare Anstalt. Sie hat bis auf den letzten Zeitpunkt der Aufhebung, und vielleicht da, weil es eine Zeit des Unglücks war, noch reichlicher als sonst, eine große Zahl frommer und rechtlicher Männer, und unter diesen auch manche sehr ausgezeichnete Köpfe gebildet, wie dieses schon nach natürlichen Gesetzen bei einer jeden zahlreichen, nicht von Haus aus unsittlichen Gesellschaft zutreffen mußte. Die einzelnen Mitglieder für ihre Person sind unschuldig an den großen Gebrechen, welche die Irrthümer schwacher Obern, in Entfernung vom wahren

Zweck und in der Mißkennung der Zeit, hervorgebracht. Den Orden wieder herstellen wollen, wie er zuletzt gewesen, würde heißen, die argen Fehler und Mißgriffe gegen den Geist der Zeit wiederholen, und mit dem, was getödtet hat, lebendig machen zu wollen; den Orden aber etwa verbessert und in seiner Urgestalt wieder zu erwecken, wäre ohne ein Wunder nicht möglich, weil es jetzt zu einer solchen Wirkung, wie damals, an einer Ursache, wie damals, ermangelte. Wollen wir lieber diesen Vätern, welche sich in ihrem Ordensgruß nichts als den Frieden gewünscht (pax vobiscum), diesen Frieden auch in ihren Gräbern belassen.

Aus Rußland.

Fischers Nachrichten vom orientalischen Türkis.

Der Vizepräsident der kaiserlichen medizinisch-chirurgischen Akademie, Herr Gotthelf Fischer hat neulich zu Moskwa seine (schon im Jahre 1811 in den Denkschriften der kaiserlichen naturforschenden Gesellschaft zu Moskwa erschienene) kleine Abhandlung über den Türkis oder die Calaïte in neuer Gestalt mitgetheilt. Die Beobachtungen dieses scharfsinnigen Naturforschers verdienen, da die Abhandlung bis jetzt in Weniger Händen ist, allgemeineres Bekanntwerden, um so mehr, da man über diese Steinart in Europa, wohin sie bisher meistens nur geschliffen und in sehr kleinen Stücken kam, noch oft sehr zweifelhaft war. Aus seinen Untersuchungen erhellt nun, daß es drei verschiedene Arten von Türkis gibt, die durch Bruch, Farbe, spezifische Schwere, Bestandtheile und Vorkommen von einander abweichen: Kalaït, Agaphit und Johnit.

Die Kalaïte ist vom Kupferoxid gefärbt dichter Thon, kommt nur im aufgeschwemmten Gebirge vor, und zwar in der Gegend von Nichabur im Khorasan in Persien; wird auch nur selten in den Handel gebracht. — Der Agaphit, calaïte conchoïdale, dessen Färbung vom blassen Blau ins dunkelste Himmelblau übergeht, erscheint beständig in äusserer gleichförmiger Gestalt, in mehr oder minder harten Thoneisenstein schaalig eingelagert. Herr Agaphi fand dieses Fossil in den Türkisgruben bei Nichabur, wo es in Adern des Gebirges liegt, die sich vielfältig verzweigen. Selten findet man diese Türkisart, wenn sie von der Mutter befreit ist, größer, als eine Erbse. — Seltener noch als beide vorige Arten, ist der Johnit, turquoise quartzée ou vitreuse, dessen Bläue ins Grünliche zieht, dessen Bruch muschelig, dessen Glanz glasartig ist.

Ganz verschieden von diesen ächten Türkisen sind die bekanntern, abendländischen Türkisversteinerungen, turquoise odontolithe. Jene sind wahre Fossile; diese gewöhnlich von Metalloxiden, besonders Kupferoxid, durchdrungene thierische Substanzen, meistens Zähne. Die bisher in Türkis übergegangenen Zähne gehörten größtentheils Geschöpfen, die wie der fleisch-

fressende Elephant, der Mastodon und Megatherium, der heutigen Welt noch nie lebendig vorgekommen sind. Besonders werden dergleichen noch bei Miask in Siberien gefunden, und im Gouvernement Olonez; aber auch in Frankreich, besonders in der Gegend der Stadt Simore im untern Languedok, auch in Schlesien, Böheim, Thurgau in der Schweiz u. s. w. Alle diese Türkise aber unterscheiden sich von der Calaite, oder dem orientalischen Türkis, schon durch ihre innern Blättchen, Streifen, die ihren knochenartigen Bau verrathen; sie nehmen auch keine so glänzende Politur an, als die Calaiten; verlieren schon vom abgezogenen Weinessig die Farbe und werden durch Scheidewasser ganz zerstört, was bei Calaiten nicht der Fall ist.

Aus Asien.

Indiens hohe Gebirge.

Als vor zwei Jahren Alexander von Humboldt seine Denkschrift über die Höhe des Himali*) bekannt machte (Annales de physique, 1816, T. 3. p. 297-318), waren die sehr wichtigen Arbeiten, welche der Kapitän Webb auf der Grenze von Tibet unternommen hat, nur noch unvollkommen bekannt. Die Schrift, worin er davon umständlichen Bericht ertheilt, ist kürzlich erst in England eingetroffen; sie ward am 10. Wintermonat 1817 unterzeichnet, und das Oktoberheft (1818) des Journal edited at the Royal Institution of Great Britain enthält einen Auszug davon, dem nun hinwieder die nachfolgenden Angaben enthoben sind.

Hr. Webb hat die Höhe von mehr als zweihundert Punkten auf der ausgedehnten Gebirgskette, welche Indien von der Tartarei scheidet, gemessen; meist durch rein geodesisches Verfahren, bisweilen mittelst des Barometers und ziemlich oft durch Vereinbarung beider Methoden.

Die Grundlage (basis) der geodesischen Operation ward nach den auf ihren beiden Endtheilen beobachteten Breiten und Längen berechnet. Weil aber in der Reihenfolge der Stationen eine Anzahl solcher sich findet, die ungefähr unter dem gleichen Meridian liegend, gegenseitig einander sichtbar sind, und deren Entfernung demnach aus dem Breiteunterschied unter Vergleichung azimuthalischer Beobachtungen sattsam ausgemittelt werden konnte, so hat Hr. Webb dieselben trigonometrisch, je zwei und zwei, mit den Endstücken seiner Hauptbasis verbunden, und so durch mehrfache Kombinationen ihre zuvor berechnete Länge nochmals bewährt. Als Durchschnittsresultat aller angestellten Berechnungen ergibt sich die Länge jener Grundlage von 64960 englische Fuß (19799 Metres). Endlich haben in nochmaliger Verifikation, die bis Pilibhit, Cazipur und Afzelgerh ausgedehnten Dreiecke solche Breiten- und Längenangaben

---

*) Hemâlieh, Himeleh, Hemmachal (Imaus der Alten), eigentlich Himâlaya, Wohnung des Schnees. In der Sanskritsprache bedeutet hima Frost und Schnee (himavas, beschneit, mit Schnee bedeckt), und alaya, Wohnung, Sitz, Aufenthalt.

geliefert, die mit den vor langer Zeit durch Reuben Burrow astronomisch bestimmten zusammentrafen.

Wo die Stationen zugänglich waren, wurden alle drei Winkel jedes Dreiecks gemessen: bei den übrigen mußte man sich mit zwei Winkeln begnügen; alsdann aber wurden Entfernung und Höhe jederzeit durch mehrfache Kombinationen bestimmt. Hr. Webb versichert, die Abweichungen haben nur selten hundert Fathoms (183 Metres), hinsichtlich auf die Entfernung, und hundert englische Fuß (30 Metres) bezüglich auf die Höhe betragen.

Die meisten Beobachtungen wurden in Calinath angestellt, dessen Höhe über der Meeresfläche, den geometrischen Messungen zufolge, 6417 englische Fuß, und den barometrischen Beobachtungen nach, die mit dem Barometerstand in Kalkutta verglichen wurden, 6388 Fuß beträgt. Es scheint, daß für die Erzielung recht genauer Beobachtungen die möglichste Sorgfalt angewandt wird. Für den Coefficienten der Refraction ward ein Achtzehntel berechnet, als das den Beobachtungen im Klima Indiens angemessenst-geachtete Verhältniß.

Folgendes sind die Positionen und Höhen der merkwürdigsten Bergspitzen (pics).

Breiten.	Längen östlich von Greenwich.	Höhen.
30° 46′ 22″	78° 55′ 17″	22840 Fuß (6961 Metr.)
30 43 41	79 8 17	23164 » (7060 »
30 17 59	79 37 8	23263 » (7090 »
30 21 52	79 48 40	25669 » (7824 »
30 12 15	80 15 43	22635 » (6899 »
29 59 34	80 44 4	22727 » (6927 »

Der Chimborazo, als der höchste Berg der neuen Welt, hat bekanntlich nur eine Höhe von 6530 Metres.

Die Höhe der höchsten Bergspitze ward durch Beobachtungen ausgemittelt, die auf verschiedenen Standpunkten angestellt waren; in Caspur nämlich, in der Entfernung von ungefähr sechsundachtzig geographischen Meilen; in dem um die Hälfte nähern Gangoli, und in Calimath, dessen Entfernung von jenem Pic siebenundvierzig Meilen beträgt. Der Distanzverschiedenheit unerachtet zeigt sich eine befriedigende Uebereinstimmung der Resultate.

Hr. Webb hat hinwieder auch durch geometrische Messungen die Erhöhungen der Päſſe bestimmt, welche aus Indien nach der Tartarei führen. Einer dieser Päſſe hat eine Höhe von 18871 Fuß (5752 Metr.) und er befindet sich unter 30° 19′ 43″ der Breite, und 80° 27′ 25″ der Länge; der zweite ist 17598 Fuß (5364 Metr.) über dem Meer erhöhet. Seine Breite und Länge beträgt 30° 12′ und 80° 48′. Diese zwei Päſſe stehen über der Linie des ewigen Schnees.

Während Hr. Webb auf der Grenze der englisch-ostindischen Besitzungen mit diesen Arbeiten beschäftigt war, erhielt er den Besuch des chinesischen Gouverneurs der benachbarten

Provinz. Dieser Mandarin hatte seine Reise über den Schnee gemacht, und die Stelle, wo er kampirte, hatte nach Hrn. Webbs Messungen 14434 Fuß (4399 Metres) Erhöhung über dem Meere.

Seiner Meinung zufolge bildet unter 30° 26′ nördlicher Breite die Erhöhung von 11513 Fuß (3518 Metres) die Höhe des ewigen Schnees. Auf dieser Höhe kommt der Fluß Ganri aus dem Schnee hervor.

Es befinden sich, wie es scheint, auf der Gebirgskette des Himaly, unfern vom ewigen Schnee, Dörfer, die in den Sommermonaten bewohnt sind. Folgendes ist die Lage der merkwürdigsten unter denselben.

Gob	Breite 30°	15′	Länge 80°	23′	Höhe 11489	Fuß	(3502	Metr.)
Murtoolee	30	21	80	1	11327	»	(3452	»
Milum	30	25	79	59	11405	»	(3468	»
Mapan	30	22	79	59	11082	»	(3378	»

Die erste unter diesen Höhen ward trigonometrisch bestimmt; die andern wurden durch barometrische Beobachtungen ausgemittelt.

Aus Amerika.

Amtliche Erklärung der portugiesischen Regierung gegen Wiedereinführung der Jesuiten.

Neuerliche Schriften über die versuchte Herstellung der Jesuiten in verschiedenen Ländern haben ganz ungegründet die portugiesisch-brasilianische Regierung als die erste oder eine der ersten genannt, welche die Rückkehr des Ordens verlangt haben sollten. Die Angabe ist um so irriger und der Irrthum um so auffallender, als gerade diese Regierung, bestimmter und feierlicher als keine andere, ihren Widerspruch gegen die Herstellung des Ordens, durch eine offizielle Erklärung des Prinzen Regenten, nunmehrigen Königs von Brasilien, ausgesprochen hat, welche durch seinen Staatsminister, den Marquis von Aguiar, an die Herren Pinto und Brito, bevollmächtigte brasilianische Minister in Rom, übermacht, und auf diplomatischem Wege auch andern Höfen kund gethan ward. Die Zeitungen hatten damals oberflächlich von der Sache gesprochen; hier folgt das Aktenstück selbst, in einer Uebersetzung der in beglaubigter Abschrift aus Rio-Janeiro gekommenen Urschrift.

„Seine königliche Hoheit der Prinz Regent, mein Herr, haben von einer Verfügung Kenntniß erhalten, welche in der Bulle U. H. V. Pius VII. vom 7. August des verflossenen Jahres und mit den Worten Sollicitudo omnium anfangend, enthalten ist, der zufolge S. Heil. für gut erachtet haben, die Gesellschaft Jesu wieder aufleben zu lassen, und auf die in der Bulle selbst ausgedrückte Weise, insoweit solches der Kirche zusteht, die Wirkungen einer andern Bulle Sr. H. Klemens XIV., glorreichen Andenkens, aufzuheben, die mit den Worten anfängt: Dominus et redemptor noster. Se. kön. Hoheit konnte nicht anders als über die Form befremdet sein, womit der Entschluß Sr. Heil. diesem Hofe ist kund gethan worden, zumal gegen die

Gesellschaft Jesu in Portugal, um der großen Klagen und Beschwerden willen, die sie veranlaßte, ein ernstes Verfahren eingeschlagen werden mußte, wie dies die Verordnung vom 3. Herbstmonat 1759 darthut."

„Se. königliche Hoheit sind fest entschlossen, die Verfügungen dieser Verordnung in voller Kraft zu erhalten, was auch die übrigen gekrönten Mächte, und diejenigen insbesondere, welche damals sich mit ihnen zur Aufhebung der Gesellschaft vereint hatten, deshalb nunmehr zu thun gut finden sollten; Unser erlauchte Gebieter beauftragte mich, Ihnen seinen Entschluß kund zu machen, auf daß Sie sich darnach benehmen, und eine Note einreichen, worin Sie erklären werden, daß Se. k. H. ihre Grundsätze standhaft zu behaupten entschlossen, Ihnen Befehl ertheilt haben, über diesen Gegenstand in keine, weder mündliche noch schriftliche Unterhandlung einzutreten; es darf übrigens der auf den stärksten Beweggründen und Motiven ruhende Entschluß Sr. k. H. keinerlei Veränderung in den Gesinnungen der Ehrfurcht und kindlichen Liebe für die geheiligte Person Sr. Heiligkeit bringen, denen sie jene zu eröffnen, sich zur Pflicht machen."

„Den nämlichen Grundsätzen zufolge haben Se. k. H. Befehle ertheilt, dem apostolischen Nunzius seinen Entschluß schriftlich kund zu machen und durch ein Rundschreiben die Minister Sr. k. H. bei den europäischen Höfen davon in Kenntniß zu setzen, damit jeder von ihnen die nämliche Erklärung übergebe, und dadurch jedem Zweifel und jedem mittelbaren Versuche, der gemacht werden könnte, vorbiege. Gott wolle Ew. Herrlichkeit in seinen Gnaden behalten. Im Pallast zu Rio-Janeiro, am 1. April 1815. Der Marquis von Aguiar, an die Herren José Manuel Pinto und Peter Franz Xaver von Brito."

Darstellung gegenwärtiger Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball.

Eingang.

Man schreibe die Ueberlegenheit der Europäer in Künsten, Wissenschaften und bürgerlichen Ordnungen nicht der Macht ihres Himmelsstriches und Bodens zu. Dieser Welttheil war einst ein unermeßliches Scythien, als Indien, China, Persien, Syrien, Kleinasien, Aegypten und Griechenland schon in Kenntnissen, Gewerben und Sitten groß standen. Aber er schwang sich nach Verlauf der ungeheuern Völkerkriege und Völkerzüge weit über die asiatischen und afrikanischen Staaten empor, weil ihm das Christenthum geworden. Im Morgenlande erblicken wir über den Trümmern des Gewesenen einen traurigen Stillstand des menschlichen Geistes, gebeugt durch Knechtschaft und Sultanenthum.

Wer weiß, wenn die Lehre des Göttlichen von Nazareth ihre Richtung ostwärts oder südwärts genommen hätte, statt gegen Mitternacht und Niedergang, ob dort nicht heute die gebildetsten Völker des Erdballs herrschen würden, während wir neben ihnen Halbwilde geblieben wären? Denn warum richteten sich Griechenland, Asien, Aegypten und Karthago nach den Völkerwanderungen nicht so schnell und kräftig wieder auf, als Italien, Gallien, Süddeutschland? — Dort endeten Mungalen und Muhamedaner die allgemeine Umwälzung. Aber die Eroberer Italiens, Galliens, Deutschlands: Gothen, Longobarden, Franken, waren schon Christen.

Das Geistige ist in der uns bekannten Natur das Höchste; und der religiöse Gedanke das Höchste vom Geistigen. Es ist, unsers Wissens, noch kein Volk ohne Ahnung des Ueberirdischen gewesen. Selbst die Vielgöttischen und Abgöttischen, welche die Macht des höchsten Wesens unter selbstgeschaffenen Bildern, oder im Glanze einzelner Naturerscheinungen mit roher Einfalt verehren, — sie ahnen, fürchten, lieben, was wir.

Es entsprangen mit dem Beginn der Völker und Reiche mancherlei Vorstellungsarten von himmlischen Dingen. Aber was Christus dem menschlichen Geschlecht gegeben, ist darum das Vollendetste und Heiligste, weil es eben so sehr mit den innersten Ordnungen der Natur, als mit den ewigen Gesetzen der Geisterwelt im Einklang steht; daher allen Erdstrichen, wie allen Zeitaltern gemäß ist; durch keine menschliche Kunst und Weisheit, Gesetzgebung und

Staatsverfassung verbessert werden kann, sondern vielmehr, Alles vergöttlichend, die Ansichten der Weisen, der Gesetzgeber, Sittenlehrer und Staatenordner veredelt. Denn es ist an sich wahrhafte Geisteserleuchtung, Geisteserregung, Geistesstärkung. Es ist Urstamm und Wurzel aller Religionen — das Höchste und Heiligste, das allen zum Grunde liegt. Es durchdringt daher mit den Urbildern des Vollkommenen, und mit der Sehnsucht zu ihm. Es reizt daher zum Anbau der Wissenschaften. Diese hinwieder, dankbar zurückwirkend, befreien die Lehre des Göttlichen von menschlichen Verunstaltungen, von Erfindungen der Unwissenheit, Schwärmerei und priesterlichen Herrschsucht.

Ausbreitung des Christenthums — nicht bloß christlicher Kirchengebräuche — ist mithin Ausbreitung der Aufklärung, der Gesittung, der Geistesfreiheit! Man kann folglich nicht Freund der Menschheit, nicht Freund seiner eigenen Vernunft sein, ohne die Erweiterung des Alles verklärenden Gottesreiches zu wollen, und mit Entzücken die Veredlung unsers Geschlechts unter allen Himmelsgürteln zu sehen.

Von ungefähr achthundert Millionen Menschen, welche gegenwärtig den Erdkreis bewohnen mögen, sind kaum zweihundert Millionen, welche das Christenthum bekennen; noch weit weniger erkennen es. Welch ein unermeßliches Feld bleibt der erhabensten Art der Wohlthätigkeit offen!

Schon Großes leistete Europa den übrigen Welttheilen in Rücksicht der Mittheilung göttlicher Aufklärungen über die theuersten Angelegenheiten der Menschheit. Seit Jahrhunderten wanderten tausend fromme Missionarien aus in alle Indien, das Licht Gottes dahin zu tragen. In den Städten Europens ward für Gesittung, Kunst und Wissenschaft der Völker in den fernsten Erdstrichen gearbeitet. Im Hallischen Waisenhause bildeten sich Lehrer beider Indien. Paris und Neapel unterrichteten Chinesen und Araber. Rußland machte Irkutsk zur Hochschule für Tataren und Japaner. Mehr, denn alle, leistete Rom. Hier sandte die Kongregation zur Fortpflanzung des Glaubens seit dem siebenzehnten Jahrhundert Gottesboten in alle Welt, die nur für dieses Ziel vorbereitet waren. In mehr denn dreißig außereuropäischen Sprachen wurden von dieser Kongregation Werke gedruckt. Mit ihr verbunden arbeitete das Seminarium zur Ausbreitung des Glaubens; wetteifernd daneben die Kongregation der Priester von den auswärtigen Missionen; das französische Seminarium zu Missionen an auswärtige Völker, so wie die französische Kongregation vom heil. Sakrament.

Noch ist der edle Eifer nicht ermattet. Abermals, wie einst im Mittelalter, erwacht er zur Fortpflanzung der christlichen Religion mit neuem Leben in Britannien. Welche ungeheuere Anstalten sind dort, seit wenigen Jahrzehenden, durch fromme Privatleute für Erleuchtung der Wilden und Halbwilden jenseits der Weltmeere begonnen! Ihre Begeisterung weckte die Begeisterung anderer Völker Europens. Selbst Amerika sendet nun schon Lehrer des himmlischen Wortes ins Innere Asiens und der Inseln. Dieser Zug des Zeitalters ist einer

der ehrwürdigsten im Bilde desselben. Der Versuch, wie unvollkommen er auch sein möge, den gegenwärtigen Stand der Ausbreitung des Christenthums in den verschiedenen Welttheilen darzustellen, wird daher Vielen nicht unwillkommen sein. Was könnten wir der Betrachtung jedes großsinnigen Weltbeobachters Würdigeres darbieten? Was hier aber gegeben wird, ist nur Uebersicht, nur Umriß des Ganzen; darum jedoch nicht minder sorgsam und treu aus den Werken zahlreicher Reisebeschreiber und aus Missionsberichten erhoben, die in Weniger Händen sind.

I. Europa.

1. Ausbreitung des Christenthums in den ersten acht Jahrhunderten.

Es ist nicht schwerer in den Wundern der Weltgeschichte, als in den Wundern der Natur den „Gottesfinger" zu zeigen.

Die drei Jahre, in denen Christus, arm und verachtet, unter einem armen, verachteten Volke seine Lehre offenbarte, waren von den uns geschichtlich bekannten sechs Jahrtausenden unstreitig der auserwählteste Augenblick. Nicht minder versetzt uns die nachfolgende Verkettung und Gewalt der Umstände, jenes weise berechnete Spiel der — Zufälle, wenn ihrs so nennen wollt, in Erstaunen, welche das Senfkorn der göttlichen Verkündung zum Lebensbaum zahlloser Länder und Völker erzog. Veraltende Throne und Religionen der Zeit, Ueberwinder und Ueberwundene, Völker aus unbekannten Wüsten hervorschreitend, gestalteten sich zuletzt nur zu Werkzeugen in unsichtbarer, unwiderstehlicher Hand, den einzigen, den großen Zweck zu erfüllen, für welchen Christus auf Golgatha bluten mußte. Doch hier ist nicht der Ort, den geheimnißreichen Faden zu verfolgen.

Die wenigen Männer, welche aus der Schule Jesu hervorgegangen waren, trugen das von ihm empfangene Licht bekanntlich mit eben so bewundernswürdigem Muth als Glück, von Jerusalem aus durch benachbarte und entfernte Länder. Sie brachten es durch Syrien, durch Phönizien, durch das übrige Kleinasien nach Griechenland und Italien. Ob es Markus den Aegyptern, ob es Thomas oder Andreas dem Innern Asiens gegeben, wissen wir nicht. Doch sind die von den ältesten Kirchenschriftstellern aufbewahrten Sagen nicht unwahrscheinlich.

Denn schon im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung jauchzete der Märtyrer Justin, wenn freilich noch zu vorschnell: „Es ist keine Völkerschaft, weder unter Griechen noch Ausländern, selbst unter denen nicht, die ohne bleibende Stätte in Zelten wohnen, bei welcher dem Vater und Schöpfer des Weltalls nicht im Namen Jesus, des Gekreuzigten, Gebet und Danksagung gebracht würden!"

Die hohe Klarheit und Einfalt, das allen Vernunften, allen Gemüthern innig Zusagende der neuen Religion, der Lebensadel und die Todesverachtung ihrer ersten Bekenner, gewannen ihr schnell zahlreiche Freunde und Freundinnen. Und neben dem Drangsal der Zeiten, und der Einheit des römischen Weltreichs, dessen Herz Rom war, wohinzu, wohinweg Alles strömte,

haben gewiß auch nicht wenig die bald von Asien nach Afrika, bald von Afrika nach Europa umhergeworfenen Legionen der Cäsarn zur Verbreitung des Christenthums mitgewirkt. Viele von den Kriegsmännern, welche keine Heimath, als die eroberte Welt hatten, und hinter jeder neuen Staatsgrenze neue Gottheiten, neue Verehrungsarten derselben fanden, mußten zuletzt Spötter des bunten religiösen Wirrwarrs werden. In Rom begann der Unglaube mit der Heimkunft der Heere aus entfernten Reichsgegenden.

Mit der Ehrfurcht vor den alten Göttersagen verging nicht in der Brust der Menschen die Ahnung höherer, überirdischer Wesen. Der Krieger von Bildung, überall in der Welt zu Hause, wollte aber einen von engen Ländergrenzen unabhängigen Weltgott und einen von den Priesterschaften der Völker unabhängigen Glauben. Was er dunkel fühlte, machte ihm die einfache Jesuslehre klar. Was er davon in Asien, in Aegypten, oder bei den Griechen lernte, lehrte er wieder in Gallien und Britannien.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auf diese Weise das Christenthum in vielen Gegenden Europa's einzeln bei den Völkern eingeführt oder vorbereitet worden sei. Wir wissen, daß die rechtglaubigen Bischöfe Britanniens nachmals in den schottischen Hochlanden eine Art Christen gefunden haben, der nichts vom römischen Papst und katholischen Kirchensatzungen bekannt war. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß durch die Legionen oder Kauffahrer selbst die Lehre Johannes des Täufers weit vom Ufer des Jordan in andere Gegenden verpflanzt worden sei. Denn dürfen wir den ältesten Urkunden und sinnbildlichen Gebräuchen der Freimaurer einigen Glauben beimessen, wird uns auffallend, daß diese in ihren Versammlungen und Bauhütten lange Zeit nichts von Christo und dem Kreuz gekannt zu haben scheinen, wohl aber, neben der heidnischen Libation: Funde merum Genio! vom Pythagoras sagten und noch mehr vom Johannes.

Man zählte im dritten Jahrhundert schon eine lange Reihe von Christengemeinden, wie in Westasien und Nordafrika, auch längs den europäischen Küstenländern am Mittelmeer. Die heiligen Schriften der Christenheit wurden, wie in syrischer, ägyptischer und äthiopischer Uebersetzung, auch in lateinischer verbreitet. Die Gleichgiltigkeit oder Huld einzelner Cäsaren oder Ortsobrigkeiten gegen die Anhänger der neuen Gottesverehrungsart gab denselben Zeit zur Befestigung in ihren Grundsätzen und zur Ausbreitung derselben. Doch weit mehr noch beförderte solches die Unklugheit einzelner gegen sie erhobene Verfolgungen. Ohne diese Verfolgungen wäre vielleicht die erste, heilige Begeisterung zu früh erloschen. Nun aber trugen Verbannte ihre Meinungen, derentwillen sie litten, in Gegenden über, wo man sie noch nicht kannte. Nun reizte der Muth und die Freudigkeit einzelner Märtyrer die übrigen Christen zur schwärmerischen Kühnheit; die erstaunten Heiden zur Prüfung eines Glaubens, für welchen Männer und Weiber das Sterben süß fanden. Nun arbeiteten alle Bekenner um so thätiger, ihre Zahl in allen Ständen des Volks zu vergrößern: theils aus Frömmigkeit, theils aus der natürlichen

Neigung, die Wahrheit eigener Ueberzeugungen allgemeiner anerkannt zu machen; theils gegen künftige Gefahren, durch die Stärke ihrer Partei, gesicherter zu werden.

So geschah, daß das Christenthum in Europa mit wunderbarer Macht und Schnelligkeit verbreitet ward; daß ganze Ortschaften, ganze Legionen, selbst viele der angesehensten Staatsmänner und Feldherrn christisch wurden, und sogar Kaiser Konstantin, welchen man den Großen nennt, es seiner Klugheit gemäß finden konnte, sich öffentlich für die bisher unterdrückte Religionspartei zu erklären. Obgleich beiweitem noch die große Mehrheit des Volks dem alten Heidenthum treu anhing, waren doch die Christen durch ihre Anzahl, durch ihren Einfluß, durch ihre Gelehrten und durch ihre verzweifelungsvolle Entschlossenheit in allen Enden des Reichs bedeutsam genug, daß sie vermöge ihrer Kraft und Begeisterung die dankbare Schutzwehr eines oft erschütterten und unsichern Thrones werden konnten. Des Kaisers vielmächtige Thätigkeit, die seiner staatsklugen Erklärung folgte, verbunden mit dem rührigen Eifer seiner neuen Glaubensgenossen, entschieden. Die christliche Religion ward die herrschende des römischen Reichs im vierten Jahrhundert.

Cäsar Julian, den, in Erinnerung der untergegangenen Herrlichkeit Roms, die Gegenwart anekelte, versuchte noch einmal, doch vergebens, das Unhaltbargewordene altrömischer Schulweisheit und Vielgötterei aufzurichten. Er verkannte das Christenthum (kein Wunder, denn schon ward es selbst von vielen Christen seiner Zeit, nur in anderm Sinn, verkannt); er verkannte sein Jahrhundert. Darum erfuhr er das Schicksal derer, die dem Geist ihrer Zeit widerstreben. Inzwischen empfingen auch Persien und Armenien, und die Völker zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, Boten des Evangeliums. Ulphilas gab seinen Gothen in Moesien die Lebensbeschreibungen von Christo in ihrer Muttersprache; und der Aegypter Frumentius trug deren Inhalt jenseits der großen Wasserfälle des Nils durch die Sandwüsten nach Habesch.

Das Christenthum war in drei Welttheilen gegründet, aber das römische Reich ging in denselben unter. Vandalen und Gothen, Allemannen, Franken und Longobarden kannten Christum. Sie stifteten neue Reiche, keinen neuen Glauben. Vielmehr das Schrecken, welches im fünften Jahrhundert vor den entsetzlichen Hunnen herzog, vermehrte mit abergläubiger Furcht und Hoffnung die Neigung zahlloser Gemüther zum Christenthum, während beherzte Glaubenshelden nicht müde wurden, das Wort des Gekreuzigten, wie in den Gebirgen des Libanon und Antilibanus, und selbst an den Küsten von Malabar, auch in den Wäldern der Deutschen und Iren zu verkünden.

Die Erschütterungen der europäischen Welt durch das Getümmel der Völkerwanderungen schadeten der Fortpflanzung des Christenglaubens nicht. Die damals lebten, konnten fürchten: Alles müsse wieder in Heidenthum und nordische Barbarei untergehen. Wir Spätere erkennen aber aus der Lösung der ungeheuern Verwirrungen, daß hier die Gewalt einer weisen Vorsehung waltete. Einige Augenblicke — denn was sind Jahrhunderte in der Ewigkeit? — ward

das reine Licht schwächer, weil es sich zerstreuen mußte. Der Norden aber sollte den Süden zu neuem Leben erfrischen und verjüngen, und von ihm höhere Gesittung entlehnen.

Wie nun in den Abendländern die Lehre vom Kreuz ihre Herrschaft über die barbarischen Eroberer auszudehnen begann, verlor sie im siebenten Jahrhundert einen großen Theil des Morgenlandes. Hier war in Arabien ein neuer Glaubensstifter Muhamed aufgestanden, welcher die Wahrheit seiner Offenbarungen mit einem siegreichen Schwerte beurkundete. Er und seine Nachfolger liessen den Ueberwundenen nur die Wahl zwischen Annahme des Koran, oder der Knechtschaft und des Todes. So ward in Arabien, Syrien, Persien, Palästina, Aegypten, so im ganzen Nordafrika das Christenthum ausgerottet; der Glaube des Propheten von Mekka allein gewaltig. Selbst Spanien ward von arabischen Waffen unterjocht; Frankreich, Helvetien, Italien schon bedroht, bis Karl, genannt der Martell, in der Schlacht bei Tours ihrem Siegeslauf den Grenzstein setzte. Die That oder das Glück des Martellen rettete Frankreich und Deutschland vom Kalifat und Koran.

Geringer Gewinn schien daneben, wenn in derselben Zeit die Schotten Columban und Kilian, der Irländer Gallus, der Angelsachse Willebrod, desgleichen Winfried und Andere, einigen deutschen Völkerschaften, so wie den Leuten im helvetischen Gebirge das Evangelium predigten und die Altäre des Heidenthums stürzten; oder wenn Kaiser Karl der Erste, sonst der Große geheißen, den Sachsen und Bewohnern der pannonischen Ebenen als ein christlicher Muhamed erschien, und sie mit der Schärfe des Schwertes bekehrte. Allein in der Weltgeschichte ist nichts groß, nichts gering zu nennen, sobald es mittelbar oder unmittelbar in das allgemeine Geisterleben einwirkt. Freilich der Verlust Jerusalems, Alexandriens, Antiochia's oder Karthago's ward, so schien es wohl für den Augenblick, schlecht vergolten durch den Gewinn, welchen die Christenheit an den Wildnissen des kleinen Helvetiens, Hessens, Thüringens und Sachsenlandes machte. Von eben diesen Gegenden aber ging nachmals die große kirchliche Umgestaltung im sechszehnten Jahrhundert aus, deren Wirkungen sich auf die entferntesten Welttheile erstrecken, und einen großen Theil Asiens, Amerika's und Afrika's dem Christenthume wieder erwarben.

---

2. Verbreitung des Glaubens bis zu unserer Zeit.

Mit dem neunten Jahrhundert ward das Kreuz immer tiefer hinaus in den Norden verpflanzt. Ansgarius brachte es den Jütländern und Cimbern, den Dänen und Schweden; Rembert von Bremen es den Gegenden Brandenburgs; während Dalmatien, Moravien und Böheim es aufnahmen, und die Heidenschaft an der untern Donau bis in die Ukraine es durch Konstantinopels Eifer kennen lernte. Sogar schon in den Eisgefilden Islands und Grönlands ward Christus verkündigt. Die wilden Rügen in Pommerland, die noch wildern Normänner und Russen, wie die Sarmaten und Ungaren, wurden mit

der Taufe ein Jahrhundert später geweiht; und erst im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert die Finnländer, Livländer, Slaven, Letten und Preussen.

Alle diese, wie andere Bekehrungen, huben zu derselben Zeit zwar durch fromme Regungen christlicher Fürsten und Priester an; aber von Seite der Bekehrten wirkte seltener so mächtig die Ueberzeugung des Bessern, als die Staatsklugheit der heidnischen Fürsten, der Gehorsam ihrer Unterthanen, oder die Furcht beider vor den siegreichen Waffen der christlichen Nachbarn. Es ist bekannt, wie die Päpste, nachdem die Kreuzzüge ins Morgenland das heilige Grab nicht von den Händen der Sarazenen befreien konnten, Kreuzzüge gegen das Heidenthum des Norden befahlen. Es ist bekannt, mit welchen Grausamkeiten und unmenschlichen Gräueln die christlichen Krieger, zumal aus Deutschland, das Reich Gottes, wie sie es nannten, den tapfern Liven, Preussen, Letten u. s. w. aufnöthigten. Es geschah ohngefähr in derselben Weise, wie es Karl der Heilige und Große den Sachsen gebracht hatte; wie es ein paar hundert Jahre später die Spanier und Portugiesen den Amerikanern predigten; oder wie Muhameds Nachfolger noch immer den Koran zu verbreiten fortfuhren.

Das an der Spitze des blutigen Schwertes dargebotene Christenthum war freilich nicht mehr die Lehre Jesu; es war ein christliches Heidenthum. Die Barbaren vertauschten die Götter ihres Vaterlandes mit Heiligenbildern der Fremde, lernten ein Kreuz schlagen, knien, und ein Gebet dazu. Daher war eben so wenig auffallend, in einem Jahre oft ganze Völkerschaften getauft, als sie wenige Jahre nachher wieder vom Christenthum abtrünnig zu sehen, weil alte Gewohnheit nicht leicht gegen neue Uebung vertauscht wird. Die Preussen stritten bis ins vierzehnte Jahrhundert für die alten Götter.

Natürlich konnte auch das Christenthum jener Tage, wenn es Christenthum geheißen werden darf, keinen sichtbar wohlthätigen Einfluß auf Gesittung und Geistesbildung der bekehrten Völker haben. Dennoch aber war immer der erste Schritt dazu gethan. Der Begriff von der Einheit Gottes, von der ewigen Fortdauer des menschlichen Geistes, von den Folgen menschlicher Handlungen nach dem Tode, ward allgemeiner. Wie verworren und roh auch dieser Begriff sowohl bei den Bekehrern als den Bekehrten sich gestalten mochte: es war doch der erste Lichtfunke in ihrer Geistesfinsterniß. Dazu kam, daß die gemeinsame Religion nun auch die halbwilden Völkerstämme mit den mehrgebildeten in vertraulichern Verkehr brachte, und ihnen des Auslandes Erfindungen, Künste, Kenntnisse und bürgerliche Einrichtungen bekannter machte. Mehr zwar aus Furcht vor Fegefeuer, Hölle und Teufel, als aus Liebe zum höchsten Wesen und zum Guten, ward das, was die Kirche Sünde hieß, gemieden. Aber damals entwickelten sich allmälig auch die zartern Tugenden der Menschlichkeit, und die reinern Vorstellungen vom Recht und Unrecht. Schneller, als man hätte erwarten dürfen, bereitete sich die Entwilderung des nördlichern Europa's neben der des südlichen. Schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert blühten in zahllosen Klosterschulen und Hochschulen die Wissenschaften mit verjüngter Kraft auf.

Was im fünfzehnten Jahrhundert im westlichsten Ende Europens durch Vertreibung der muhamedanischen Mauren aus Spanien für die Christenheit an Raum gewonnen ward, ging an der südöstlichsten Grenze durch die Eroberung Griechenlands vermöge türkischer Tapferkeit, wieder verloren. Die altberühmten Kirchen Konstantinopels, Thessalonichs, Korinths und Philippis verwandelten sich in Moscheen und bis an die Grenzen Ungarns drängte der Koran das Evangelium zurück.

So blieb es ungefähr bis zu unserer Zeit. Mit Ausnahme der Türkei bekannte der ganze übrige Welttheil die Lehre Jesu. Denn auch Samogitiens Götzen wurden im fünfzehnten Jahrhundert größtentheils zertrümmert. Und in der Türkei ward das Christenthum beiweitem nicht ganz vertilgt; mehr als die Hälfte der europäischen Unterthanen des Großsultans blieb christlich.

Von den hundert und achtzig Millionen Bewohnern Europens gehören ungefähr hundert und neunundsechszig Millionen zu irgend einer der verschiedenen christlichen Kirchen. Von diesen herrscht die katholische in Portugal, Spanien, Frankreich, Italien, im südlichen Deutschland, in Polen und einigen Gegenden der Schweiz, wie der österreichischen Staaten; — die protestantische Kirche dagegen in Großbritannien, Dänemark, Norwegen, Schweden, Preussen, Norddeutschland, Niederland und einem Theile der Eidsgenossenschaft; die alte, griechische Kirche im russischen Reiche. Europa hat kein Heidenthum mehr, als hin und wieder einzeln noch im äussersten Norden, in den selten besuchten Eis- und Schneefluren der Lappen und Finnen.

---

3. Schilderung des Lapp- und Nordlandes — Ueberbleibsel des alten Heidenthums — Versuche, die Nomaden unter den Polkreisen für das Christenthum zu gewinnen.

Jenseits des mitternächtlichen Polkreises und noch diesseits, wo das feste Land Schwedens und Norwegens, in vielfachen Buchten Landzungen und Scheren zerrissen, gegen das Eismeer ausgeht, breitet sich der weitläuftige Landstrich der Finn- Nor- und Lappmarken aus. Er nimmt den Raum von ungefähr zehntausend Geviertmeilen ein; ist also an Ausdehnung nicht geringer, als Deutschland oder Frankreich. Aber nur eine schwache Bevölkerung belebt diese Gegenden, denen die Natur selten ihren freundlichen Blick gönnt. Im Durchschnitt mögen da vier Seelen auf eine Geviertmeile gezählt werden können.

Wie anders? Es ist ein rauher Boden, ohne Städte und Gewerbe. Die Länge und Strenge der Winter gestattet selten einer Getreidart zu gedeihen. Keine Baumfrucht blüht und reift da mehr. Während des tiefsten Winters erblicken die nördlichsten Landschaften sieben Wochen lang keinen Tag. Nur eine anderthalb oder zweistündige Dämmerung um die Mittagszeit unterbricht die lange, traurige Nacht. Auch im höchsten Sommer erblickt man die Gipfel der Berge mit Schnee bedeckt, der schon in einer Linie, dreitausend Fuß über der Meeresfläche erhaben, unvergänglich ist.

Wie weit das Auge trägt, bietet sich ihm der Anblick kahler, weiter Ebenen an, deren Boden oft schönen Graswuchs, eben so oft aber auch meilenweite Moore zeigt, neben dürren, sandigen oder grienigen und steinigen Feldern mit magerm Pflanzenwuchse. Wälder von düstern Roth- und Weißtannen wechseln mit einzelnen Fohrenhorsten, Birken und Erlen ab, und verlieren sich, je weiter man gegen Norden tritt, oder auf die Höhen. Nur zerstreutes Gestrüpp, kraftlose Birken bleiben übrig, die immer niedriger werden, bis zuletzt einige kriechende Alpenweiden und Zwergbirken der letzte Holzwuchs sind. Die Gebirge der unfruchtbaren Kiölen und Nordfeſſen erheben sich ohne Anmuth, schroff und schauerlich mit ihren finstern Granitzacken und Fiällarn oder Gletschern in den Himmel, fünf bis achttausend Fuß hoch über dem Spiegel des Meeres.

Am Fuße dieser Gebirge, an den Ufern der Seen und wilden Elven oder Felsenbäche und längs den Fiörden (Buchten) am Meere, wohnen die Lappen und Finnlappen. Die ungeheure, vielgezackte Bergkette der hohen Kiölen scheidet die norwegischen Lappmarken von den übrigen. Das Volk ist arm, roh und zerstreut lebend, ohne Ackerbau, ohne Viehzucht. Die Einen wohnen in festen, aus Rasen erbauten Hütten, wo sie der Fischfang zu bleibenden Stätten einladet; die Andern führen nomadisches Leben unter runden Gezelten, bald auf den Höhen, bald in den Thälern, wo sie für ihre Rennthierheerden Nahrung, oder gegen die Strenge des Winterfrostes Holz finden. Es fehlt nicht an mancherlei Wild, das ihnen Fleisch und Pelzwerk liefert. Das Rennthier gibt kräftige Milch und Käse; dabei hilft es zum Fortführen der menschlichen Habseligkeiten auf Reisen. Gemahlene Fohrenrinde (pinus silvestris) mischt der Finnlappe unter das Brod; das nahrhafte Isländermoos, welches alle Felsen bedeckt, dient, wie dem Rennthier, auch dem Menschen zur Speise. Den Mangel des Obstes ersetzt die ungemein schmackhafte, saftige nordische Brombeere (rubus arcticus), welche auch in den kältesten Gegenden grünt. Flüchtig, aber heiß und das Pflanzenthum schnell belebend ist der Sommer; die langen Winternächte werden vom Schneeglanz, Mondenschein und Nordlicht fast zur Tagesheiterkeit. — Gewöhnlich hat eine Haushaltung, aus zehn, zwanzig und dreißig Personen bestehend, zum sommerlichen Nomadenzug einen eigenthümlichen Bezirk des Landes, den kein Nachbar verletzt. Und immer kommt die wandernde Familie einmal im Jahre auf einen und denselben Platz zurück.

Die Menschen, so karg auch die Natur des Landes gegen sie zu sein scheint, sind glücklich; denn sie sind frei, genügsam und haben ihre Nahrung. Sie zahlen beinahe keine Abgaben, und stellen ihre junge Mannschaft nicht in den Kriegsdienst. Sie sind von gesundem, kräftigem Gliederbau, selten über fünf Schuh groß, ziemlich gewandt, gute Pfeilschützen, und erreichen gewöhnlich bei ihrer einfachen Lebensart ein hohes Alter. Ohne Tücke, gutmüthig, gastfreundlich, sind sie beim Anblick eines Fremden wohl etwas scheu und argwöhnisch, nie aber, sobald sie ihm vertrauter werden, ungefällig. Wie alle Bergvölker und Nomaden halten sie fest an ihren uralten Sitten und Meinungen.

Schon früh hatte man von Norwegen und Schweden aus versucht, ihnen Begriffe des Christenthums zu geben, die aber wenig fruchteten. *Jubmel* blieb ihnen das höchste Wesen, der Schöpfer aller guten Gaben; *Perkel* der Urheber alles Bösen. Sie verehren den einen eben so sehr aus Furcht, als den andern aus Liebe, ungefähr wie viele Christen den Teufel und Gott. Dabei bewahrte sich ihnen eine lange, nordische Sage von Göttern und Halbgöttern, unter denen auch noch *Asjik*, der an die Asen der Edda mahnt, und *Thor* erscheint. Auch diesen bringen sie, im Staub gebeugt, ihre Opfer, nämlich Knochen und Hörner ihrer Rennthiere, eine Speise die ohnehin den Menschen zu hart ist und daher wohl den Göttern zusteht. Außerdem sind die guten Finnlappen schwerlich um vieles abergläubiger, als unser Pöbel in Sammet, Seiden und Zwilch. Statt aus Kaffeesatz, Bibelstellen, Spielkarten, wahrsagen sie sich mit der kleinen Zaubertrommel die Zukunft; und statt zu Scharfrichtern, Wasserbeschauern, Wunderärzten und Kapuzinern, gehen sie zu ihren Zauberern, deren Zahl sich aber von Tag zu Tag mindert.

Als die Lappmarken an die schwedische Krone kamen, wollte man sie christlich machen. Man zwang sie einiger Orten, ihre Kinder taufen und ihre Ehen von Priestern segnen zu lassen; lehrte sie vor Kreuzbildern knien, und das war ihr Christenthum. *Gustav* I., König von Schweden, schickte dann Priester unter sie, und baute ihnen in der Stadt *Pitea* in *Westerbotten* sogar eine Schule. *Karl* IX. ließ in den weitläufigen Ländern einzelne Kirchlein aufrichten; *Gustav Adolf* ließ lappländische Schulbücher für sie drucken; und Königin *Christina* versorgte sie mit ordentlichen, wohnend bleibenden Pfarrern. Alle diese Anstalten aber waren äußerst mangelhaft. Wegen der verschiedenen lappländischen Mundarten verstanden wenige Leute die Sprache der Schulbücher, und wegen der Größe des Landes, in welchem am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erst *dreizehn* Kirchlein standen, lebten und starben Tausende, die nie eines der Kirchlein gesehen.

Erst König *Friedrich* I. von Schweden betrieb im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts das Werk der Bekehrung ernster, doch etwas barsch. Denn welcher Lappe nicht alljährlich beim weltlichen Richter einen Schein des Pfarrers vorweisen konnte, dem Gottesdienst und Abendmahl beigewohnt zu haben, ward zu öffentlichen Arbeiten verdammt. Auch wurde im J. 1738 die Bibel ins Lappländische übersetzt, und eine besondere Sendungsanstalt gestiftet, wozu man bald ein Vermögen von 300,000 Thalern sammelte. So gelang es, daß im Jahr 1750 das gesammte schwedische Lappland zwölf Haupt-, acht Tochterkirchen und sechs Schulen besaß. Nur die *kaitomischen* Lappen in der *Luleamark*, gerade unter dem Polkreise wohnend, bezeugten sich am störrigsten, bis der wackere *Peter Högström* Muth und Geduld genug hatte, ihr Apostel zu werden. Er, der alle Lappländer, wie wir aus seiner Beschreibung des Landes wissen, für Nachkommen der in die babylonische Gefangenschaft geführten Hebräer hielt, — der Einfall war seltsam genug! — reisete mit ihnen nomadisch umher, und gewann sie nach und nach.

Die norwegischen Lapp- und Finnländer wurden ungefähr in derselben Zeit, wie ihre schwedischen Nachbarn, mit Einführung christlichen Unterrichts bedacht. Der dänische König Friedrich IV. ließ den häuslichen und religiösen Zustand dieser Völkerschaften im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts untersuchen, und errichtete dann im Jahr 1714 eine eigene Anstalt zur Bekehrung der Heiden. Aber mehr, als er, leistete der unverdrossene Muth eines Privatmannes. Thomas von Westen, ein Prediger des Stiftes Drontheim, dessen Gemeinde den Bergketten der Kiölen am nächsten lag, verließ freiwillig sein ruhiges Leben, und begab sich unter die Heiden, ihnen das Wort des Welterlösers zu verkünden. Unterstützt von der Regierung baute er Kirchen und Schulen, und richtete er zu Drontheim eine Pflanzschule künftiger Missionarien ein. Bei seinem Tode im Jahr 1724 hatte die Finnmark schon drei Kirchen, zwei Versammlungshäuser und zwei Schulen, und Nordland zwei Kirchen, zwanzig Versammlungshäuser, achtzehn Schulen. Auch für die Heiden im Amt Drontheim waren Schullehrer und Missionarien.

Seitdem sind mehrere Kirchen und Schulen dort gebaut. — Lappland besitzt gegenwärtig dreizehn Hauptkirchen, zehn Tochterkirchen und sieben Schulen. Es hat in der Sprache des Volks lutherische Gesangbücher, Katechismen, kleine Erbauungsschriften und Erklärungen der Evangelien gedruckt, und von der Bibel allein drei Uebersetzungen. Ganz vorzüglich verdient machte sich in dieser Hinsicht die seit Anfang des Jahres 1808 gestiftete evangelische Gesellschaft von Schweden; nicht minder die aus derselben im Jahr 1816 hervorgegangene schwedische Bibelgesellschaft zu Stockholm, mit ihren Hilfsgesellschaften zu Gothenburg, Lund, Westeräs, Wisbye, Skara, Wexiö und Nerike. Auch müssen an der Hochschule zu Upsala beständig zwölf junge Männer auf königliche Kosten zu Predigern für die Lappfinnen gebildet werden.

Das altnordische Heidenthum ist bei jenen Nomaden beiweitem noch nicht ausgetilgt, so wenig, als bei ihren Nachbarn, den am nördlichsten wohnenden Finnen, die sich, wie jene, in freier Wilde umhertreiben. Wie die schwedischen, sorgen aber auch die russischen Bibelgesellschaften redlich für Verbreitung der ältesten Urkunden des Christenthums bei den russischen Lappen und Finnen. Noch im Jahre 1815 wurden an siebentausend Bibeln unter die letztern vertheilt. Und so ist vorauszusehen, daß auch dort sich der Menschengeist gemach zu seiner Würde erheben werde.

---

4. Beschluß.

Wie rauh auch Himmel und Erde unter dem Polkreise sein mögen, ist dennoch nicht zu bezweifeln, daß das Christenthum, indem es die Sitten veredelt, die Empfindungen reinigt, den Gedanken freier macht, und der Jugend in vermehrten Kirchen und Schulen gleichsam eine neue Welt von Begriffen mittheilt, auch hier seine wohlthuenden Wirkungen äussern, und selbst den Zustand des Volks in bürgerlicher Hinsicht verbessern werde.

Der Finnlappe ist wie jeder Hirt, wie jeder Bergbewohner und Nomade, unerschrocken vor Mühseligkeiten, welche die Natur beut; aber scheu vor Arbeit, welche sich der Mensch freiwillig auflegt, um sein Verhältniß zu verbessern. Nur, zu welcher Gattung Gewerbfleißes ihn die Noth treibt, schreitet er; das Mehr dünkt ihn Thorheit. Nichtsthun gehört zu seinen besten Genüssen. Bei dieser Lust zur Trägheit, bei der Einfachheit seiner täglichen Beschäftigungen und gesellschaftlichen Verhältnisse, versinkt auch sein Geist in eine Art Halbschlafs. Was er zu thun hat, bedarf kaum des Nachdenkens. Seine Rennthierheerden versorgen ihn mit Allem. Er hat an diesen nützlichen Geschöpfen eine Art Ueberfluß, so daß er sich kaum die Mühe gibt, die zu seiner Heerde gehörigen Stücke zu zählen. Entsteht Mangel, gewähren ihm Fischfang und Jagd Aushilfe. Das Beispiel landwirthschaftlicher Thätigkeit, welches einige bieder geschickte deutsche, schwedische und finnische Ansiedler geben sollten, denen man zur Beförderung des Ackerbaues und der Viehzucht mancherlei Vorrechte gewährt hat, fruchtete wenig, den Lappländer aus dem Geleise herkömmlicher Lebensweise hinwegzulocken. Dies Beispiel war noch dazu selten ermunternd, weil die fremden Ansiedler meistens selbst unwissende, arme Bauern waren.

Es gibt drei Wege, die Thätigkeit und das Leben eines Volkes zu wecken. Entweder, daß man ihm neue Arten des Bedürfnisses mittheile, zu deren Befriedigung es einer größern Kraftanstrengung erfordert; dies ist der Weg der Sittenvergiftung, welchen gewöhnlich kaufmännische Nationen einschlagen, um genügsame, harmlose, freie Völker zu Sklaven des Handelsgeistes zu machen. — Oder daß ein großes, allgemeines Elend, durch einen Krieg, durch gewaltthätige Zerstörung alter Rechte und Ordnungen, die Menschen aus dem langen Schlummer rüttle. Wer möchte dies schreckliche Mittel empfehlen? — Oder daß man durch verbesserten öffentlichen Unterricht den Geist nachfolgender Geschlechter zur Selbstthätigkeit reize. Ein einziger neuer Gedanke, welcher mit überzeugender Gewalt das ganze Wesen einer Nation durchdringt, ist genug, die größten Verwandlungen seines sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Zustandes zu bewirken. Und welcher Gedanke ist dazu mächtiger, als der höchste, der göttlichste, den Jesus gab? Das hat die Geschichte von fast zwei Jahrtausenden beurkundet. Wo das Christenthum diesen Einfluß nicht äußert, ists ein Beweis, daß dasselbe seiner ursprünglichen Reinheit verlustig geworden, und in todte, kirchliche Werkseligkeit, in leeres Außenwesen oder in unfruchtbaren Wortkram dogmatischer Spitzfindigkeiten und Meinungen übergegangen ist.

II. Asien.

1. Blick auf die erste Ausbreitung und nachmalige Verdrängung des Christenthums in Asien.

Im Morgenlande war vor der Zeit der Alles verwildernden Völkerwanderungen das Christenthum nicht minder vorgeschritten, als in Europa. So weit sich der Zepter römischer Cäsaren erstreckte, galt nur das Evangelium; die Heidenschaft lag verachtet, oft mit allen

Ausschweifungen frommer Wuth verfolgt. Im gesammten Kleinasien, tief ins Innere Arabiens wurde das Wort Jesu gelehrt. Auch in Armenien, und selbst in Persien, bildeten sich während des vierten Jahrhunderts zahlreiche Gemeinden um das Licht des bessern Glaubens. Die Begeisterung einzelner Männer, in die Fußtapfen der ersten Boten Jesu einzutreten und fernen Gegenden den wahren Gott zu verkünden, war kaum in Europa lebendiger gesehen, als in Asien. Man hat hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Syrer Mar-Thomas schon im fünften Jahrhundert bis Hindostan und zu den malabarischen Küsten gekommen sei und gepredigt und getauft habe. Gewisser noch ist, daß die wilden Horden, welche zwischen dem Kaukasus und schwarzen Meere lebten, ungefähr ein Jahrhundert später, durch Sendungen aus Konstantinopel bekehrt worden sind.

Vor Allem bewies sich jene Kirchpartei zur Verbreitung des Christenthums in Asien am thätigsten, welche von Nestorius, einem Patriarchen Konstantinopels, gestiftet worden war. Dieser Bischof hatte nämlich mit seinem Gegner Cyrillus über den der Jungfrau Maria gegebenen Beinamen einer Gottesgebärerin, und ob in Christo zwei Personen auf geheimnißvolle Weise vereinigt wären, einen Streit geführt, der, wie thöricht er auch war, doch bald der Streit der ganzen christlichen Kirche, wenigstens ihrer Lehrer, ward. Darüber hatten sich die Bekenner des Evangeliums getrennt; nicht Güte, nicht Gewalt, nicht kaiserliche Befehle konnten nachmals die Entzweiten wieder vereinigen. Die Nestorianer, welche ihrer Vorstellung von der Zweiheit der Person in Christo, dem Gott und dem Menschen treu blieben, waren in Asien die zahlreichsten. Durch Bekehrungseifer unter den Heiden erweiterten sie in diesem Welttheile die Zahl ihrer Glaubensgenossen, die im Abendlande verhaßt blieben. Nestorische Christen durchzogen Persien, die tatarischen Steppen, und drangen bis China. Im eilften Jahrhundert wurde von nestorisch-christlichen Metropoliten und Bischöfen in der kleinen Bucharei oder Kaschgar, in Turkestan, selbst im tibetischen Gebirge gehört. Man zweifelte kaum noch, daß binnen wenigen Jahrhunderten die gesammte asiatische Menschheit sich im Geiste Jesu erheben und heiligen würde.

Aber Alles verwandelte sich plötzlich mit der Erscheinung Muhameds, des Propheten von Mekka. Arabien wandte sich seinen Wundern oder seinen schmeichelnden Lehren, und dem Glück seiner Waffen zu. Das Christenthum ward dort, bald auch in den angrenzenden Ländern, ausgerottet. Diese Siege der begeisterten Anhänger des Koran schienen zugleich das Wohlgefallen des Himmels und die Wahrheit einer Religion zu beurkunden, welche, dem Gefühl barbarischer warmblütiger Morgenländer zusagend, eine Großmuth athmende Sittenlehre mit Einfalt der Glaubenssätze, und Vertrauen in die unwiderruflichen Beschlüsse des höchsten Wesens mit Kriegerruhm und Lebensgenuß vereinigte. Das geschah, während das Christenthum jener Gegenden und Zeiten nur noch mit todten, gottesdienstlichen Kirchengebräuchen gelehrte Künsteleien und spitzfindige Meinungen der Schriftausleger darbot. Der Geist des Weltheilandes war, im Streit um die Beschaffenheit seiner Person, vergessen. Der unversöhnliche Haß der

Kirchparteien erleichterte die Fortschritte der Sarazenen, und jauchzte mehr zum Fall der christlichen Gegner, als er vor den Triumphen der ungläubigen Araber zitterte. Die Nestorianer geriethen sogar nicht ohne Grund in Verdacht verrätherischer Mithilfe, daß die Kalifen Abubekr, Omar und Othmann so wunderbar schnell Syrien, Phönizien, Palästina sammt Jerusalem, ganz Kleinasien und selbst Persien unterjochten, und zum Glauben ihres Propheten zwangen. Aber mehr als nestorischer Haß, beförderte die Erbärmlichkeit der griechischen Kaiser zu Konstantinopel den Untergang des griechischen Reichs und des Christenthums. Die unermeßlichen Anstrengungen Europa's in den Kreuzzügen konnten beides nicht retten.

Noch lange hat inzwischen durch das Innere von Asien die nestorische Kirche geblüht. Man kannte sie in den hohen Tatareien; man kannte sie in Hindostan; am Hofe des Moguls selbst; und China zählte noch im dreizehnten Jahrhundert viele christliche Gemeinden. So bedeutend waren oder schienen Nestors Jünger damals, daß drei römische Päpste ihnen Gesandte zuschickten, um sie zu bewegen, sich mit der abendländischen Kirche zu vereinigen. Auch verfertigte ihnen Johann a Monte Corvino Psalmen und Schriften des neuen Bundes in tatarischer Uebersetzung. Eins war damals billig zu beklagen, daß den nestorischen Christen während ihrer Glückszeit nicht gelungen war, in Türkestan, in den Steppen von Khorasan und Bokhara ein Volk zum Glauben an Christum zu führen, welches bald ganz Asien mit seinen Schrecken und Siegen erfüllte.

Dies waren die Türken. Sie, welche bald auch die Zerstörer der arabischen Kalifate wurden, Persien und Kleinasien ihrer Gewalt unterwarfen, und Europa bedrohten, hatten sich zu Muhameds Lehre gewandt, und unduldsamer als die Araber selbst, die Christen aller Orten zum Gegenstand eines grausamen Hasses gemacht. Durch sie büßten selbst die Nestorianer viel von ihrer Ausdehnung und ihrem Ansehen ein, zumal im abendländischen Asien. Fester standen sie in den Gebieten der Mongolen. Ja, als diese im dreizehnten Jahrhundert, unter der Anführung ihres gewaltigen Dschengiz-Khan, und unter dessen Nachfolgern, ihre Herrschaft von den Grenzen China's bis Syrien und weiter ausbreiteten, schienen die Siege der schrecklichen Barbaren zugleich Siege für das Christenthum zu werden. Man sagt sogar, Mangu, des Dschengiz-Khan Enkel, sei schon Christ gewesen, er, der Bagdad eroberte und über den Euphrat schreitend, Kleinasien und Syrien erschütterte.

Bald aber kam ein Gewaltigerer über sie Alle. Im Innern der Tatarei, im Dschagatai, welches an die persischen, chinesischen und indischen Grenzen rührt, erhob sich einer der Emirn, Timurlank und ward ein neuer Dschengiz-Khan. Im Lauf seiner glücklichen Waffen zerstörte er eine ganze Kette von alten und neuen Thronen, und als Eiferer für den Koran seines arabischen Propheten alle Tempel und Altäre der Christen. So furchtbar vollendete er sein Werk, daß man im fünfzehnten Jahrhundert kaum noch einige Spuren des nestorischen Christenthums im mittlern und hohen Asien sah. Neben dem alten Heidenthum der Wildnisse war die Religion Muhameds, Lama's und Brama's die alleinsiegreiche geworden. China zeigte

nur noch bedeutungslose und verachtete Ueberbleibsel von der Nestorianer ehemaligen Herrlichkeit. Das christliche Königreich Jerusalem, das am Schlusse des eilften Jahrhunderts von der schwärmerischen Tapferkeit europäischer Kreuzfahrer gestiftet worden, hatte längst schon wieder sein Ende erlebt. Die Bekenner des Evangeliums lebten einzeln, zerstreut und geschmäht in den verschiedenen Gegenden Armeniens, Syriens und Kleinasiens unter türkischer Gewaltsherrschaft, die sich selbst über Konstantinopel und Griechenland, bald bis zur untern Donau gegen das Innere Europens ausdehnte.

2. Zustand der Kirchparteien im türkischen Asien. — Katholiken, Griechen, Maroniten u. s. w. Ihre Verwilderung.

Noch heute beherrscht der Großherr zu Konstantinopel eine Länderstrecke von mehr denn vierundzwanzigtausend Geviertmeilen im abendländischen Asien. Von den eilf bis zwölf Millionen Seelen, welche diese Gegenden unter türkischer Hoheit bewohnen, sind kaum zwei Millionen Christen. Sie leben unter dem Stolze der Türken verachtet, aber mit edelmüthigerer Duldung behandelt, als die Protestanten in Spanien und Portugal und andern katholischen Ländern, oder als in manchen protestantischen Gegenden Europens die Katholiken. Aber, wie in Europa, machen sich auch in Asien die christlichen Kirchparteien durch ihren gegenseitigen Haß verächtlich; durch ihren gegenseitigen Bekehrungseifer lächerlich. Nicht selten müssen die türkischen Schildwachten beim heiligen Grabe zu Jerusalem, wie uns neuere Reisende erzählt haben, die christlichen Andächtigen mit dem Stock zur Ordnung bringen, wenn diese voll eifersüchtiger Frömmigkeit untereinander zum Handgemenge kommen, und der nestorische Christ den katholischen verhöhnt, oder der katholische den griechischen.

Die Katholiken haben unter großherrlichem Schutze in Kleinasien, besonders im heiligen Lande, mehrere zerstreute Gemeinden und Klöster, die, so wie die Katholiken der europäischen und afrikanischen Türkei, unter kirchlicher Leitung von zehn Bischöfen und zwei Erzbischöfen ihres Glaubens pflegen. Von Mesopotamien, Bagdad und Bassora aus wurden bisher die meisten katholischen Bekehrungsanstalten auf die Syrer und Chaldäer gerichtet. Ihre Seelenzahl ist so wenig, als die der nestorischen Christen und die der Jakobiten, bekannt, welche weit umher bis in Arabien und Persien leben, und sich noch seit einem Jahrtausend über die Naturen und Willen in Christo, so wie über ihre gottesdienstlichen Einrichtungen, untereinander nicht verständigen können. Der in seiner Würde erbliche Patriarch der nestorischen Christen hat seinen Sitz zu Coch-Hames, in den Gebirgen des nördlichen Kurdistans. Mehr dem Anführer eines kriegerischen Stammes, als dem Vorsteher einer Glaubenspartei gleich, übt er Macht über Tod und Leben seiner Untergebenen.

Im Kloster Der-Zaaferan, drei Meilen von der mesopotamischen Stadt Mardin, wohnt der Patriarch der syrischen Jakobiten, welcher einundzwanzig Bisthümer unter sich hat. Diese Jakobiten sind roh und unwissend, wie ihre Priester. Der Bischof von Hesn, zwischen

Mardin und Gezira am Tigris, ist einer der berühmtesten Räuber seiner Horde. Selbst wenn er die Messe lieset, nimmt er die Flinte mit sich zum Altar.

Zahlreicher sind die Maroniten, besonders am Gebirge Kesroan, einem Zweige Libanons. Ihre vielen Pfarreien, deren man gegen zweihundert zählt, verbreiten sich durch Syrien über Haleb und Damask. Zinsbar den drusischen Emirn sind sie deren angesehenste und treueste Diener. Auch ist das maronitische Christenthum fortdauernd unter den Drusen wachsend. Es wird selbst behauptet, daß Abschir, der Drusen-Emir (im Jahr 1811) Christ sei, wenigstens im Herzen. Die Katholiken betrachten die Maroniten übrigens, als ihre Angehörigen und Zugewandten, weil dieselben den römischen Papst als Oberhaupt ehren, der ihren Patriarchen, die sie wählen, Bestätigung gibt. Noch im Jahr 1818 erschien Giarve, ihr Erzbischof von Jerusalem, zu den Füßen des heil. Vaters in Rom, und erbat vom König von Frankreich eine syrische Druckerei für sein Kloster auf Libanon. Eben so werden auch viele von den zerstreuten Ueberbleibseln der nestorischen Kirche, aus gleichen Ursachen, für gute Katholiken gehalten.

Am zahlreichsten sind die armenischen, mehr noch die griechischen Christen durch das türkische Reich in Asien verbreitet. Das Haupt der alten armenischen Kirche hat seinen Stuhl aber nicht auf türkischem, sondern persischem Boden, im Kloster der „Herabkunft des Eingeborenen" oder Edschmiassin in Erivan. Da führt der Patriarch den Namen eines „Hugas Katholikos", das heißt eines Kaisers der Erwählten, und ertheilt in heiliger Machtvollkommenheit seine Befehle den Erzbischöfen der armenischen Kirche zu Ajas in Karamanien, zu Agtamar im turkomanischen Salzsee Wan, und zu Konstantinopel, so wie den vielen untergeordneten Bischöfen und Klosteräbten Syriens und des übrigen Kleinasiens. Das Oberhaupt aber des katholisch-armenischen Glaubens wohnt zu Konstantinopel, so wie das des katholisch-syrischen auf dem Berge Libanon, und das des katholisch-chaldäischen zu Diarbekir. Die Kirche der katholischen Chaldäer ist jedoch im traurigsten Verfall.

Hingegen das Oberhaupt der griechischen Kirche, soweit sich dieselbe unter türkischer Botmäßigkeit ausdehnt, hat seinen Wohnsitz zu Konstantinopel als Erzbischof von Stambul und ökumenischer Patriarch über die Patriarchen von Antiochien, Alexandrien und Jerusalem, über mehr denn zwanzig Metropoliten und eben so viele Erzbischöfe, über hundert und zwanzig Despoten, das heißt Bischöfe, und über zahllose Archimandriten, Igumenen, Papa's, Diakonen u. s. w.

Unbedeutend ist die Zahl protestantischer Gemeinden im türkischen Reiche. Doch fehlen sie nicht ganz. Nicht nur zu Konstantinopel, sondern selbst im Innern Syriens, zu Haleb, findet man Kirchen und Schulen der Reformirten und Lutheraner.

Der Bekehrungseifer der Christen, insofern er sich gegen die Bekenner des Korans zu richten wagt, ist lebensgefährlich; daher kaum bemerkbar; überhaupt nicht groß. Allenfalls predigt man wohl den Juden das Evangelium, aber ebenfalls ohne reiche Frucht. Jene

Missionsanstalt, welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der hallische Professor Callenberg zur Bekehrung der Muhamedaner gründen half, erstreckte ihre Wirksamkeit nur äusserst schüchtern gegen Kleinasien. Höchstens streute man in Konstantinopel, Smirna und Haleb einige tausend Stücke des übersetzten neuen Testamentes, oder des kleinen Katechismus von Luther aus. Ungefähr darauf beschränken sich auch gegenwärtig noch die Bemühungen der britischen und russischen Bibelgesellschaften.

Vielleicht wäre es das größte Verdienst um die christlichen Kirchen des türkischen Asiens, wenn man damit begönne, diese selbst erst zum Christenthum zu bekehren. Denn beiweitem der größte Theil dortiger Christen aller Kirchparteien lebt in tiefer Unwissenheit und sittlicher Verwilderung. Priester wie Laien sind meistens in allen Schlamm eines rohen Aberglaubens versunken, den sie Religion heißen. Die Türken selbst sind oft edler, vernünftiger und religiöser. Das Gemälde, welches uns einer der neuesten, redlichsten und sinnigsten Reisenden, Meyer von Arbon*), von den Griechen gegeben hat, mag es erklären, daß die Türken im Abscheu vor dem Christenthum wachsen müssen, wenn sie die Ruchlosigkeit derer täglich vor Augen sehen, die sich Christen nennen.

Die christlichen Mönche im türkischen Asien leben größtentheils nur vom dummen Aberglauben ihrer Gläubigen, und besonders die zu Jerusalem, von den Wallfahrten morgenländischer und abendländischer Pilger. Nur allein das Kloster zum heiligen Grabe verkauft jährlich für fünfzigtausend Piaster Reliquien, Rosenkränze, Agnus Dei, Kruzifixe und Amulette aller Art. Mehrere hundert Kisten voll solcher Waare werden jährlich weit umher versandt; und selbst muhamedanische Familien ernähren sich durch Verfertigung dieser Artikel für die Klöster. Die Feierlichkeit am Palmsonntage, wenn sich Männer, Weiber, Kinder, alle nackt öffentlich in den Jordan stürzen; oder am Abend vor Ostern, wenn Griechen, Armenier und Katholiken, wie rasend, mit „Huja"-Geschrei um das heilige Grab laufen, springen, kriechen; oder mit Wuth zum Grabe drängen, um da ihre Kerzen am heiligen, vom Himmel gefallenen Licht anzuzünden, muß die Türken mit Verachtung erfüllen.

In Syrien und im größern Theil Kleinasiens gelten die Christen, besonders Griechen und Armenier, für die verdorbensten, arglistigsten Menschen. Sie selbst haben im Durchschnitt mehr Achtung und Vertrauen gegen die Muhamedaner, als zu sich selbst, und am wenigsten gegen diejenigen, welche fleißig nach Jerusalem oder andern Andachtsorten pilgern. In letzterm stimmen sie mit den Verehrern Muhameds ziemlich überein, welche, ob sie gleich eine Fahrt nach Mekka für verdienstvoll halten, das Sprüchwort haben: „Hüte dich vor dem Nachbar, der in Mekka war; und war er zweimal da, verkaufe dein Haus und zieh von ihm!" —

Vielleicht daß die Vertheilung türkischer, armenischer, syrischer und arabischer Uebersetzungen der Bibel zur Wiederherstellung des Christenthums in jenen Gegenden etwas beiträgt. Der

*) Schicksale eines Schweizers während seiner Reise nach Jerusalem u. s. w. St. Gallen 1815. 3 Bde. Ein Werk, welches Niemand ohne lebhaftes Vergnügen, ohne reiche Belehrung lieset.

gegenwärtige ökumenische Patriarch und Erzbischof von Konstantinopel, Namens Cyrillus (im Jahr 1814) hat wenigstens seine patriarchalische Erlaubniß zum Verkaufen und Lesen der Bibel unter den Griechen gegeben. Es gibt selbst Bischöfe und Erzbischofe, welche bisher von den heiligen Schriften der Christenheit nichts, etwa den Inhalt der vier Evangelien kannten. Noch weniger wußten andere Griechen und Armenier von ihres Glaubens schriftlichen Quellen. Nur zu bedauern ist, daß diese Leute selten gute Schulen haben, und, wenn sie allenfalls die Kunst des Lesens verstehen, selten Neigung zum Lesen empfinden. Sie überlassen dies ihren Geistlichen, und diese sehen lieber auf Gaben und Opfer, die ihnen gebracht werden, als auf Frömmigkeit der ihnen vertrauten Heerden. Bekannt ists, daß selbst der Patriarch zu Konstantinopel seine christliche Ehrenstelle, die ihm den Rang eines Pascha von zwei Roßschweifen gibt, um hunderttausend Piaster vom Sultan erkaufen, und darauf denken muß, die Summe wieder in dem heiligen Schatz herzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Französischer und deutscher Ton. Karrikaturen. Les adieux des alliés. Trost des gebeugten Kriegerstolzes. Haß gegen die Briten. Bemerkung der Catalani. Der Herzog von Kent in Neubreisach. Anekdote vom General Dessoles. Die Nationalbelohnung für den Herzog von Richelieu. Lally Tolendal. Das alte Thema der Weltgeschichte. Das Reich der Priesterherrschaft. Wirkung und übler Erfolg der geistlichen Missionen. Champ d'Asile verlassen. Stiftung des neuen Staates Marengo.

— — Die Franzosen sind seit dem Abzug ihrer verbündeten Ueberwinder ohngefähr in der Stimmung, wie es ehemals die Deutschen nach dem Abzuge der Franzosen waren; wenn nicht in demselben frohen Siegsgefühl, doch mit demselben Nationalstolz. — Wo die Stimmung anhaltender sein wird, möchte ich noch nicht entscheiden. Man kann mich zwar an französischen Flattersinn mahnen; aber der deutsche eiserne Sinn scheint mir doch auch etwas schmiegsam.

Ich erinnere mich zum Beispiel noch sehr gut der Zeiten, da das liebe Deutschthum über Alles ging, und wer nur zu dem Worte ein wenig schalkhaft lächelte, alle Ehren-Deutschthümler und Deutschthümlerinnen im vollen Ernst auf dem Halse hatte. Jetzt ists beiweitem nicht mehr so gefährlich. Man läßt fünf gerade sein. Die weiland hochtrotzende Keckheit verkehrt sich in ein patriotisches Achselzucken über die Menschheit, und der Donner der Siegerstimme löset sich in einen Seufzer um das Vaterland auf.

Ich erinnere mich sehr gut der Zeiten, da man bei uns in Deutschland alles Franzosen-

thum in Grund und Boden vernichten wollte. Man las sich damals recht artige Kanibalenlieder vor, vom Blutsaufen, von verdorrten französischen Knochen u. dgl. Man schien gut Willens zu sein, die ganze französische Nation vom Erdball wegzujagen. Wer ihr nur leise das Wort sprach, und für die Unschuldigen in Sodom und Gomorrha ein Wörtchen verlauten ließ, hatte nichts Geringeres zu besorgen, als moralisch-todt erklärt, das heißt, für einen Napoleonisten oder Anhänger des Gottseibeiuns erklärt zu werden. Man wollte nichts mehr von Frankreich hören, als allenfalls dessen Untergang; wollte nichts mehr von französcher Literatur, von französischer Sprache wissen. Sogar unsere „Mademoisellen" mußten sich gefallen lassen, plötzlich Jungfrauen oder Fräulein, und unsere „Madamen" ehrbare Frauen zu werden, wieviel auch Manche dagegen einzuwenden gehabt hätten. Heute ist Alles schon wieder milder. Unsere lieben Frauen haben sich wieder verdamt, unsere Jungfrauen verdamoisellt. Man räumt ein, daß die Franzosen nicht nur lebenswürdige, sondern mitunter auch ganz liebenswürdige Leute sein können. Einige behaupten sogar, ohne das beharrliche Feststehen der Nation jenseits des Rheins möchte es um die heilige Freiheit in Europa vielleicht schlimmer stehen, als man glauben sollte; Adel, Priesterherrschaft, Zensur und Inquisition, sammt Stockschlägen und langen Zöpfen, würden wieder grünen und blühen, ärger denn vor hundert Jahren.

Ich erinnere mich sehr gut, daß es eine Zeit gab, wo unsere Zeitungen Frankreich fortan als Nebensache abfertigen, nur von Bundestags-, heiligen Bundes-, und Land- und Reichstagsreden wiederhallen wollten. Auch darin ward man duldsamer, schon aus dem einfachen Grunde, weil man von den Reden nicht viel hörte, mithin auch davon nichts wiederhallen lassen konnte. Also ward Frankreich abermals in deutschen Blättern stehender Hauptartikel; man wiederholte die Worte der französischen Redner; erzählte ein halbes Jahr lang von einem elenden Prozesse in einem französischen Städtchen, als wenn in der Welt kein wichtigerer Prozeß geführt würde; meldete treulich, ob der König von Frankreich vergangene Nacht wohl geschlafen, wie lange er mit einem Minister gesprochen habe; als wenn kein König auf Erden wichtiger wäre als er. Genug, Alles lief wieder ins Alte zurück. Frankreich ward wieder das Tonangebende, wie es vor seinen Niederlagen bei Leipzig und Belle-Alliance gewesen war.

Nicht so rasch kehrten die leichtsinnigen Franzmänner zu den Stutzerdegen und Haarbeuteln des Jahres 1788 zurück. Es ist in diese Nation etwas Ernstes gekommen, das sich mit keinem chanson forttrillern lassen will. Man hält da hartnäckig an Rechten und Freiheiten des Volks fest; sagt den Ministern, was man denkt; schnellt die Daumschrauben der Konkordate, Zensuren, Missionspredigten, Feudaladelschaften, und dergleichen ehrwürdige Reliquien, mit Spott zurück und will sein, was man geworden ist, aber nicht werden, was man war.

Von uns Deutschen sprechen sie ungefähr, wie sie sonst sprachen, das heißt, mit einem alten Gefühl der Ueberlegenheit, das man ihrem Nationalstolz zu gut halten soll, aber doch nicht mehr mit der Wegwerfung, wodurch sich sonst ihre Unwissenheit an den Pranger stellte. Sie haben auf ihren Feldzügen unsere Literatur und unsere Mannskraft kennen gelernt. In

ihren Ton mischt sich sogar zuweilen eine Art freundlichen Mitleidens zur Achtung, zum Beispiel, wenn sie von den Bestrebungen der Deutschen nach einer höhern gesetzlichen Freiheit reden. Als Probe dieser Art mag etwa folgende Stelle einer ihrer neuesten Zeitschriften gelten: „Die deutschen Völkerschaften (peuples, denn Nation zu sagen wäre undiplomatisch), deren Anstrengung und Muth die Unabhängigkeit ihrer Regenten wieder befestigt hat, klären sich mehr und mehr auf; sie begehren mit Bescheidenheit, aber mit Beharrlichkeit, die freiern Verfassungen, die in den Tagen der Gefahr ihnen versprochen waren. Schon haben Baiern, Würtemberg, die Großherzogthümer Baden und Sachsen-Weimar, trotz allem aristokratischen Widerstreben, der öffentlichen Meinung nachgegeben, und beginnen die Frucht der Verbesserungen ihres militärischen und bürgerlichen Zustandes zu genießen. In Preussen ist der Fürst von Hardenberg, einer der aufgeklärtesten und einflußreichsten Minister dieses Königreichs, auf die Seite der Konstitutionellen getreten, und man darf davon für die Sache des Volks günstige Ergebnisse erwarten.“

Unsere Nachbarn jenseits des Rheins pflegten wohl oft gegen ihre unbesiegten Feinde, nie aber, soviel ich weiß, gegen die von ihnen überwundenen Nationen Karrikaturen, in die Welt zu schicken. Es schien dem Zartgefühl ihrer Großmuth unwürdig, zum Unglück den Spott zu fügen. Bei uns zu Lande war's nach den Schlachten bei Leipzig nicht so. Es erschien gegen die Besiegten eine Fluth von Schmähschriften und Zerrbildern in allen Bücherläden und Bilderbuden.

Vielleicht wollen uns, nach dem Abzuge der Besatzungsheere der Verbündeten aus Frankreich, die Franzosen mit ihren Spottbildern Gegenrecht halten. Man weiß, welch ein Festtag für Frankreich der Abzug der Verbündeten für jede Stadt und jedes Städtchen war. Aber auch diesmal trifft der rächerische Spott nur die Sieger, und will den Nationalmuth gegen sie aufrecht halten.

Les adieux des alliés erscheinen unter den Karrikaturen auf mancherlei Art gestaltet. Z. B. ein Russe, ein Brite und ein Preusse gehen zu guter letzt noch einmal wohl bezecht aus einem Grenzwirthshause. Die Wirthin mit dem Besen wischt ihnen zur Thür hinaus Trümmer von Gläsern, Flaschen und Tabakspfeifen nach. Der Russe scheint mit seinem wehmüthigen Blick auf die Sonne des Himmels, diesem erwärmenden Gestirn zu gleicher Zeit, wie dem traubenreichen Lande, ewiges Lebewohl zu seufzen. Der Brite steckt einen frischen Strick in die Tasche, bei welchem man ungewiß ist, ob er gesonnen sei, denselben bei seiner Heimkunft in Alt-England zur Heilung seines Spleens, oder für seine hinterlassene Ehehälfte zu gebrauchen, um sie damit zum Verkauf auf den Markt zu führen. Wenigstens erkennt man daran deutlich eine Schlinge. Der Preusse ballt zankend die Faust und droht zurück; wahrlich eine sehr ehrenvolle Auszeichnung in einer Karrikatur.

In einer andern werden die fremden Soldaten zum Abmarsche zusammengetrommelt, und zum Theil mit Strenge durch die Korporale zusammengetrieben. Man sieht bei den Abziehenden viele Lorbeerkränze, nur diese am unrechten Orte angebracht. Ein General zieht die lorbeergebrämte Schlafmütze ab, um den Federhut aufzusetzen. Die Offiziere schwingen lorbeerbekränzte Korporalstöcke und zierlich umlorbeerte Knuten über die Rücken der Sieger. Einem alten französischen Kriegsmanne, der mitten durch sie geht, weichen alle aus.

„Einmal ist nicht allemal!“ heißt der Kehrreim eines Volksliedes: Adieux d'un grenadier français aux alliés, worin gesungen wird:

Des droits, que donne le canon
Usant jusques à la licence,
Vin, fille, argent, tout vous est bon;
C'est aussi trop d'impertinence.
Je sais que de vos grands exploits
L'on ferait un petit volume;
Que vous vainquites une fois,
Mais une fois n'est pas coutume.

Ueberhaupt wird den alten französischen Kriegern aus der Sieges- und Heldenzeit Weihrauch um Weihrauch gestreut, sie in ihrem Gram zu trösten, oder ihren Muth für die Zukunft aufrecht zu halten und zu begeistern. Dies geschieht oft auf bittere Unkosten derjenigen, die aus den zurückgekehrten Emigranten jetzt Militärrollen spielen. Z. B. eine Karrikatur (in Steindruck sehr gut ausgeführt) zeigt ein Wirthshaus; vor demselben steht ein aus dem Kriege zurückkommender verstümmelter Soldat, ein alter Schnurrbart, dem das Wirthshausschild mit den Worten: „guter Wein, gute Wohnung“, freundlich anspricht, welcher sich aber, indem er den Zustand seines Geldbeutels untersucht, traurig zum Weitergehen anschickt. Vor dem Hause sitzt einer jener Generale, deren bürgerliche Kleidung dick mit Epauletten beladen, fünfundzwanzig Dienstjahre zählt, und zwischen dessen Beinen seine Waffen ruhen, ein zierlicher Degen und ein Sonnenschirm. Er hat sich eben, laut Ordonnanz des Arztes, vermittelst einer bachischen Libation von den Anstrengungen der Feldzüge etwas erholen wollen. Der Wirth kommt, dreht ihm aber den Rücken, und klopft dem Soldaten auf die Achsel, indem er sagt: „Nehmt eins, kehrt ein Kammerad, kümmert euch nicht ums Zahlen. Kredit den ächten Franzosen!“ — Verdrießlich zieht der uralte General seinen Beutel und murmelt: „Zahlen wir!“

Ein Almanach, bititelt: „Une victoire par jour, dédié aux braves,“ hatte so reissenden Abgang, daß auch die zweite Auflage binnen wenigen Tagen vergriffen war. So schwelgen die Franzosen in alten Erinnerungen, um darüber die letzte Schmach zu vergessen, und sich für die Zukunft das Herz zu stärken.

Bei uns in Deutschland ist man darin schon kühler geworden. Ich weiß nicht, ob das gut ist. Sollte früher oder später einmal nach dem ewigen Frieden wieder ein Krieg ausbrechen, würde man vielleicht Wirkungen davon spüren.

Selbst den nach Amerika ausgewanderten französischen Kriegern, die sich da im Champ d'Asile (oder Zufluchtsfelde) ansiedeln wollten, wendet die Nation den dankbaren und traurigen Blick unverwandt nach. Für sie werden bei frohen Mahlen Trinksprüche gebracht; für sie freiwillige Geldbeiträge bei jeder Gelegenheit gesammelt. Sogar Bombons werden, zur Erinnerung an sie, verkauft, die in zierlich gedruckte, zu ihrem Ruhm gedichtete Verschen, gewickelt sind. Eins der kleinen Bombonlieder schließt immer mit dem Kehrreim:

Nobles débris du Champ d'Honneur
Fertilisez le Champ d'Asile.

In einem der gesungenen Lieder: Frankreich an seinen König, erscheint noch folgender Vers:

Aux temps passés de ma grandeur
Jamais l'infortune étrangère,
Sans espoir d'un destin meilleur,
N'aborda mon sol tutélaire.
Chez moi, l'opprimé sans appui
Trouvait un ombrage tranquille;
Et des Français vont aujourd'hui
Chercher au loin un Champ d'Asile.

Alle diese kleinen Züge sind sehr bezeichnend für die in Frankreich herrschende Stimmung der gegenwärtigen Zeit. Man könnte derselben Dutzende geben.

Der alte französische Nationalhaß gegen die Briten fand in der neuesten Geschichte neuen Reiz. Die hohe Ueberlegenheit der nie bezwungenen Engländer, welche, während andere Mächte ermüdet oder gedemüthigt wurden, allein den Riesenkampf gegen Frankreichs Größe fortsetzten, bis er für sie ruhmreich endete, bis sie ihren furchtbarsten Feind als Gefangenen auf St. Helena halten, und den zu ihnen geflüchteten König Ludwig XVIII. auf den französischen Thron erheben konnten, — diese Ueberlegenheit muß dem Stolze der Franzosen natürlich Zentnerlast sein. Sie machen auch ihrem Verdruß oder Grimm bei jedem Anlaß Luft, und dabei kommen zugleich die aus England zurückgekehrten weißen Jakobiner und Ultra's gewöhnlich in Gesellschaft übel weg.

Wie wenig der Sieger Wellington gefiel, ist bekannt. Ich darfs hier nicht wiederholen. Und so wie in Paris, athmet der Geist gegen die Briten in den Provinzen.

Die Sängerin Catalani gab den 7. Januar zu Gand ein Konzert. Wie groß auch der Eintrittspreis war, sie hatte nichtsdestoweniger eine sehr zahlreiche und glänzende Zuhörerschaft. Sie sang mehrere Stücke und empfing rauschenden Beifall. Plötzlich stimmte sie gegen das Ende mit starker und fester Stimme das englische Nationallied „God save the king" an, mit voller Musikbegleitung; und plötzlich hörte man dazu widerliches Gepfeife von allen Seiten, der Lärmen stieg, man hörte fast nichts mehr von der Musik, man stand auf, ging fort und

nach wenigen Minuten war die Sängerin mit den Musikanten ganz allein im Saal. Die Catalani war über das schnelle Verschwinden der ganzen Gesellschaft gar erstaunt. „Mein Gott, sagte sie: welch ein Unterschied! in Aachen machte doch das Lied so viel Vergnügen.“ Wir aber, erwiederte ein Journalist, mögen bei uns zu Lande weder englische Weisen, noch die, die danach singen.

Eine Zeitschrift bemerkte vom Aufenthalt der fremden Fürsten in Frankreich Folgendes: „Großmuth zählt man immer zu den Tugenden der meisten Prinzen. Wenn Politik und Interesse ihrer Staaten ihnen schon zuweilen einen ganz andern Weg zu gehen gebietet, als den ihr Herz will, wie mancherlei Mittel fanden sie wieder für sich, die Uebel zu erleichtern, die sie thun mußten. So sahen wir, seit Wiederherstellung des Königsthrones, die meisten der verbündeten Fürsten nach Frankreich kommen, gleichsam in der Absicht, durch ihre Freigebigkeit das unglückliche Land für das schmachvolle Elend zu entschädigen, zu dem es durch den Vertrag von 1815 verdammt worden zu sein schien.“

Nach dieser Lobrede gibt die Zeitschrift den Zusatz: „Folgende Anekdote beweiset die Wahrheit jener Versicherung unwiderlegbar. Im Laufe des Oktobers 1818 begab sich Se. K. H. der Herzog von Kent, Sohn des Königs von England, durch Neubreisach nach der Schweiz. Während man die Pferde wechselte, wünschte der Fürst eine Suppe zu nehmen. Hr. Pinel, der Postmeister, bemerkte Sr. kön. Hoheit zwar, daß er nicht wirthe, bediente ihn aber doch sogleich mit einem Essen. Der Fürst setzte sich zu Tische und fragte nach vollendeter Mahlzeit, was er schuldig sei? Hr. Pinel erwiederte, daß er vollkommen durch die Ehre bezahlt sei, die ihm Se. kön. Hoheit erwiesen habe. Der Herzog von Kent, um nicht das Zartgefühl seines Wirthes zu beleidigen, drang nicht weiter in ihn; aber damit Neubreisach doch nicht so bald den Besuch vergesse, mit welchem es durch einen englischen Prinzen von Geblüt beehrt worden war, ließ er den Domestiken des Hauses sogleich — zwanzig Sous geben.“

Man kündigt in Paris jetzt (Januar 1819) auch eine neue Karrikatur an, die den Titel führen soll: Der letzte Traum eines Ultra, oder das neue Ministerium. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten von England führt im Rath der französischen Minister den Vorsitz, und hat zu seiner Rechten und Linken, als Minister des Seewesens einen Admiral in rother Uniform; als Finanzminister den Domänen- und Hauskassa-Verwalter des Königs Ferdinand; zum Justizminister den Großinquisitor; zum Minister des Innern und des öffentlichen Unterrichts einen frère ignorantin, den man auch für den Jesuitengeneral ansehen könnte; zum Kriegsminister den Kosaken-Hetmann.

Man stellt die Geschichte des Ministeriums von hundert Stunden der Geschichte der hundert Tage gegenüber. In der That, seit der Schlacht von Waterloo geschah für das Schicksal Europens wohl nichts Entscheidenderes, als in der ewig denkwürdigen Christwoche des Jahres 1818. Darauf kam es an, ob in Frankreich die Begriffe und Grundsätze des

gesunden Menschenverstandes, der Volksrechte, der Freiheit zu Boden geschlagen sein, oder siegreich bleiben sollten. Wahrlich, was hier geschehen wäre, wurde durch das übrige Europa wie an einer elektrischen Kette gefahren und gewirkt haben. — So bleibt Frankreich, welches man vor Kurzem noch für eine Null unter den Staaten halten wollte, die Tonangeberin für Europa; der Triumph der öffentlichen Meinung in Paris wird Triumph aller gebildeten Menschen des Welttheils. Die Ruhe ist gesichert. Der Vulkan, welcher Europa so lange erschütterte, dampfte nur einen Augenblick, ohne auszubrechen.

Die allgemeine Freude umringt jetzt die neuen Minister, im Sinne der öffentlichen Meinung, im Geiste der Verfassung gewählt. Man sieht in ihnen die Schutzwehr der allgemeinen Ruhe und des Bestandes der Dinge gegen die staatsumwälzerischen Schwindeleien der Ultra's. Man erzählt sich von ihnen alle, auch die kleinsten Züge, um diese Männer der Nation zu ehren, oder ihre Denkart bekannter im Volk zu machen. Besonders schön ist ein Zug vom General Dessoles, dem jetzigen Kriegsminister. Er war bekanntlich einst auch von der über den General Moreau niedergesetzten kriegsgerichtlichen Kommission, dessen Theilnahme an der Verschwörung des Pichegru zu beurtheilen. Von Seiten Napoleons kam jemand zu ihm, und wollte ihn bereden, er solle gegen Moreau das Todesurtheil fällen; Moreau würde demungeachtet von Seiten der Regierung begnadigt werden. „Wenn ich aber das thäte, sagte Dessoles, wer könnte mich dann begnadigen?

Bekanntlich haben der Marquis de Lally-Tolendal und de Lessert in beiden Kammern zugleich eine große Nationalbelohnung für den Herzog von Richelieu in Vorschlag gebracht, weil er, nächst dem Könige, der erste und vornehmste Urheber der Befreiung des französischen Gebiets von fremden Kriegsheeren sei. — Aber der Unwille, mit der Erinnerung an die Verträge von 1815, empörte sich dagegen, und nannte es eine Demüthigung des französischen Volks, die man allen vorangegangenen Demüthigungen zufügen wollte.

Die vorgeschlagene Nationalbelohnung sollte der Größe des Dienstes angemessen sein, welche Richelieu geleistet, und seiner grenzenlosen Uneigennützigkeit. Allein man meinte, ein solches Denkmahl, welches an die unglücklichste Epoche der Nation mahnt, wäre das schmachvollste für die Nation, und statt ungeheuere Summen an einen Mann zu verschenken, der ganz bequem bei seinen Millionen leben könne, sei besser, vorher die Schulden des Staats zu zahlen; oder die durch Anwesenheit fremder Truppen sehr verarmten Grenzbewohner zu unterstützen; man solle vielmehr auf Ersparniß denken z. B. jener zehn Millionen, die man auf Unterhaltung von fremden, nämlich Schweizer-Regimentern in Frankreich verwende. — Die Dienste des Ministers, die er zu so später Bewirkung eines Abzugs der Alliirten leistete, wollte keine Seele groß finden; und seine grenzenlose Uneigennützigkeit tröstete man mit dem Gedanken an bezogene Besoldungen als Staatsminister, erster Edelmann des Königs, als fremder General, als Großwürdeträger u. dgl., oder zuletzt tröstete man sie auch nur mit schönen Anekdoten. Man erzählte ihm zum Beispiel: Als der Herzog von Vendome Philipp V.

vermittelst der Schlacht von Villa Viciosa auf den Thron von Spanien gesetzt hatte, antwortete er dem König Philipp, der ihm ein Geschenk von 500,000 französ. Pf. anbot: „Ich danke Ihnen. Geben Sie lieber das Geld meinen Braven, die Ihnen binnen vierundzwanzig Stunden soviel Königreiche retteten." Und doch hatte Vendome durch seinen Aufwand in diesem Kriege sich sehr in seinen Vermögensumständen verschlimmert. Oder als Vendome für seinen Sieg sehr schmeichelhafte Zeilen vom König Ludwig XIV. erhielt, und Jemand die Bemerkung machte, die Größe solches Dienstes sollte wohl solider, als mit schönen Worten belohnt werden, erwiederte der Feldherr: „Sie irren sich. Leute, wie ich, lassen sich nur mit solchen Worten bezahlen."

Die Nationalbelohnung sollte für den Exminister erblich sein. Bei diesem Anlasse, da man weiß, daß der Herzog weder für Frau noch Kinder zu sorgen hatte, erinnerte man sich zugleich seiner Herkunft. Man brachte nun wieder jedem ins Gedächtniß, daß Armand Joseph Emanuel Septimanie Herzog von Fronsac und Richelieu diese Titel für sich selbst nur, als Nachkömmling eines Renat Vignerot, trage, der eine Schwester des berühmten Kardinal Richelieu heirathen wollte. Der Kardinal ward einst blos deswegen abgesagter Feind des französischen hohen Adels, weil dieser sich über Vignerots Adoption allzuderb geäussert hatte.

Uebrigens sagt man: da der Herzog von Richelieu keine Kinder hat, könnte die Wahl eines Nachfolgers und Erben auf einen Seitenverwandten fallen, der auf die öffentliche Dankbarkeit der Nation keine andere Ansprüche zu bilden hätte, als etwa weil er ein Emigrant gewesen. Oder wollte der Herzog einen Ausländer begünstigen, wer könnte hindern, wenn sich eines Tages ein Häuptling der donischen und ukrainischen Kosaken auf das Denkmal der französischen Nationaldankbarkeit setzen würde?

Genug neben der ehrlichen Wahrheit äusserte sich die minderehrliche Bosheit der Parteisucht gegen den Herzog. Für das, was er dem französischen Volke gethan, verdiente Richelieu vielleicht nicht das glanzvollste Denkmal, wie es ihm seine Freunde zudachten; aber auch nicht die Schmähungen, Verkleinerungen und Seitenblicke der Andern. Und immer war es, nach solchen Erörterungen großmüthiger von den beiden Kammern, ihm die Belohnung zu gewähren, als groß, eine solche, so gegeben, anzunehmen.

Bei dieser Gelegenheit wurden im Vorbeigehen auch Delessert und Lally Tolendal hart und unfreundlich gestreift. Man rief lächerlich genug wieder ins Gedächtniß, daß der tugendhafte Schutzredner für Ludwigs XVI. Leben ursprünglich aus Irland stamme, wo die Tollendal oder Tullindally ein Zweig des Geschlechts der O-Mu-Lally gewesen, welche in den ältesten Zeiten Herren einiger kleiner Bezirke Irlands waren, und nachher ihr Schicksal an das Loos der vertriebenen Stuarte knüpften. Vielleicht hätte ihm dies der Parteisinn noch vergeben, wenn Lally Tolendal nicht in den Stürmen der Revolution sein französisches Bürgerrecht verläugnet hätte, mit Pässen, als englischer Edelmann und Unterthan Großbritaniens ausgewandert, und nachmals so wieder zu Buonaparte zurückgekehrt wäre, der ihn mit Auszeichnung empfing.

Seit dem bekannten Vorfall im Paradiese gelangte die Menschheit nie wieder zur Ruhe. Die Theologen schreiben dies der Erbsünde zu. Wir andern zweifeln daran. Was wir freilich jetzt nur hintennach sagen, hätten wir, als Präadamiten, eben so gut voraussagen können. Wo Kraft ist, kann keine Ruhe sein; denn ruhende Kräfte sind keine Kräfte. Und Ruhe ist selbst im Paradiese nicht paradiesisch. Der berühmte Sündenfall mußte geschehen, wenn die Menschen nicht willen- und kraftlose Marionetten waren.

Wie in der stummen Natur sich die Kräfte derselben ewig neben und gegen einander regen, — das ist das Leben! — So die sich selbst bewußten Kräfte im Geisterreich. Jeder will sich geltend machen, jeder will das Bessere, das Höchste für sich — das ist das Aufflammen des Göttlichen, wie irdisch es auch verkleidet sein möge.

Von alten Zeiten strebten die Könige, Archonten, Sultane, Konsuln, und wie die Staatenhäupter genannt werden mögen, oder statt ihrer (wenn sie ruhende Kräfte waren) die Minister, Veziers, Staatssekretäre, Kardinäle u. s. w. nach unbedingter Alleingewalt; ihnen entgegen, zu ihrer Beschränkung, die Adelichen, Magier, Bischöfe, Patrizier; beiden entgegen, beide zu überragen, die Priesterschaft; allen entgegen das Volk, aus Noth, um sich seiner Haut zu wehren, um die eigentlich doch nur gespielt ward. — Zwischen Allen, für Alle, mit Allen, gegen Alle fochten die Weisen und die Thoren, die Tugendhaften und Eigennützigen.

Das ist das Thema der politischen Weltgeschichte, welches seit dem Jahre eins nach Erschaffung der Welt in allen Erdgegenden von allen Nationen ewig wiederholt, aber in immer andern Verumständungen dargestellt ward, wie in Schauspielen und Romanen die Liebe. — Nur wenn zwischen den verschiedenen Parteien und gegeneinander strebenden Kräften die Spannung so weit gedieh, daß sich alle einander gleich stark und fest hielten und klemmten, entstand aus der äussersten Anstrengung eine scheinbare Ruhe des Ganzen, die man das non plus ultra der Unruhe nennen könnte.

Dies non plus ultra haben wir in Europa noch nicht, und der alte Krieg hat mit dem letzten Kanonenschusse vor Paris sein Ende noch nicht erreicht. Ueberhaupt sind Schlachten und Feldzüge, so wichtig sie für den einzelnen Augenblick und für einzelne Völker scheinen mögen, bloße Nebensache im ewigen Kampf der Menschheit um Vollendung ihrer selbst. Denn was haben die Heldenfahrten der großen Alexander, der großen Cäsarn, der großen Attila und Anderer am Ende für die Welt gefruchtet und entschieden? Ich frage den gelehrtesten und den einfältigsten aller Zeitungsleser: was hat Buonaparte von der Schlacht bei Montenotte bis zur Schlacht von Waterloo ausgerichtet? Die Menschheit war gewaltiger, als er, weil das Ganze beständig größer ist, als der Theil; ein einfacher Gemeinspruch, den jedes Kind begreift, nur der irrefahrende, selbstsüchtige Ehrgeiz derer nicht, die sich geltend machen wollen.

Eine Zeit lang schien die Volkssache obenauf zu sein. Billig erschraken Adel und Priesterschaft, daß ohne ihre politische Wirksamkeit ein Volk, wie z. B. in Amerika, recht vergnügt und selig leben und sterben könne. Nichts ist demüthigender in der Welt, als das Gefühl, in

Gottes Welt überflüssig zu sein. Gern hätten sie die Könige und Fürsten in ihr Spiel hineingezogen; allein so wenig im Staat ein Volk entbehrt werden kann, so wenig läßt sich auch ein König entbehren, dieser mag nun König, oder Kaiser, Diktator, oder Präsident, Erbstatthalter oder Dey heißen. Das sahen sie, aber zugleich auch immer wieder: daß Hierarchie und Feudaladel äußerst entbehrlich wären. Und wie immer, machten sie es auch diesmal.

Kaum war der schreckliche Militärkaiser gefallen, und dem französischen Reiche das alte Königsgeschlecht wiedergegeben, meinten sie, ihnen müsse auch das Reich wiedergegeben werden. Darum ist jetzt der Hader.

Aber wie gesagt, die Menschheit ist gewaltiger, als der Einzelne, und die gesunde Vernunft wirksamer, als eine Batterie mit Kartätschen geladen; denn das Ganze ist größer als sein Theil. Die herrschlustige Hierarchie weiß es wohl, und darum macht sie, in Verbindung mit dem Adel, gemeine Sache gegen Denk-, Sprech- und Preßfreiheit; aber sie weiß in der That nicht, was sie will. — Das französische Volk ist zu weit vorgeschritten, um eine Inquisition, wie in Spanien, gut zu heißen; oder eine Bücherzensur durch Jesuiten besorgen zu lassen, wie, laut öffentlichen Versicherungen, in den sardinischen Staaten geschieht; oder eine schwankende Halbheit von Maasregeln zu lieben, wie man sie mitunter in Deutschland liebt; oder sich an Konkordaten zu ergötzen, wie Rom sie schreibt.

Die in verschiedenen Departements des Königreichs umherziehenden geistlichen Missionen arbeiteten bisher mit geringem Erfolg. Die Leute werden nicht frömmer, als sie es wirklich durch ihre meistens rechtschaffenen Pfarrer geworden sind. Von den Missionarien veranstaltete fromme Feierlichkeiten verursachten manchen Gegenden Unkosten, die sehr lästig wurden. In Nevers kostete zum Beispiel die Erbauung eines Calvarienbergs ungefähr 30,000 Francs, die noch nicht bezahlt sind; in Riom zankt man noch um Zahlung für Pflanzung eines großen Kreuzes und anderer Artikel der Art, weil drei- bis viertausend Francs Schulden übrig blieben, und so an andern Orten. — Erbauung war wenig, Besserung der Herzen noch weniger. Alles lief zuletzt auf frommen Prunk und eitles Wortwerk hinaus, was den Spöttern noch weit gelegener kam, als den Andächtigen.

Zu Valence rückte noch im November vorigen Jahres (1818) eine Schaar von acht bis zehn Missionspriestern an, die sogleich Schauspiel ihrer Art einrichtete. Die Kirche war immer gedrängt voll, denn die artigsten Frauenzimmer, zierlich geputzt, sangen da alle Tage vor der Missionspredigt heilige Gesänge, die oft den frivolsten Opern-Arien untergelegt waren. Wer die Worte nicht recht verstand, glaubte in lustiger Gesellschaft zu sein. Die Missionspredigten, wenn sie auch vom Paradies anhoben, endeten in der Regel mit Weltuntergang, Kapuzinerdonner gegen Philosophen und getreuen Abkonterfeiungen der Hölle. Einer der Geistlichen predigte zu Valence wörtlich: „Die Religion befiehlt Ehrfurcht vor dem alten Adel!“

Die Folge dieser Erbauungsstunden war auch hier mancherlei Zwietracht in Familien, und Prozeß. Ein junger Mensch konnte keine Absolution erhalten, weil er bei einem protestantischen

Goldschmidt arbeitete; und ein katholischer Ehemann ließ sich von seiner protestantischen Frau scheiden, weil ein Kuß von protestantischen Lippen offenbare Ketzerei ist. — Die frommen Väter der Mission hatten aber daneben auch vielerlei Verdruß über die Menge der Ungläubigen. Ließ doch der Artillerie-Oberst zu Valence seine Mannschaft sogar in derselben Stunde immer manöuvriren, da die Mission ihre wichtigsten Heilsarbeiten betrieb.

Das Konkordat Frankreichs mit dem römischen Hofe, im Jahr 1817, ist, nach Versicherung eines Briefes aus Rom vom 30. November 1818, wirklich für unbestimmte Zeit in seiner Vollziehung zurückgeschoben. Bei dem Allen sieht man in den Hofkalendern die französischen Kirchen schon ganz nach der Form jenes Konkordats organisirt, aber keineswegs in der wirklichen Welt. Hier schreiben Generalvikare noch Hirtenbriefe aus, wo im Hofalmanach schon ein Erzbischof steht; und wieder erscheint hie und da ein Hirtenbrief von einem Bischof, noch „aus Gottes Barmherzigkeit“ eingesetzt, während die Almanache auf eben demselben bischöflichen Stuhle einen andern Prälaten sitzen lassen, man weiß nicht, aus wessen Barmherzigkeit.

Es ist ein schöner Zug der französischen Nation, daß sie ihrer stolzen, narbenreichen Belisare nicht vergessen kann und will, welche einst den Waffenruhm Frankreichs so glänzend machten, und dann sich auf dem Champ d'Asile mitten unter den Wilden der amerikanischen Wälder anpflanzen mußten. Sammlungen und Geschenke von mehrern hunderttausend Livres gingen für sie aus Frankreich nach Amerika; und diese Beiträge und Steuern waren nicht etwa mit kalter Großthuerei, sondern mit Begeisterung und Wehmuth und Thränen gegeben, die auch Männer sich nicht schämten zu weinen.

Bekanntlich siedelten sich die Krieger keck in einer amerikanischen Gegend an, welche, weil dieselbe noch Gegenstand des Streites zwischen den Spaniern und vereinigten Staaten war, keinem von beiden zu gehören schien. Die Spanier, erschreckt durch die gefährliche und unerwartete Nachbarschaft der napoleonischen Soldaten, gaben plötzlich ihre Ansprüche auf. Der spanische Gesandte überließ den vereinten Staaten das Champ d'Asile, ohne Zweifel aber unter der Bedingung, daß die Franzosen es räumen müßten. Dies geschah Ende Jahres 1818. Die Gebrüder Lallemand, welche zu Champ d'Asile den Befehl führten, verstanden sich um so williger zur Räumung der Gegend, da ihnen von den vereinten Staaten unter billigen Bedingungen eine andere Landschaft angetragen wurde. Diese liegt zwischen den Flüssen Tombeckbee und Albama, deren letzterer in die Bai von Pensacola fällt. Der Boden daselbst, unter warmem, mildem Himmel, dem spanischen Florida benachbart, ist sehr fruchtbar, schon längst nicht mehr ganz Einöde, sondern hin und wieder von einzelnen Pflanzern angebaut.

Der Vertrag der Krieger mit den vereinten Staaten ist abgeschlossen. General Lefebvre Desnouettes war noch im Dezember 1818 beim Kongreß, um die Angelegenheiten und künftigen Verhältnisse der neuen Kolonie festzustellen, die den Staat Marengo bilden soll. Schon sind die Vertheilungen des Landes geschehen. Viele Franzosen aus verschiedenen Gegenden Nordamerika's ziehen sich dahin, besonders aus den Staaten Philadelphia und Neu-York. Sogar der Plan zur Hauptstadt Aigleville (Adlerstadt) am Albama-Ufer ist entworfen; jede Straße, jeder Platz darin führt den Namen einer der Gegenden, wo von den französischen Heeren einst Siege erfochten wurden.

Inhalt des dritten und vierten Heftes.

Von dieser Zeitschrift erscheinen monatlich zwei Hefte, jedes drei bis vier Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus vierundzwanzig Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preiß 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.



Jahrgang 1819.

Erstes und zweites März-Heft.

Nro. 5. und 6.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Darstellung gegenwärtiger Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball.

(Fortsetzung).

1. Das Heidenthum Sibiriens und der russischen Staaten. — Mangelhafte Bekehrungsanstalten. — Die Klosterschulen. — Die Missionen.

Der weitläufige Norden Asiens, dem russischen Zepter unterthan, ein Flächenraum von beinahe 280,000 Geviertmeilen, groß genug, daß man den ganzen Welttheil Europa, und wäre er um die Hälfte größer, hineinlegen könnte, ist noch heutiges Tages von vielen heidnischen Völkerschaften bewohnt, welche in ursprünglicher Wildheit leben. Dies ungeheuere Gebiet, von kaum neun Millionen Menschen bewohnt, liegt noch größtentheils als eine schauerliche Einöde da, voller unübersehbaren Steppen, deren Salzboden kein Baum verschönt, oder voller Moorgründe und endlosen Waldungen, in deren Inneres selten ein Sterblicher drang. Die todte Wildniß wächst mit jedem Schritte gegen den Polarkreis, wo das Erdreich alles Anbaus immer unfähiger wird, bis Thier und Mensch unter dem rauhen Himmel im stündlichen Kampf mit der Natur unterliegen. Es ist nichts Unbekanntes, daß die sibirischen Sommermonde zuweilen noch Schneeflocken herabschütten, und in den Wintern von Nertschinsk und Tobolsk das Quecksilber zur harten Masse erstarrt, die sich in Bleche verhämmern läßt.

Der größere Theil der Völkerschaften führt irres Nomadenleben, frei und roh, unter wandelbaren Zelten und Jurten, in Höhlen und Erdhütten, mit Räuberei, Viehzucht, Jagd und Fischerei beschäftigt. Manche, von den Sorgen um ihre Lebenserhaltung niedergedrückt, ohne Ahnung eines bessern Zustandes, brüten in dumpfer Gedankenarmuth über die Fristung ihres kläglichen Lebens hin, und wie das Thier, nur den ersten Naturtrieben folgend. Andere haben sich zu religiösen Vorstellungen aufgeschwungen, oder sie von ihren Altvordern ererbt; aber diese Vorstellungen sind dürftig und ungeschlacht, wie ihre Lebensweise, ein Heidenthum, welches die Mißgeburt des allerrohesten Verstandes heißen kann. Andere noch tragen wohl Zeichen des Christenthums und Namen von Getauften, ohne einen auch nur dunkeln Begriff vom Glauben der Christen zu kennen. Sie sind Heiden und den Göttern ihrer Alten treu, und werden es

lange noch sein. In spätern Zählungen fand man gegen eine Million der Fetischen- und Feuer-Anbeter; außerdem vom lamaischen Gottesdienst bei 300,000 Unterthanen, ungerechnet noch die Verehrer des Koran, deren bei drei Millionen dem russischen Zepter in Asien gehorchen.

Schon im vorigen Jahrhundert geschahen mannigfache Versuche, das Christenthum durch die Tatareien und die Einöden Sibiriens zu verbreiten. Aber die wenigsten zeigten löbliche Frucht; auch waren die wenigsten mit Klugheit und reinem Christensinn unternommen. Philophei, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts griechischer Erzbischof zu Tobolsk, sandte mehrere seiner Geistlichen zu den mongolischen Stämmen und deren Kutuchten, oder lamaischen Oberpiestern, doch ohne Erfolg. Er selbst begab sich endlich, frommen Eifers voll, im Jahr 1712 zu den Ostiaken, die in den Wildnissen am Obi von Jagd, Vogelfang und Fischerei leben. Er nahm mehrere Priester mit sich und russische Soldaten. Er drang in die Jurten der furchtsamen Leute; bestritt deren Schamanen oder Zauberer; verbrannte die Hausgötter, schlechtgeschnitzte, hölzerne Puppen mit Lappen behängt; schlug die heiligen Bäume um; verbot Vielweiberei und Genuß des Pferdefleisches; empfahl die Beobachtung der griechischen Fasten und das Tragen des Kreuzes, und taufte dabei fleißig. Oftmals ließ er ganze Haufen der Widerspenstigen durch seine Kriegsknechte ins Wasser treiben, wo sie dann die Taufe empfingen, gern oder ungern.

Ungefähr auf ähnliche Weise wurden von Andern in andern Gegenden Bekehrungsversuche gemacht, bei den weichlichen, trägen Buräten, die in ihren Filzhütten vom Jenisei bis zu den Grenzen China's den guten Geist Oktorgon Burchan, und den bösen Oködol, nebenbei Gestirne und Hausgötterchen verehren; bei den jagdliebenden Wogulen am nördlichen Uralgebirge, die zu jedem Weidmannsgeschäft eigene Gottheiten anrufen; bei den Tungusen, Wotjäken u. s. w. Daher wars gar nicht unglaublich, als der tobolskische Metropolit Theodor im Jahr 1721 mit Himmelsfreude die Taufe von mehr denn 40,000 Tataren, und ihre in kurzer Zeit vollendete Bekehrung meldete; oder wenn das Kollegium de propaganda fide dem heiligsten Synod zu Petersburg in einer Reihe von acht Jahren (von 1740 bis 1747) die Bekehrung von 295,679 Seelen unter den Wotjäken, Tschuwaschen, Tscheremissen und Mordwinen meldete. Rasch genug gings auch mit dem Taufen der Kalmuken durch den Eifer des astrakanischen Archimandriten Nikodemus Lenkeiawitz; besonders seitdem sich Mursa Tenischnow im Jahr 1732 und endlich sogar die kalmukische Khanin Dshan zu Moskwa im Jahr 1744 das Bad der Wiedergeburt hatte gefallen lassen, wofür sie auch von ihrer Pathin, der Kaiserin Elisabeth, reich beschenkt und in den Fürstenstand erhoben wurde.

Es ist wohl kaum nöthig, über den Geist der meisten jener russischen Apostel und ihrer Bekehrten, und über das Christenthum beider, eine Bemerkung zu machen. Die Reisen eines Gmelin, eines Pallas und späterer Männer geben uns von der finnischen, tatarischen und mongolischen Christenheit unfreudige Schilderungen. Wir erfahren, daß es meistens in größter Noth und Armuth lebende Horden sind, die sich in Hoffnung auf Gewinn taufen ließen; daß sie

durch die sogenannte Bekehrung um nichts christlicher geworden seien, als sie vorher gewesen waren (höchstens machten sie, um den Russen gefällig zu sein, ein paar griechische Kirchengebräuche mit, und feierten sie die Kirchenfeste redlich, weils dabei Bier oder Branntwein zu saufen geben muß). Die wohlhabendern Nationen hingegen, die heerdenreichern Tungusen, die Beltiren u. s. w. verharrten treulich bei ihren Landesgöttern und väterlichen Uebungen. Ja, die Auswanderungen vieler Kalmukken ins chinesische Gebiet sollen eine Folge des Unwillens dieser Mongolen gegen die russischen Priester und deren bewaffnete Diakonen gewesen sein, indem die lamaischen Geistlichen dem Volke den Bekehrungseifer der Russen folgendermaßen erklärten: „Der russische Gott will Geld, der russische Statthalter Brod, der russische Czar Rekruten; darum sollt ihr Christen werden und Ackerbau treiben, wie Gefangene."

Schonender und vorsichtiger ging man unter der Kaiserin Katharina II. zu Werk. Besonders zweckmäßig war die Anlegung von Pflanzschulen für tschuwaschische, tscheremissische, mordwinische, kalmukische und anderer tatarischen und mongolischen Stämme Knaben, die man unterrichtete, um sich ihrer nachher als Lehrer und Priester unter den Nomaden zu bedienen. Dergleichen wurden zu Irkutsk, bei Kasan und andern Orten begründet; auch die Jesuiten blieben nicht müssig, Bekehrer in die wüsten Steppen hinauszusenden.

Doch von den Aernten ihrer heiligen Saaten ist wenig namhaft geworden. Indessen darf man glauben, daß nicht alle Mühe eitel gewesen; wenigstens war sie Vorbereitung zum Bessern. Und wie darf man hoffen, sobald große Wirkungen sichtbar werden zu sehen vom Eifer einzelner Menschen, die sich in der Menge der verschiedenen Völkerschaften auf so ungeheuern Räumen wie unbeachtete Punkte verlieren? Unter Völkerschaften, die oft ganz zerstreut wohnen, oft ohne bleibende Stätte sind, und noch Mangel an der ersten, nöthigen Vorbildung ihres Geistes leiden! Immer stehen die religiösen Begriffe der Nationen im gleichen Verhältnisse mit ihren übrigen Begriffen. Daher findet man auch im Innern Asiens wohl noch Christen aus alter Zeit, wie die Awchasen, im russischen Georgien, oder bei den Lesgi, in deren Thälern und Bergen am Strom Koisu noch die unzweideutigen Ueberbleibsel der alten Avaren und Hunnen erblickt werden, welche ausser der gottesdienstlichen Sonntagsruhe und den langen Fasten der griechischen Kirche keine andere Uebungen des Christenthums kennen. Eben so werden muhamedanische Völkerschaften angetroffen, die außer dem Abscheu vor Schweinefleisch und starken Getränken, und außer der Beschneidung, wenig von Muhameds Glauben wissen. Auch jüdische Tataren werden z. B. im Khanat von Kuba gefunden, die von Moses Satzungen wenig behalten haben. Sie sind allzumal Heiden wie die übrigen, — wie die Mongolen in den Sandebenen Chilgontui's, in denen sich deren berühmtester Datsan oder Tempel erhebt, und welchen in den Tropfsteinhölen des hohen Uda-Gebirgs die Heimath aller guten und bösen Geister ist.

Es werden Jahrhunderte verstreichen, ehe alle jene uns Europäern zum Theil noch wenig bekannte Völker Nord- und Mittelasiens eine höhere Stufe öffentlicher Gesittung einnehmen. Die Natur ihrer Himmelsstriche selbst und die daraus entspringende Lebensart hindert sie daran.

Das Beste muß dazu vom europäischen Rußland aus gethan werden — aber auch dieses steht größtentheils noch weit hinter den übrigen Nationen unsers Welttheils zurück.

Daher verdiente Kaiser Alexander durch sein Bemühen um Verbesserung des Schulwesens den vorzüglichsten Ruhm von allen Freunden der Menschheit. Bekannt ist auch seine schöne Ukase in Betreff der geistlichen oder sogenannten Klosterschulen. Doch sind der letztern gegenwärtig kaum sechszig im ganzen Reiche, die allein einen Aufwand von 360,000 Rubeln erfordern, um sie aufrecht zu halten. Im Jahr 1814 befanden sich darin, und zwar in den sechsunddreißig hohern derselben, welche Seminarien heißen, und von den achtzehn niedern unterschieden werden, wo nur Unterricht im Christenthum, Rechnen und Schreiben ertheilt wird, zwanzigtausend Schüler mit zweihundert siebenundneunzig Lehrern. Auf den geistlichen Akademien zu Kioff, Moskwa, Alexandroff und Kasan zählte man zugleich viertausend Jünglinge mit fünfzig Lehrern.

Neben diesen Bemühungen erwarben sich die russischen Bibelgesellschaften durch Verbreitung der heiligen Schriften in russischer, armenischer, kalmukkischer, grusischer, persischer Sprache u. s. w. großes Verdienst; nicht minder auch die Missionen der erst im Jahre 1796 gestifteten Edinburger Missionsgesellschaft. Es ist merkwürdig, daß von Großbritannien aus, in unserm Zeitalter, wie vor Jahrhunderten im Mittelalter, abermals die meiste Belebung des Eifers zur Bekehrung des Heidenthums, zugleich auch die größte Zahl der Heidenbekehrer ausgeht. Denn dort bestehen gegenwärtig zwölf verschiedene, große, thätige Gesellschaften, das Christenthum in allen Welttheilen zu verbreiten.

Schon im Jahr 1803 reiseten zwei britische Prediger Heinrich Brunton und Alexander Paterson, begleitet von einem jungen Afrikaner, Namens Gillorum Harrison, nach Rußland, um das Christenthum in der Tatarei zu verbreiten. Sie empfingen freundliche Aufmunterung von der Regierung, begaben sich nach Astrakan, und von da nach Karaß, einem tatarischen Dorfe am Fuße des kaukasischen Gebirges, wenige Tagreisen von den persischen, bokharischen und türkischen Grenzen und fast in gleicher Entfernung vom kaspischen Meere und dem schwarzen gelegen. Hier siedelten sie sich in der Nähe der tatarischen Räuberschwärme an. Aber nur Brunton blieb allein da; ward indessen von fünf andern Briten, meistens von fremden Handwerksleuten, in seinem Werk unterstützt. Hier übersetzten sie das neue Testament ins Tatarische und druckten es selbst; kauften den Tataren gefangene Kinder ab, und unterrichteten diese in der tatarischen und englischen Sprache. Mehrmals aber mußten sie von Karaß hinwegflüchten, bald ins russische Kastell Konstantinsgorski, bald in die feste Stadt Georgiewsk, sechs deutsche Meilen von Karaß. Bald war es die Pest, die sie vertrieb; bald feindlicher Ueberfall der Tataren, gegen welche sie weder hinter den Wällen und Pfahlwerken ihrer Niederlassung, noch durch die ihnen ertheilte Schutzwacht russischer Kosaken gesichert waren. Immer aber kehrten sie unverdrossen dahin zurück, wo nebst ihnen noch etwa dreißig deutsche Familien und einige getaufte Tscherkessen und Tataren wohnten. Kaiser Alexander sicherte

ihnen Allen, wenige Tage nach der Leipziger Schlacht, durch eine Ukase an den Oberbefehlshaber in Georgien, stärkern Schutz für die Zukunft zu. Auch geschah in Folge seines Wunsches, daß zween der hiesigen Missionarien, John Mitchel und Karl Fraser, im Brachmond 1814 nach Orenburg reiseten, um dort am Ural eine neue Niederlassung zur Bekehrung der nomadischen Tataren und Muhamedaner zu gründen.

Alle diese und andere Arbeiten zur Versittlichung und Verchristlichung des russischen Asiens schreiten nur langsam, und in ewigem Kampfe mit den Hindernissen fort, welche die Natur der Himmelsstriche und Völkerschaften erzeugen. Selbst die alten Stiftungen der Brüdergemeinde an der Sarpa, wo sie im Jahre 1765 Sarepta anlegten, wirken minder fruchtbar auf die Umgebungen, als man Anfangs erwartet hatte. Die dahin gezogenen Europäer werden, besiegt vom Klima, zuletzt den Asiaten ähnlicher, als die Asiaten den Europäern in Sitte und Art. Sarepta's Brand im Jahr 1812 erschütterte dabei den schön begonnenen Wohlstand der Kolonie nicht wenig.

Man fing schon an die Möglichkeit zu bezweifeln, jemals die kalmukkischen Horden für das Evangelium zu gewinnen. Die Brüdergemeinde zu Astrachan, welche auch eine eigene Schule für Kalmukkenkinder hielt, gab jedoch den frommen Muth nicht auf. Noch im Frühling 1815 gingen zwei Missionarien aus Sarepta, Gottfried Schill und Christian Hübner, von neuem in die Steppen der Kalmukken.

Astrachan, die ansehnliche Stadt auf einer Insel an den Mündungen der Wolga gelegen, mit 70,000 Einwohnern, ward von der mährischen Brüdergemeinde wegen der eigenthümlichen Lage zu einem Mittelpunkt ihrer Missionen erwählt. Denn leichter von hier aus, als anderswo, läßt sich auf Sibirien, die Tatarei, Persien und die Türkei wirken, von welchen Ländern beständig Reisende aller Art gen Astrachan kommen. Bisher ward jedoch wenig geleistet. Die Edinburger Missionsgesellschaft sandte noch im Jahr 1815 zwei ihrer rüstigsten Genossen hieher, das Bekehrungswerk zu erneuern. Die Wildheit des Himmelsstriches, die Rohheit der Völkerschaften, ihr zerstreutes und nomadisches Wohnen, waren die bleibenden Hindernisse am Gedeihn aller menschenfreundlichen Unternehmungen.

Fast dasselbe läßt sich von jenen zahlreichen Pflanzstätten der Europäer längs den Ufern der Kuma und ihren Nebenströmen im kaukasischen Lande sagen, welche seit dem Jahre 1781 von ausgewanderten Deutschen, Franzosen, Niederländern und Schweizern angelegt wurden. Man nennt solcher Pflanzstätten gegenwärtig dreiundfünfzig. Und über hundert derselben liegen, eben so von Europäern bevölkert, in den Ebenen längs der Wolga. Die letztern wurden nach dem siebenjährigen Kriege gestiftet, und haben sich seitdem, rücksichtlich ihrer Bevölkerung, unglaublich vermehrt, wie ungünstig auch Land und Himmel sind. Denn in diesen öden Ebenen, wo weit umher kein Wäldchen sichtbar ist, kein Berg, kein Hügel; wo man den Kuh- und Pferdemist zu Brenntorfen backen muß, um Feuerung zu haben; wo die wenigen Obstbäume, welche hieher verpflanzt wurden, jeden Winter erfrieren, während die Hitze des Sommers oft

erstickend ist: in diesen Gegenden wohnen demungeachtet bei fünftausend Familien von europäischen Eingewanderten oder Nachkommen derselben, die alle ihr Leben zwar durch das, was sie pflanzen, fristen können, aber auch ohne Aussicht auf höhern Wohlstand bleiben.

Seit dem Jahre 1816 ward Irkutzk im Innern Sibiriens ein neuer Punkt der Missionsanstalten der Briten. Diese Stadt ist als der Stapelort des Handels zwischen Rußland und China anzusehen, und noch größtentheils von Anhängern des lamaischen Glaubens bewohnt. Doch leben dort auch griechische Christen und viele Muhamedaner. Von den benachbarten Völkerstämmen sind die Buräten, mongolischer Abkunft, in ihrer Sprache den Kalmukken ähnelnd, am bedeutendsten; vielleicht mehr noch die Mantschutataren, welche aber unter chinesischer, nicht russischer Hoheit stehen.

Die Kultur des russischen Asiens ist allerdings nur möglich, wenn sie durch den Fleiß europäischer Hände begonnen wird. So lange aber der wildfahrende Geist der ursprünglichen Einwohner nicht durch Unterricht in Schulen entwildert, durch das Christenthum geadelter wird, ist an keine innige Vermischung der Ansiedler und der Barbaren zu denken. Beide werden, immerdar voneinander geschieden, in einer Art feindseligen Verhältnisses stehen, wie die europäischen Kolonien zu den Stämmen der freien Wilden in Amerika. Verschiedenheit religiöser Ansichten unter Völkern erschwert die Auflösung derselben in einander mehr, als Verschiedenheit der Sprachen. Denn man vertauscht leichter eine Sprache, als eine Ueberzeugung oder einen gemüthlichen Zustand gegen andere.

Die Versittlichung der asiatischen Nationen, welche dem Zepter Rußlands gehorchen, wird auch leichter in den mildern Gegenden begonnen und bewerkstelligt werden, als in den rauhern, nördlichern, wo der Mensch, mit der Sorge um die ersten Lebensbedürfnisse belastet, kaum Muße oder Lust für edlere Beschäftigung des Gedankens behält; wo die Armuth der Natur ihn zwingt, in weiten Länderstrecken einsam zu bleiben, und eine Lebensart zu wählen, die durch ihre Einfalt oder Wildheit, wie Jagd, Fischerei, nomadisches Hirtenthum oder Räuberschaft, im vollsten Gegensatze mit höherer bürgerlicher Veredlung steht; wo der Mangel an Mannigfaltigkeit des Genusses und Erwerbes einen Mangel von mannigfaltigen Begriffen und Vorstellungen zur Folge hat, und eine gewisse Starrheit und Sprödigkeit die Gedankenwelt durchdringt, wie die winterliche Natur sie den weiten Einöden gibt, in welchen noch unverwesét die Hörner und Gerippe einer untergegangenen thierischen Riesenwelt, der Mammuthe und Rhinozerosse, gefunden werden, oder die ellenlangen Krallen jenes Riesenvogels, der an den fabelhaften Vogel Kaff mahnt.

---

4. Versuche der Jesuiten und Kapuziner in Tibet. — Aehnlichkeit des lamaischen Kirchenwesens mit dem katholischen und griechischen.

Wie man sich gemäßigtern Himmelsstrichen nähert, wird der Mensch für erhabenere Vorstellungen und zartere Gefühle empfänglicher; zum gewerbigen, ruhigen, freundlich-geselligen

Leben geneigter. So erblickt man ihn selbst in den rauhen Thälern des tibetischen Hochlandes, wo eine Milde der Sitten, eine gesellschaftliche Anmuth, eine Mannigfaltigkeit der Beschäftigungsarten gefunden wird, welche an europäische Bildung erinnert.

Ungeachtet der Aufmerksamkeit neuerer Reisenden, eines Turner, Crawfurd u. a. m. ist uns das weitläufige und wundervolle Tibet, diese asiatische Schweiz, noch sehr unbekannt. In diesem Gebirgslabyrinth, dessen Gipfel vom ewigen Schnee und Eise glänzen, während Weintrauben, Mandeln und Pfirsiche in den wärmern Thälern gedeihen, vermälten sich die feindseligen Naturen des asiatischen Nordens und Südens. Hier wandern Zobel und Bären in den hohen Einöden, und Löwen und Affen in den Waldungen tieferer Gelände. Viele Pflanzen, viele Thierarten sind nur dieser Weltgegend allein eigenthümlich, wie der Riesenhund oder jene Ziege, deren feinere Wolle den Stoff der vielgesuchten Shawls gibt. Die höchsten Firsten der tibetischen Alpen übertreffen weit die Höhe des europäischen Montblanc, und vom Felsenhorn des kahlen Schumulari wird gesagt, daß dasselbe sogar den Gipfel des amerikanischen Chimborasso übersteige. Ackerbau und Viehzucht nebst Bergbau beschäftigt die Mehrheit des Volks, dem es auch nicht an nöthigen Künstlern und Handwerkern mangelt. Es hat niedere und hohe Schulen und Schriftsprachen, deren eine für das bürgerliche Leben, die andere für geistliche Gegenstände gilt.

In Bürgerliches und Geistliches ist hier Alles getheilt; das ganze Volk, männlichen und weiblichen Geschlechts. Ein Theil der Nation treibt den irdischen, der andere den himmlischen Verkehr; jener arbeitet für diesen, dieser fastet und betet für jenen. Hier ist der Hauptsitz, der Mittelpunkt jener lamaischen Religion, welche sich von den Ufern der Wolga bis Japan und den Schneebergen Korea's ausgebreitet hat, und neben der muhamedanischen und christlichen die ausgedehnteste unter den Völkern der Erde ist.

Für den Weltweisen, welcher die verschiedenen Gestaltungen der Glaubensarten unter den Bewohnern des Erdballs betrachtet, wird eine Religion eben durch ihre große Verbreitung schon wichtiger und bedeutsamer. Die lamaische ist aber für uns weniger merkwürdig durch den Inhalt ihres Glaubens, als durch ihre Kirchlichkeit. Denn jenem liegt die orientalische Ur-Idee zum Grunde von einem höchsten Wesen Burchan, einfach oder in geheimnißvoller Dreiheit dargestellt; waltend über die von ihm ausgegangene Geisterwelt; widerspenstig begegnet von einem Ur-Bösen; menschlich geworden, um sich den Sterblichen zu offenbaren, durch eine von ihm ausgeflossene Kraft — Gottes-Wort, Gottes-Licht, Gottes-Sohn, Japans Arnida Buth und Schaka, China's Fohi, Hindostans Budda, der Birmanen Gaudma u. s. w. — Der Gottessohn der Tibeter heißt Mahamuny, auch Schaka, geboren von einer Jungfrau im Lande Kaschemir, und ist nach tibetischer Zeitrechnung um tausend Jahre früher in die Welt getreten, als Jesus Christus. Er ist ihnen der vorzüglichste Gegenstand kirchlicher Verehrung. Ungefähr denselben Grundgedanken findet man in den meisten Religionen des wärmern Asiens;

so wie in den meisten derselben einen vermenschlichten Gott, Gottmensch, Halbgott, wunderthätigen Propheten u. s. w. welcher das Heiligste geoffenbart hat.

Aber wie gesagt, für uns ist hier noch merkwürdiger das Kirchliche der Tibeter, als ihr innerer Glaube. Denn es scheint, die orientalische religiöse Ur-Idee habe bei ihnen das Gewand von der christlichen Kirche entlehnt. Wenn auch ihre Lehre von Gott und dessen Gesandten, vom Teufel und der Hölle, von der Dreieinigkeit und dergleichen nicht auffallend wäre, muß es desto mehr ihr Glaube an ein Fegefeuer, ihr Gebet für die Seele der Verstorbenen, ihr Gebrauch des Rosenkranzes, des Weihwassers, der letzten Oelung und manches andere sein, was an die Lehren und Uebungen der griechischen und katholischen Kirchen erinnert. Wie bei den Katholiken, ist bei den Tibetern alles Laie, oder Priester. Die letztern unterscheiden sich durch ihre Tracht von den Laien. Sie haben in allen Thälern und Höhen Mönchs- und Nonnenklöster. Schon achtjährige Knaben werden in dieselben aufgenommen und heißen während ihres Noviziates Tuppa's; im fünfzehnten Jahre werden sie Tobba's, und nach dem zwanzigsten Jahre vollkommene Mönche oder Gylongs, die unter strengen Regeln, mit unverbrüchlichen Gelübden der Enthaltsamkeit und Keuschheit, ihre Tage den Uebungen der Andacht weihen. Die Klöster der Gylongs haben ihre Lama's oder Aebte, und von denselben steigt die hierarchische Verkettung aufwarts bis zu den hohen Kutuchten, oder tibetischen Kardinälen. Das Haupt Aller in geistlicher und weltlicher Hinsicht, der Stellvertreter Gottes auf Erden, der heilige Vater und oberste Hohepriester, ist der Dalai-Lama oder Tischulama.

Die tibetische Hierarchie ist, wo möglich, noch vollkommener oder folgerechter, als die der katholischen Kirche bei den europäischen Christen. Zwar die tibetischen Kardinäle wählen ebenfalls nach dem Tode eines Hohenpriesters, oder göttlichen Stellvertreters, einen neuen, aber immer ein, in der Todesstunde, oder doch am Todestage des Verstorbenen, neugeborenes Kind, in welches, nach ihrer Lehre, sich der Geist des Verstorbenen neu verkörpert hat. So ist demnach der Stifter der lamaischen Religion, der Stellvertreter des höchsten Wesens auf Erden, noch immer derselbe, wie er ehmals gewesen; nur öfters verjüngt. Seine Seele ändert nie, sondern bleibt auf Erden, ewig, unbefleckt, herrlich, nur die irdische Hülle ändernd, daher er der heilige, und auch der ewige Vater aller Gläubigen, d. i. Lama Kacku, genannt.

Es hat inzwischen in der lamaischen Religion so wenig, als in der christlichen, an Sekten gefehlt; eben so wenig an Glaubenskriegen. Doch ist das tibetische Alterthum noch mit zu tiefer Dunkelheit verdeckt. Vielleicht erfahren wir einst aus ihren heiligen geheimen Schriften mehr. Die Sekte der Schemmers, welche sich durch rothe Spitzkappen äusserlich kenntlich macht, soll einst die herrschendere gewesen, nachher die gelbkappige Gyllukpa-Sekte mächtiger geworden sein. Die Schemmers herrschen noch gegenwärtig im südlichen Theil des Hochlandes, in Butan, unter drei hohen Lama's. Die Gyllukpa's sind die herrscheuden im nördlichen oder eigentlichen Tibet, ebenfalls drei hohe Lama's an ihrer Spitze habend, den Dalai-Lama

zu Lassa und Putala; den Tischulama zu Tischulumba, und den Fernautlama zu Khorka.

Das Leben des tibetischen Volks ist ernst, fromm; seine Sitte sanft und ziemlich naturgemäß; meistens naturgemäßer, als die der verfeinerten Europäer. Wenn ein Frauenzimmer dort, indem es sich verheiratbet, zugleich das Weib aller Brüder ihres Mannes wird, vergesse man nicht, daß diese eigenthümliche Sitte, selbst den jüdischen Patriarchen einst nicht ganz fremd, besondere Veranlassung im Alterthum gehabt haben möge, nicht Folge der Ausschweifungen, sondern der Gesetze sei; — wenn die Klöster der Mönche, wie der Nonnen, im tibetischen Gebirg zu häufig, und jedes einzelne zu stark bevölkert gefunden wird (z. B. zählte Turner bloß im Kloster von Tischulumbu 3700 Gylongs zur Verrichtung des täglichen Gottesdienstes), so erinnere man sich an Rom, an Spanien unserer Tage, und an den Zustand des katholischen Deutschlands oder Frankreichs vor dreißig und vierzig Jahren. Wenn die Tibeter außer Gott, den sie anbeten, noch, wie einen Halbgott, ihren Papst oder Großlama, und eine ganze Stufenfolge von untern Geistern verehren: so urtheile man schonend in der Erinnerung, daß die höhern Wesen, denen sie, als dem Höchsten näher, Verehrung weihen, die Stelle der Heiligen Gottes einnehmen, welchen man bei uns Altäre baut.

Ein Volk mit schon so fest geordneten religiösen Uebungen zum Christenthum zu bereden, war ein um so mißlicheres Unternehmen, je verwandter alle diese Uebungen und kirchlichen Lehren den katholischen waren, und je enger die Staatsverfassung mit der Kirchenverfassung verbunden war. Katholische Missionarien in Tibet mußten ungefähr daselbst eine eben so unwillkommene, oder fruchtlose Erscheinung werden, als wenn eine Schaar tibetischer Gylongs oder protestantischer Prediger nach Rom gekommen wäre, das Bekehrungswerk der Katholiken am Fuße des Vatikans anzuheben.

Demungeachtet ließen sich die Jesuiten und nach ihnen die Kapuziner nicht abhalten, hieher zu gehen, um als Lama-Gokhars, oder europäische Geistliche, den Gekreuzigten zu verkündigen. Schon ums Jahr 1624 predigte hier der Jesuit Antonio Andrada, und andere seines Ordens folgten ihm. Allein sie erreichten den Zweck schlecht; oder vielleicht verfolgten sie ihn nur mit halbem Ernste. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie vorzüglich durch Anknüpfung von Handelsgeschäften Vortheil zu machen suchten. Daher wurden sie der Regierung verdächtig, und von derselben als Einschwärzer verbotener Waaren fortgewiesen. Im Jahr 1707 kamen einige Kapuziner nach Lassa. Der Dalai-Lama, ohne Argwohn, ertheilte ihnen gastfreundliche Erlaubniß zur Niederlassung in seinem Reiche, doch in seinem darüber ausgestellten Befehl schloß er ausdrücklich die handeltreibenden Geistlichen der Europäer vom Genusse dieser Gnade aus; bewilligte den Kapuzinern die Ansiedlung zu Lassa, so lange sie sich den Staatsgesetzen gemäß betragen würden, und gebot, sie freundlich zu behandeln. Von der Predigt einer neuen Religion ist in der Urkunde des Dalai-Lama keine Rede. Natürlich hüteten sich die ehrwürdigen Väter weislich, davon etwas ahnen zu lassen.

Franz Horaz della Penna di Billi stand an ihrer Spitze. Sie beschäftigten sich zuerst mit Erlernung der Landessprache; sandten das tibetische Alphabet nach Rom, wo danach Schrift gegossen, dann eine vollständige Druckerei, begleitet von zwölf Kapuzinern, gen Lassa geschickt wurde. Denn die tibetische Druckerei durch Einschneidung der Buchstaben in hölzerne Tafeln ging zu langsam.

Wirklich behaupteten sich die Kapuziner in ihrem Hospitium zu Lassa während des ganzen Jahrhunderts; legten auch zu Takpodschini, in der Landschaft Takpo oder Butan, ein anderes an, und zeigten, zu ihrer Erhaltung, während der Stürme bürgerlicher und kirchlicher Kriege viele Klugheit. Aber seit langer Zeit ward nichts mehr von ihnen vernommen; noch weniger, oder vielmehr noch nie etwas von den Wirkungen ihrer Sendung zur Verbreitung des Christenthums.

In Ländern, deren Bewohner schon gewisse Stufen der Ausbildung erreicht haben, und die jeden dahin kommenden Fremdling als einen Mindergebildeten ansehen müssen, weil er weder der Landessprache mächtig genug ist, den Reichthum seiner Begriffe zu entfalten, noch Kenntnisse genug besitzt, um die Ideenwelt der Eingebornen ganz zu überschauen, ist das christliche Bekehrer-Amt ungleich schwerer, als unter Halbwilden, wo der Europäer schon durch Ueberlegenheit der Einsichten Ehrfurcht, Bewunderung und Zuversicht erwecken kann. Aber auch die geistvollsten der Apostel, welche von Europa dahin gesandt werden könnten, würden die Aufgabe noch schwierig finden. Denn nachdem sie die vollste Kenntniß der Sprachen, Verfassungen und Sitten erworben haben, werden sie auf ein Heer von Vorurtheilen stoßen, welches bei Völkern von einer gewissen Bildung allezeit größer ist, als bei ungebildeten, und um so fester steht, je ehrwürdiger es durch sein Alterthum, oder weil es zum Theil der Schutz der bestehenden Verfassungen geworden ist. — Auch die europäischen Völker sind auf ihrer Gesittungsstufe reich an solchen ehrwürdig gewordenen Vorurtheilen, und keinem Missionär des gesunden Menschenverstandes wäre zu rathen, das Bekehrer-Geschäft bei uns zu versuchen.

---

5. Die Religionen in Japan. Strenge gegen die Christen.

Man kann sich daraus erklären, warum die Sendungen christlicher Glaubensboten nach hundertjährigen Bemühungen nicht nur in Tibet, sondern auch in Japan und China keineswegs so glücklich waren, wie bei unwissendern und wildern Nationen.

Den Bemühungen der römischen Kirche war es zwar schon im siebenzehnten Jahrhundert gelungen, Missionsanstalten in Japan zu gründen; doch von keiner langen Dauer. Sie wurden schnell, als Feinde der öffentlichen Ordnung und des bestehenden alleinwahren Glaubens, zerstört. Das japanische Reich, mit all seinen Bedürfnissen, Mitteln und Zwecken gewissermaßen auf sich allein beschränkt, und in sich selbst abgeschlossen, hat in vielen Dingen eine Vollendung bürgerlicher Einrichtungen, die den europäischen ähnlich sind, sie wohl oft übertreffen mögen. Es hat zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt scharfe Grenzen gezogen.

An der Spitze beider Art Verwaltungen stehen besondere Fürsten, die man bei uns etwa Kaiser und Papst heißen würde. Ihren beiden Häusern ist Erbfolge zugesichert. Nicht minder streng, wie die bürgerliche, ist die kirchliche Ordnung der Japaner geregelt, und all die rohen Albernheiten, welche ehmals, aus Unwissenheit und Mißverständniß der Missionarien, darüber mitgetheilt wurden, verdienen kaum der Widerlegung. Wir wissen durch Kämpfer, daß hier der uralte religiöse Gedanke herrscht, welcher die Grundlage der Religionen am Indus und Ganges, im tibetischen Gebirg und durch ganz Hinter-Indien ist. Es ist möglich, daß die Ur-Religion des Landes armseliges Schamanenthum ist, vom großen Haufen geliebt; erhabener sind gewiß die von China stammenden religiösen Vorstellungen, und bekannt ist, daß die japanische Sekte der Siutto's frei von allem Götzendienst, oder aller Bilderverehrung, einen mit den ewigen Wahrheiten der Vernunft zusammenstimmenden Glauben bekennen, der auch der Achtung erleuchteterer Männer würdig ist. Daß die japanischen Priester Geld und gute Tage mehr, als die Gemüthsheiligung und Versittlichung des Volks suchen; daß der japanische Aberglaube mit großer Andacht zu geweihten Orten wallfahrtet; daß daselbst zahlreiche Klöster mit strengen Uebungen bestehen — diese und manche ähnliche Vorwürfe stehen nicht immer Europäern zu, den Bewohnern des äußersten Asiens zu machen.

Seit Vertreibung der christlichen Glaubensboten in der andern Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, entschloß sich zuerst der fromm-eifrige Abt Guibotti im Jahr 1715 wieder, den Versuch zu erneuern, in Japan das Christenthum zu verkünden. Er hielt sich für das von Gott auserkohrne Werkzeug. — Männer, welche nicht solche Ueberzeugung in ihrer Brust tragen, müssen Verzicht darauf thun, große und gefahrvolle Unternehmungen zum Besten der Menschheit zu beginnen. Sein Schicksal aber ist dunkel geblieben. Jesuiten und Dominikaner folgten ihm. Auch sie richteten wenig aus. Unter welchen Vorwänden und unter welchen Verkleidungen sie auch von China oder Kamschatka dahin gelangten, wurden sie doch immer mit scharfem Blick beobachtet, und die Hinrichtung eines ihrer Glieder, des Dominikaners Guido de Angelicis im Jahr 1748 bewies, wie verhaßt jeder blieb, welcher als Christ verrathen wurde. Man weiß aus Krusensterns letztem Besuch der japanischen Küsten, wie schwer, ja fast unmöglich es ist, daß Europäer ins Innere des Landes dringen, oder daselbst unbewacht thätig sein können. Ja, selbst nur auf das Christenthum Bezug habende Schriften in Japan anzubringen, ist fast unmöglich. Denn jeder Fremde, sobald er japanischen Boden betritt, wird aufs strengste untersucht, was er von Schriften hat, genau durchlesen. Ist darin nur die mindeste Anspielung auf Christenthum, wird er, bestehenden Gesetzen zufolge, aus dem Lande verbannt. Beamte der Regierungen stellen oft Hausuntersuchungen an. Fänden sie auch nur ein Stückchen Papier, auf dem des Christenthums gedacht, oder ein Kreuz stände, wird das Haus geschleift, und wer es bewohnt, zum Tode verdammt. So berichten die in Batavia wohnenden Japaner. Daher ist kaum zu glauben, daß die christliche Religion dort so lebhafte Fortschritte mache, und der

Kaiser selbst ihr beizutreten geneigt sei, wie jüngst römische Missionarien, allzuvoreilig oder großsprecherisch, über China her nach Europa berichten wollten.

---

6. Zustand der christlichen Gemeinden im chinesischen Reiche. — Zwietracht der Missionarien.

Bessere Hoffnungen leuchten von China her. Der Bildungsstand der Bewohner dieses unermeßlichen Reiches ist allzumannigfaltig, um nicht einen lichtvollern Glauben zu begünstigen, der unter den ewigen bürgerlichen und religiösen Gährungen des Volks hin und wieder schon tiefe Wurzeln geschlagen hat. Wie bindend und lähmend auch das strenge Zeremoniel des Umgangs in den gesellschaftlichen Verhältnissen der Chinesen, und wie durchgreifend auch der Despotismus vom Throne herab geübt werden mag: das Reich ist zu ungeheuer in seinem Umfang, die Bevölkerung von etwa hundert und fünfzig Millionen Menschen (nach Barrow und Macartneys jüngsten Angaben 333 Millionen) zu groß, die Einwohnerschaft aus zu verschiedenen Nationen, Chinesen, Mongolen, Tataren, indischen Lolos, wilden Miaosen in den Gebirgen u. s. w. zusammengesetzt, als daß Alles vom Geist und Willen eines Einzigen, des Kaisers oder seines Hofes, durchdrungen und zusammengehalten werden könnte. Oder welche Macht bände und zwänge auf lange Zeit den Geist des gesammten Europa's, wenn dieser Welttheil mit allen seinen Bewohnern, das heißt mit etwa hundert und achtzig Millionen Seelen, in die Hand eines einigen Gebieters hingegeben wäre? Und nicht geringer ist die Größe und Volksmenge des chinesischen Reichs.

Durch die Mannigfaltigkeit hier herrschender oder geduldeter Religionen wird unvermerkt die Gährung der Ideen mächtiger befördert. Denn außer des erhabenen Confutse Glauben an den einzigen Gott, und außer den chinesischen Herrenhutern, genannt Lao-Kiuns, haben hier die Bekenner des lamaischen Glaubens, die Bonzen und Verehrer Fo's, die Muhamedaner, die schon in den ersten Jahrhunderten nach Jerusalems Zerstörung eingewanderten Juden, gemeine Heiden und Gestirnanbeter, selbst Jukiao's, oder Leute ohne einen Gottesglauben, die sich mit bloßen Tugendlehren beruhigen, ihr Wesen. Religiöse Schwärmerei ist dabei nichts Seltenes. Durch sie ward selbst noch im Jahr 1815 der Kaiser Vantadschin des Thrones beraubt.

Die meisten bürgerlichen Unruhen, welche seit einigen Jahrzehenden China bewegen und erschüttern, haben religiöse Beweggründe oder Vorwände. Ungerechnet den Aufruhr gegen das Herrscherhaus vom Stamme der Mantschutataren (vielleicht durch Nachkömmlinge des im siebenzehnten Jahrhundert gestürzten Geschlechtes der Mings gestiftet) bereiten sich in allen Gegenden andere vor, oder sind schon ausgebrochen. Zum Theil abgefallen sind schon die Inseln Formosa und Haynan, Küstengegenden Tunkins und Kochinchina's. Im Norden des Reichs thun sich die Pelin-Kin, d. i. Feinde fremder Religionen auf; im Westen und Süden die rasenden Kedufi's (religiöse Meuchelmörder), wie die Regierung sie heißt; Menschen, die wie einst in Deutschlands Bauerkriegen, mit dem Schwert in der Faust Thian-Thee-Ohé, das heißt

„Himmel und Erde eins!“ brüderliche Gleichheit aller Menschen, Gemeinschaft aller Güter predigen, und neun Provinzen des Reichs schon im Jahr 1804 mit ihren Verwirrungen erfüllt hatten. In andern Gegenden treibt die Gesellschaft der drei Mächte: „Himmel, Erde und Mensch“, ihr meuterisches Wesen, in welchem sie, unter Vorwand, Beschirmer der Unschuld, Rächer der Ungerechtigkeit zu sein, selbst obrigkeitliche Personen mordet.

Wenn die christliche Religion bei den Chinesen, wo sie schon seit einigen Jahrhunderten gelehrt ward, nicht größere Fortschritte gemacht hat, lag wohl die größere Schuld am Benehmen der Missionarien, oder am Geist nicht der christlichen, sondern der Religion, die sie da predigten. Schon in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts führte Franz Xaver, der Apostel Hindostans, die Jünger Loyola's dahin, unter welchen sich besonders Matthäus Ricci durch seine und seiner Gefährten mathematische Kenntnisse die Huld des damaligen Kaisers am glücklichsten sicherte, so, daß den Christen freier Gottesdienst gestattet wurde. Bald nachher, im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, traten zu den Jesuiten auch Dominikaner, Franziskaner und Kapuziner an das Bekehrungswerk.

Allein man weiß, wie nun die Genossen der verschiedenen christlichen Mönchsorden ihre Feindschaft und Eifersucht aus Europa auf chinesischen Boden verpflanzten, und dadurch sich gegenseitig und der heiligen Sache schadeten, die sie Alle wollten. Weil die klügern Jesuiten kein Bedenken trugen, den wahren Gott Tien und Changti zu nennen, und den Bekennern Christi gestatteten, den weisen Confutse, gleichwie andere Chinesen thaten, zu verehren, eiferten Dominikaner und Franziskaner gegen sie, als Religionsverfälscher. Der Streit ward viele Jahre vor dem päpstlichen Stuhl zu Rom mit Bitterkeit geführt; mehr als ein Legat ging zur Prüfung des Geschäftes nach China. Was die Jünger Ignazens aber gegen ihre Widersacher nicht in Rom vermochten, bewirkten sie durch ihren Einfluß am chinesischen Hofe. Der päpstliche Legat a Latere, Karl Thomas von Tournon, mußte vierjährige Gefangenschaft im Hause des Bischofs von Makao, eines Jesuiten, ausstehen. Selbst die furchtbare Bulle des Papstes Klemens XI: Ex illa die (vom 19. März 1715) blieb gegen die Hoheit der chinesischen Jesuiten ohnmächtig, und Mezzabarba, der neue Gesandte des Papstes an den Kaiser, mußte froh sein, daß sich Kam-Hi, der Kaiser, nur über den Papst, dessen Bulle und Glauben zu belustigen geruhte und meinte, die Bulle gehe bloß die gemeinen Europäer an, nicht die große und ehrwürdige Lehre der Chinesen.

Auch als nach des duldsamen Kam-Hi Tode das Verbreiten des Christenthums untersagt, das Bekenntniß verfolgt ward, hörte der Zwist der Mönchsorden weder in Kerkern noch Verbannungsörtern auf; und unter des weisen Herrschers Kien-Long milderm Zepter (1735) gewann das theologische Unwesen nur neuen Spielraum. Dieser hundertjährige Zank wegen chinesischer Gebräuche und Namen trug nicht wenig dazu bei, die Missionarien verächtlich oder verhaßt zu machen. Daher auch späterhin ihre und aller Christen neue Verfolgungen in China

zum Theil als Früchte dieser Zwietracht und gegenseitigen Verklagung bei den Mandarinen und vor dem Thron angesehen werden konnten.

Das Christenthum ist bei dem Allen in China's Landschaften weit verbreitet worden; unter allen Mißhandlungen kräftig blühend geblieben. Bei Kam-Hi's Tode (1779) hatten die Jesuiten (denn die wider sie geschleuderte Vernichtungsbulle Ganganelli's ließ sie in China unvernichtet) in der Hauptstadt Peking selbst dreißig Missionarien und man zählte daselbst in vier christlichen Kirchen jährlich an Kindern dreihundert, an Erwachsenen viertausend, die getauft wurden. In den Provinzen Kiankien, Koeitscheu, Yunnan und Suntschen zählte man große christliche Gemeinden, Klöster, Kirchen und andere fromme Stiftungen. Der Bischof von Cartoria zählte noch unlängst in der Provinz Fokien der in einem Jahre getauften Erwachsenen 1677 Personen, und der getauften Kinder 10,384.

Inzwischen haben die meisten dieser und anderer Nachrichten viel Unzuverlässiges, weil man seit einem Jahrhundert gewohnt ist, von den Missionarien nur allzuprahlerische Berichte zu empfangen. Unbekannter noch, als die wahre Anzahl der Jesusbekenner in China, ist der Geist derselben in religiöser Hinsicht geblieben. Wie er aber auch beschaffen sein möge, achtungswürdig muß er in jedem Falle sein, da er, unter wiederholten Verfolgungen, oft zum bewundernswürdigsten Muth und Märtyrerthum begeistern konnte. Denn Tausende starben freudig den Bekennertod; Tausende opferten mit gläubiger Treue irdisches Vermögen, Vaterland und Lebensglück auf. Solche Opfer werden nur für heilige Ueberzeugungen gebracht, die das Gemüth mit göttlichem Feuer entzünden.

Die Maasregeln der Regierung, durch Verbannung, Kerker und Todesstrafen gewisse höhere Ueberzeugungen auszurotten, werden schwerlich ihren Zweck erreichen, sondern vielmehr denselben vernichten. Gefährlicher ist die Waffe des Spottes, wenn sie gewandt gebraucht wird. Auch das geschah in China, und sogar durch die Regierung. Die katholischen Missionäre gaben dazu mit manchen ihrer Heiligengeschichten leider Stoffs genug; und die Wunderthaten, welche von der heiligen Ursula erzählt wurden, mußten dem gesunden Menschenverstande der Chinesen, als Probe europäischer Albernheit, selbst in kaiserlichen Edikten dienen.

Der kaiserliche Befehl gegen die Christen, welcher unterm 30. Jänner 1815 gegeben wurde, besteht noch gegenwärtig in Kraft. „Wie dürfen die Europäer sich unterfangen (heißt es unter anderm darin), das Volk unsers Reichs mit ihrem Geschwätz zu verwirren? Ohne unsere Erlaubniß führen sie Priester und andere Beauftragte herbei, welche ihre Lehre in allen Provinzen verbreiten, unserm ausdrücklichen Gesetze zuwider. Von jetzt an soll es also gehalten werden: Der Anführer einer solchen Bande von Verführern wird hingerichtet; wer die Religion der Europäer ausbreitet, ohne öffentliches Aergerniß zu geben, wird ins Gefängniß gelegt; wer jene Religion annimmt, soll, wenn er sich nicht bekehren will, nach He-Lan-Keang verbannt werden. Tataren verlieren in diesem Fall ihren Sold. Die Europäer, welche gegenwärtig zu Peking wohnen, Mathematiker sind, und keinen andern Beruf treiben, dürfen ihr Geschäft

fortsetzen. Alle übrigen werden nach Kantong geschickt, wo sie mit erster Gelegenheit nach Europa zu senden sind."

Man ersieht aus diesem Befehl, daß die Hauptrichtung desselben gegen die Missionarien aus Europa ging. Der Klugheit der Statthalter in den Provinzen ward damit, rücksichtlich der Eingeborenen, zur Schonung und Strenge Spielraum genug gelassen. Daher konnte im Reiche sehr ungleiche Vollstreckung des Befehls statt finden.

In der Provinz Si-Tschuen ist der Hauptsitz der französischen Mission, zu der ungefähr sechszigtausend Christen gehören. Das Haupt derselben, Gabriel Dufresse, apostolischer Vikar, welcher, obwohl er verbannt worden, dennoch zurückgekehrt war, wurde hingerichtet; sein Haupt an den Galgen geschlagen. Mehrere Christen, die sich am eifrigsten zeigten, verloren mit ihm das Leben. Die nach Kantong geführten Europäer nannten es natürlich „eine wüthende Verfolgung im ganzen Reiche." Sie erzählten, daß im Jahr 1817 erst zu Peking größere Strenge eingetreten, eine Zahl von mehr denn vierhundert Katholiken verhaftet und gefoltert worden sei u. dgl. m. Hinwieder meldeten spätere, in Rom eingetroffene Berichte, daß die sogenannte Verfolgung keineswegs allgemein oder groß gewesen sei; daß sogar die Missionarien in Fokien und Kankien ganz ruhig gelassen worden wären, und der Kaiser zu Gunsten der Jesuiten die ältern, wider sie und die Christen erlassenen Edikte zurückgenommen habe. Wirklich wurden im Frühling 1817 zwölf Jesuiten des neu hergestellten Ordens aus Rom nach China geschickt.

Man weiß inzwischen bestimmt aus Krusensterns Berichten, daß die europäischen Glaubensboten zu Kantong scharf beobachtet, und nicht ins Innere des Reichs gelassen werden. Dies mag sich auch besonders auf diejenigen Evangelischen beziehen, welche von der Missionsgesellschaft zu London im Jahr 1807 nach Kantong geschickt wurden. Es waren die beiden Prediger William Milne und Robert Morrison. Diese, nachdem sie sich in der Sprache China's befestigt hatten, beschäftigten sich besonders mit Verbreitung der Bibel und anderer Erbauungsbücher in chinesischer Sprache; eine Arbeit, welche guten Fortgang zu haben schien. „Denn die Chinesen sind (schrieb Morrison unterm 11. Jänner 1814 aus Kantong) lernbegierige vernünftige Leute; sie lesen gern; und nehmen Bücher und Belehrungen dankbar an."

Inzwischen ist gegenwärtig an Verbreitung der Bibel in China wenig zu denken, da die Regierung nicht nur, aus Furcht vor Verschwörungen, alle religiöse Versammlungen, sondern auch die Bücher der katholischen Kirche verboten hat, um die religiöse und gefährliche Schwärmerei zu vermindern, zu welcher das gemeine Volk mehr, denn je, Neigung äußert.

Die katholischen Bekehrer in China werden ohne Zweifel den evangelischen Bekehrern nicht geringere Schwierigkeiten in den Weg legen, als die Mandarinen und der Hof selbst thun können. Denn beide bringen ihre Vorurtheile und kirchlichen Feindschaften aus Europa mit sich nach Asien. Ein protestantischer Chinese wäre in den Augen von Dominikanern und Kapuzinern so beklagenswerth, als ein Heide. Und hinwieder wird der

protestantische Missionär nicht ohne Mitleiden die katholischen Chinesen vor den Heiligenbildern knien sehen. Beide Parteien werden sich, wie es schon in andern Gegenden von den Missionarien geschah, gegenseitig verkleinern, verketzern, und vor einander warnen, und damit das Christenthum selbst den gebildetern Chinesen noch verächtlicher machen.

Das traurige Schauspiel — schon zu oft ward es, wie in Europa, auch in andern Welttheilen gegeben; man lese nur die Missionsberichte der Katholiken und Protestanten! — beurkundet, wie wenig noch der große Haufe der europäischen Geistlichen aller Kirchen den wahren Geist Jesu Christi erfaßt habe.

---

7. Hinblick auf Tunkin, Kochin-China, und das Reich der Birmanen. Die Palisprache. Gegenwärtige Verhältnisse.

Südwärts von China, und durch ungeheuere Wüsten und schroffe Gebirge von demselben getrennt, breitet sich das große, von Bergketten und fruchtbaren Thälern durchschnittene Reich Tunkin aus. Die Einwohner dieses Landes, gegen zwanzig Millionen an der Zahl, mongolischen Stammes, haben milde Sitten, geistreiches Wesen und eine der chinesischen ähnliche Bildung in Kunst und Wissenschaft. Ihre religiösen Vorstellungen scheinen sie von den Völkern am Ganges aus frühern Zeiten empfangen zu haben. Sie ehren ein höchstes Wesen; mehr noch beten sie zu den Schutzgeistern ihrer Familien und Gemeinden in zahllosen Tempelchen. Im Innern des Gebirgslandes, wird erzählt, verehrt man mit Opferdienst nur den bösen Geist, vielleicht aus demselben Grunde, wie viele europäische Christen mehr aus Furcht vor ihrem Teufel, als aus Liebe zur Gottheit religiös sind.

Hieher waren schon im siebenzehnten Jahrhundert die Jesuiten Baldinotti, Marquez und Alexander von Rhodez gegangen, den Gekreuzigten zu verkünden. Was sie und ihre Nachfolger aber von der Macht ihres Wortes unter den Heiden rühmten, daß sie in wenigen Jahren schon zweihundert schöne Kirchen in vier Provinzen des Reichs gehabt, und bei achtzigtausend Tunkinesen binnen zwei Jahren (1645 und 1646) getauft hätten, scheint eine jener Uebertreibungen zu sein, deren sich die Jesuiten gern bedienten, entweder ihren Ruhm in Europa zu vergrößern, oder andern ihrer Brüder Muth zur Nachfolge einzuflößen. Daß sie aber mit ihrem Bekehrungswerke Aufsehen in Tunkin erregten, und vielleicht Störungen der Ruhe, ist wahrscheinlich genug. Denn im Jahr 1721 wurden alle Missionarien aus dem Lande verwiesen; viele der Bekehrten, besonders reichere Personen, geplündert, mit Sklaverei, selbst mit dem Tode bestraft. Von Macao aus sandten die Portugiesen neue Bekehrer dahin; doch mußten diese ihre wahre Absicht sehr geheim halten. Und wiewohl Kriege und bürgerliche Unruhen die Vollziehung der strengen Gesetze eine Zeit lang lähmten, blieben die Gesetze selbst nicht ganz vergessen. Noch im Jahre 1775 wurden zwei Dominikaner, weil sie als Bekehrer verrathen waren, feierlich hingerichtet.

Inzwischen hatte der Saame des Christenthums dennoch in diesen Thälern Ostasiens Wurzel gefaßt. Und wie häufig auch die Bekehrten der öffentlichen Verachtung, den Geld-Erpressungen der Statthalter, oder der Raublust des Pöbels preisgegeben waren, pflanzten sie doch beharrlich ihre edlern Ueberzeugungen fort. Nach römischen Missionsberichten ist der gegenwärtige Kaiser von Tunkin, Namens Dscha-Loang, duldsamer und gnädiger. Er hat das alte Verfolgungsgesetz zurückgenommen; dem katholischen Bischof de la Barbette gestattet, mehrere Klöster für fromme Kreuzverehrer zu errichten, und den Christen unangefochtenen Gottesdienst erlaubt. Die Anzahl derselben unter vier Bischöfen betrug (im Jahr 1807) 307,000 Seelen; wenigstens gab diese Zahl ein Missionär, der seit achtzehn Jahren diese Länder bewohnt und bereiset hatte, dem Franzosen Renouard de St. Croix an, welcher die Küste und den Hafen von Turon besuchte.

An Tunkin stößt, als Fortsetzung der Ostküste Hinter-Indiens und des tunkinischen Kaiserreichs, das Gebiet von Kochin-China. Auch hier ward schon seit länger denn anderthalb hundert Jahren von Franziskanern, französischen Priestern und Jesuiten die Bekehrung der Völkerschaften versucht, welche in Sprachen, Sitten und religiösen Begriffen mehr oder minder Verwandtschaft mit ihren Nachbarn zu haben scheinen. Wie in Tunkin und China führten sich die Missionarien auch hier zuerst als europäische Mathematiker bei den Großen des Reichs und am Hofe ein. Als solche genossen sie Schutz und Achtung; empfingen sie sogar Hofämter, und die Jesuiten besonders wußten sich derselben zu versichern, um größern Einfluß zu behaupten. Pater Siegbert erhielt sogar (1741) die Ehre, der kaiserlichen Majestät zu Kochin-China oberster Hundehüter zu werden.

Der römisch-katholische Kirchenglaube hatte in Kochin-China schon herrlichen Anfang, als im Jahr 1751 alle europäische Missionarien aus dem Lande gejagt, alle Kirchen auf Befehl des Hofes niedergerissen wurden. Die meiste Schuld dieses Unglücks trug die Unverständigkeit der christlichen Glaubensboten selbst. Denn Jesuiten und Franziskaner und Dominikaner nährten auch hier die europäische Eifersucht ihrer Orden gegeneinandert fort; und der Streit um Jansenismus tönte zu Bak-Kingh und Kachao in Kochin-China so lärmend, wie in Paris und Rom. Jeder der Orden wollte auch hier das Meiste gelten, haben und thun. Aus Europa wurden mehrere geistliche Abgeordnete an sie gesandt, Frieden zu stiften; man theilte unter sie das Land; gab die eine Gegend des Reichs zum Missionswerk den Jesuiten, die andere den Franziskanern; zwischen beide setzte man die französischen Geistlichen. Doch blieb Alles eitel. Die Machtsprüche der Päpste selbst besserten nichts in dieser Ferne, wo die Jesuiten schlau und trotzig den Verordnungen des heiligen Vaters auszuweichen verstanden. Alles endete zuletzt, wie gesagt, mit Verbannung sämmtlicher Bekehrer.

Zwar späterhin, seit dem Jahr 1774, wurde ihnen wieder Zutritt erlaubt, und den Christen, die bis dahin ihres Glaubens wegen viel mißhandelt worden waren, mehr Recht gestattet; — doch ruht über den gegenwärtigen Stand des Christenthums bei den Kochin-Chinesen tiefe

Dunkelheit. Wir wissen nur durch den alten Missionar, welchen Renouard de St. Croix im Hafen von Turon sprach, daß sich, aus Mangel an hinreichenden Mitteln zu Seminarien, die Anzahl der Geistlichen sehr verminderе, während im Lande wohl sechsmal hunderttausend katholischer Christen wohnten.

Wahrlich, wenn man die in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts über die kochinchinesische Missionen gewechselten zahlreichen Streit-, Anklage- und Rechtfertigungsschriften lieset, — wenn man von der einen Seite die stille Sehnsucht der gutmüthigen Tunkiner nach Kenntniß des Höchsten, und daneben die Unwürdigkeiten christlicher Priester, veranlaßt durch Nichtswürdigkeiten, erblickt, so wird man zweifelhaft, ob nicht ein frommes Heidenthum beiweiten solchem ruchlosen Christenthum vorzuziehen sei. Da die römische Kongregation zur Glaubensverbreitung im Jahr 1738 den Bischof de la Beaume, als Pater Visitator, nach Kochin-China geschickt hatte, verursachten ihm die Jesuiten den bittersten Verdruß, und spielten hundert ärgerliche Possen, um ihm seine Sendung zu verleiden. Die Einen machten ihm seinen Koch, die Andern ihm seinen Wundarzt abwendig, welchen er zur Pflege seiner Gesundheit mit sich gebracht hatte. Und als er vor Kummer erkrankte, trieben sie mit ihm den Spaß, eine ganze Kuppel springender, bellender, heulender Hunde in sein Haus zu schicken, die der Ueberbringer für ein Geschenk des Kaisers ausgab, der den Pater Visitator zu seinem Hundehüter erklärt haben sollte. Der alte de la Beaume starb wirklich darüber vor Herzeleid.

Es spitzt sich Hinter-Indien südwärts in eine über zweitausend Geviertmeilen große, von Sümpfen, Gebirgen und endlosen Waldungen bedeckte Halbinsel aus. Dies ist Malakka, die Urheimath der wilden, verschmitzten und tückischen Malayen, deren Geschlecht und Sprache sich über alle Eilande Asiens bis zu der Ostküste Afrika's und der Westküste Amerika's, im australischen Ozean, bis zu den Sandwich-Inseln verbreitet hat. Sie wohnen da; im Innern des Landes mit unzähmbarer Freiheit unter verschiedenen Häuptlingen; arm, genügsam, trotzig. Ihre religiösen Vorstellungen sind roh, wie ihre Sitten. Man spricht, daß sie in ihren endlosen Urwäldern noch Menschenopfer bringen. Nur an den Küsten haben die Holländer für den Handel Niederlassungen und Besitzungen gewonnen. Und Malakka, die vornehmste malayische Stadt, ist der Hauptmarkt des Handels für die ganze Halbinsel.

Auch hieher kamen früh schon, mit den portugiesischen Kaufleuten des sechszehnten Jahrhunderts, katholische Priester, das Reich Gottes zu offenbaren. Aber sie begnügten sich mit der Predigt an den Küsten. Daß ihre Arbeit nicht ganz vergebens gewesen, beweiset das Dasein eines Bischofes in Malakka, dessen Kirchsprengel jedoch weder sehr ausgedehnt, noch sicher ist. Den Niederländern lag mehr am Pfeffer, Zinn und Elfenbein, als an der Bekehrung der Malayen. Nachdem die niederländischen Besitzungen von den Briten in den Napoleonischen Kriegen erobert worden sind, sandte auch die Londner Missionsgesellschaft nach Malakka Boten des Heils zur Aufklärung der Malayen. Der erste dieser Boten war C. H. Thomson, von dessen Schicksal bis jetzt wenig kund geworden ist.

Erst seit M. Symes seine im Jahr 1795, auf Befehl des Generalgouverneurs von Ostindien, in das Königreich Ava gemachte Gesandtschaftsreise der Welt mitgetheilt hat, ist uns ein neues Licht über die Reiche und Länder und Völker angezündet worden, welche die Westküste Hinter-Indiens und den größten Theil dieser ungeheuern Halbinsel ausfüllen. Da erst vernahmen wir wieder von dem goldenen Land des alten Ptolomäus; dem Arrakan, Siam, Ava und Pegu der Portugiesen, davon seit deren Entdeckungs- und Handelsfahrten zu den Weltgegenden jenseits des Ganges, nichts mehr erschollen war; da erst von dem großen Reiche der Birmanen, welches der unternehmende und geistvolle Alompra in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gestiftet hatte, welcher sich aus dem Stande eines gemeinen Jägers auf den Kaiserthron von Umerapura zum unumschränkten Gebieter über Ava, Pegu, Arrakan, Meklay und Westsiam erhob; da erst von der höhern Bildungsstufe dieser Nationen; von ihren gewerbreichen großen Städten; ihren prachtreichen Pallästen, Tempeln und Klöstern; ihren milden Sitten; ihren Schätzen, ihren Bibliotheken, ihren alterthümlichen Gesetzen und Uebungen. China und Japan stehen auf keiner höhern Staffel der Gesittung; aber die Birmanen sind minder verschlossen und argwöhnisch. Selbst ihre Frauenzimmer haben die Freiheit geselligen Umgangs, wie bei den europäischen Völkern. — „Ihre Gesetze, sagt Symes*): sind weise und voll gesunder Moral. Ihre Polizei ist besser, als in manchen europäischen Ländern. Weder durch Vorurtheile von Kasten und Adelschaft auf erbliche Handthierungen beschränkt, noch durch Religionsordnungen vom Umgang mit Fremden ausgeschlossen, sind die Birmanen von Natur freundlich und gastfrei auch gegen den Ausländer, mehr zu männlicher Offenherzigkeit, als zu höflicher Verstellung geneigt. Die Kenntnisse sind in diesem Lande so ausgebreitet, daß kein Handwerksmann und selbst beinahe keiner aus der untersten Volksklasse anzutreffen ist, der nicht lesen und schreiben könnte (was selbst in vielen europäischen Ländern selten ist, die sich mit Zivilisation brüsten wollen)."

Nachbarn des hohen Tibet und der Braminen am Ganges, haben die Birmanen in ihren religiösen Vorstellungen nahe Verwandtschaft mit den bei jenen herrschenden. Ja, es sind dieselben Grundbegriffe jenes Glaubens, der, ausgebreiteter selbst, als die christliche und muhamedanische Religion, und ungleich älter, als beide, ganz Süd- und Ostasien erfüllt, auf den Bergen Tibets, wie in Tunkin und Kochin-China, in Ceylon wie in Japan und China gilt.

Hier ist die Anbetung eines höchsten Wesens, hier die Verehrung des menschgewordenen Gottes, oder göttlichen Gesandten, der von den Birmanen unter dem Namen und Bilde Gaudma's oder Budda's in zahllosen Tempeln verehrt, von den Siamern Somono-Codom, auch Bud, auch Po (der Chinesen Foh) genannt wird. Hier finden wir wieder die Lehre von der Seelenwanderung, von Seligkeit und Strafe der Seelen am Ende ihrer Wander-

*) M. Symes Gesandtschaftsreise nach dem Königreich Ava, nach der Uebersetzung des gelehrten Dr. Hager. Hamburg 1800. S. 146.

schaft; von der Milde und Barmherzigkeit Gottes, die, wie seine erste Eigenschaft, auch die erste Tugend der Menschen sein soll. Hier erblicken wir wieder die Aehnlichkeit kirchlicher Vorstellungen und Gebräuche mit christlichen, die wir schon in Tibet sahen. Auch der Gaudma ist ein von einer Jungfrau geborner Gottessohn; auch hier hört man vom Fegefeuer; sieht man Mönchs- und Nonnenklöster, Rosenkränze, religiöse Prozessionen, geschorne und barfüßige Klosterbrüder, die täglich im Chor singen, kein Geld haben dürfen und ehelos leben; auch hier wird Beichte gehört und Ablaß der Sünden ertheilt.

Wenn nicht viele jener Lehren und Gebräuche aus der vielleicht ältesten Religion Asiens durch orientalische Christen nachmals in die katholische Kirche übergegangen sind, muß man allerdings über die Aehnlichkeit der katholischen Kirche, ihrer Vorstellungen und Uebungen (die doch erst mehrere Jahrhunderte nach Christi Geburt aufgenommen wurden), mit denen von Hindostan, Tibet, Japan, Korea, China, Siam, Ava, Pegu, Ceilon u. s. w. in Verwunderung gerathen. Denn daß dies im weiten Asien Alles nur Wirkung, und halbverwischte und verwilderte Spur des untergegangenen nestorischen Christenthums sein könne *), fällt Niemanden ein, seit uns das vorweltliche Asien heller geworden.

Wie bei den Hindu's, Tibetern und Japanern die heilige Schriftsprache verschieden ist von der im bürgerlichen Leben üblichen, also ist sie es auch bei den Birmanen. Hier ist die Palisprache die heilige und uralte der Anhänger des Budda oder Gaudma, und nimmt dieselbe Stelle bei den Birmanen für geistliche Gegenstände ein, wie das Sanskrit bei den Braminen, das Arabische bei den Muhamedanern, das Lateinische bei den römisch-katholischen Christen. Die besten Kenner der orientalischen Sprachen erkennen die Palisprache für die älteste Tochter, welche von der Sanskrit ausgegangen sein mag. Aber aus den sanskritischen Büchern weiß man, daß Pali einen Schäfer bedeutet, und daß die ältesten Bewohner Hindostans Pali geheißen haben. Wem fällt hierbei nicht das Palibothra des Plinius und Mela, jene berühmte, nun verschwundene Stadt des hohen Alterthums, aus Indien ein?

Der gelehrte Hager knüpft an diesen Namen noch größere Erinnerungen. Wohl möglich, daß von diesen Pali's, dem Urvolke Asiens, auch Palistan (Palästina) benannt wurde! Von hier aus drangen ja einst die Schäfer erobernd in Aegypten ein, die Hirtenkönige (die Hyksos)! Bruce in seiner Reise nach Habesch meldet, daß Schäfer jener afrikanischen Fluren noch heute Balus geheißen werden. Die römische Göttin Pales, der zum Preise die Palilien gefeiert wurden, war die Göttin der Schäfer. Schwerlich war sie Roms Erfindung. Ist nicht bekannt, daß manche Wörter, wie serpe, capilla, hora, im Sanskritischen genau dasselbe heißen, wie im Lateinischen? und daß in der slavischen Sprache auffallende Aehnlichkeit mit der lateinischen, und viele Wörter aus der sanskritischen Sprache leben?

Schon bei den Babyloniern war Saka (der Tibeter und Japaner Schaka) göttlich verehrt.

*) Wie La Croze in seiner Histoire du Christianisme des Indes S. 515 glaubte, ohne dafür irgend einen haltbaren Beweis zu kennen.

Aber kaldäisch oder assyrisch heißt Sakiah ein Prophet. Daß er, oder Budda, der Urheber der Religion Südasiens, Sohn einer Jungfrau gewesen, wußte auch schon St. Hieronymus (Adversus Jovinianum L. 5). Gaudama (Sommonocodom), wie die Birmanen den Budda nennen, heißt im Phönizischen, Syrischen und Kaldäischen, nach Hagers Erklärung, der Alte, der Erste, der Vorhergehende!

Die Schamanen der lamaischen Religion bei den Mongolen und Kalmuken, die Schammers oder Schemmers in Tibet, von denen ich schon sprach, die Schemuen der Chinesen, alle sind schwärmerische Büßer, Einsiedler, mit Himmlischem Beschäftigte. Das waren auch die Gymnosophisten, die Samanäer des Alterthums, dem Cicero und Plutarch bekannt, jene syrische Eremiten, von denen Plinius sagt: Per seculorum millia incredibile dictu, gens aeterna, ein ewiges Volk, schon seit Jahrtausenden da.

Gleichwie alle Sprachen, todte und lebendige, unter einander geschwisterlich, auf eine erste zurückdeuten, von welcher Urmutter sie insgesammt, oder doch meistens ausgegangen sein mögen: also deuten alle Religionen in ihren Vorstellungen und Bildern und Bräuchen auf die Begriffe und Uebungen eines verschollenen Urvolks heim. Ich kehre aber zur Bezeichnung der gegenwärtigen Ausbreitung des Christenthums unter den Birmanen zurück.

Als der kühne Handelsgeist der Portugiesen im sechszehnten Jahrhundert ihre Flotten bis zu den Gestaden Siams und Pegu's führte, begründeten sie zugleich mit ihren ersten Niederlassungen daselbst Stiftungen zur Heidenbekehrung. Mit Recht erstaunten damals christliche Mönche und Priester, dort unter vermeinten Heiden Mönche zu finden, von denen sie in vielen Tugenden übertroffen wurden. Die Klöster der Birmanen waren und sind noch heute Tempel der Gastfreiheit für Fremdlinge und Unglückliche. Priester und Novizen, gutthätig gegen Menschen, mitleidig gegen Thiere, deren sie keines zur Speise tödten, die Liebe des Nächsten als höchste Tugend predigend, fallen nicht, wie europäische Klösterlinge, durch Almosensammeln, oder daß sie Andere für sich arbeiten lassen, zur Last. Sie bauen zu ihrem Unterhalt das ihnen geweihte Feld mit eigener Hand, und haben noch zum Wohlthun übrig.

Die Waffen der Portugiesen, den Birmanen in ihren Kriegen gegen Pegu nützlich, machten den Namen der tapfern Christen im Lande achtungswürdig. Die Missionarien verkündeten daher ohne Furcht und mit Erfolg das Evangelium der abendländischen Welt. Wie aber nachmals Portugals Größe sank, und die portugiesischen Besitzungen von den Holländern erobert wurden, verloren die christlichen Ansiedler Zahl und Bedeutsamkeit. Sie wären in verachtetem Zustande endlich ausgestorben, hätte nicht Frankreich unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten neue Versuche gemacht, die Lehre der römischen Kirche wieder in Siam fortzupflanzen. Doch schon im Jahr 1720 waren die französischen Missionarien in schlechten Umständen. Sie hatten oberhalb Siam, am linken Ufer des Mayguastromes einen Bischof, nebst einer Kirche und einer Schule für Neuzubekehrende. Letztere kamen gewöhnlich am zahlreichsten, wenn die Aernten

mißlungen waren, aus den Hefen des Volks, zu den Christenschulen und verschwanden wieder mit der Theurung der Lebensmittel.

Aehnliche Schicksale hatten die Missionen der Christen in Pegu und Ava. Dort sieht man noch heute die traurigen Ueberbleibsel portugiesischer Stiftungen, welche die römische Kongregation zur Glaubensverbreitung während des achtzehnten Jahrhunderts mit rühmlicher Aufmerksamkeit unterhalten hatte. In der andern Hälfte des genannten Jahrhunderts machte sich dort der Missionar Percotto durch zwanzigjährigen Eifer um die heilige Sache verdient. Dem folgte, von der Propaganda gesandt, Vicenzo San Germano, ein Italiäner; ein ehrwürdiger, frommer, verständiger Mann. Im Jahre 1795 lebte dieser unweit Rangun, einer der ersten Seestädte Pegu's. Seine Gläubigen bestanden, nach Major Syme's Erzählung, der ihn selbst sprach, aus den Abkömmlingen der Portugiesen, die, obgleich sie noch zahlreich waren, dennoch insgemein sehr dürftig lebten. Bei dem allen hatten sie sich eine niedliche Kirche gebaut, und für ihren geistlichen Herrn ein Stück Landes erkauft, wo er eine bequeme Wohnung, sammt einem Garten besaß. Er lebte von den freiwilligen Beiträgen seiner Gemeinde, wofür er hinwieder die Kirchenandachten zweimal des Tages verrichtete, und die Kinder seiner Glaubensgenossen in den Lehren der römischen Kirche erzog.

Seit aber die Briten engere Verbindungen mit den Birmanen für ihren Handel angeknüpft hatten, sannen auch die Londoner Missionsanstalten auf Verkündung der Religion Jesu in diesen Gegenden. Die Baptisten-Missionsgesellschaft wählte ebenfalls Rangun für ihr frommes Unternehmen zum Hauptpunkt. Die Stadt mit etwa fünftausend Häusern, von dreißigtausend Seelen bevölkert, und seit 1807, da sie durch Feuersbrunst verging, schöner aus der Asche hervorgestiegen, liegt bequem in der Nähe des Meeres, am Irawaddistrom, der in Rücksicht der Länge seines Laufes dem Ganges verglichen werden kann. Hieher wurden Judson und der Arzt Felix Carey als die ersten evangelischen Glaubensboten im Jahr 1807 gesandt. Sie begannen ihre Arbeit mit Uebersetzung der heiligen Schrift ins Birmanische, und in die Sprachen von Pegu und Siam. Der Kaiser gestattete ihnen nachmals (im Jahr 1813) auch in Ava eine Druckerei für das Bibelwerk zu errichten. Felix Carey reisete dahin, wo ihn der Kaiser zu seinem Leibarzt ernannte, seinen Kindern die Kuhpocken einzuimpfen.

Zu Rangun selbst befinden sich, außer den Missionarien und einer französischen Familie, gegenwärtig (1817) keine Europäer. Das Land ist fruchtbar und reizend, doch mangelhaft angebaut. Man spürt die Verwüstungen der langen bürgerlichen Kriege; Theurung und Noth beim gemeinen Volk ist nichts Seltenes.

---

8. Schilderung Hindostans. — Engherziges ehemaliges Benehmen der ostindischen Kompagnie gegen die Missionen. — Schwarz von Sonneburg. Gang der protestantischen, Zustand der katholischen Missionen. Die syrischen Christen.

Außer den Ländern, welche dem russischen oder türkischen Zepter in Asien unterworfen liegen, ist keines in diesem Welttheile zahlreicher von Christen bewohnt, als Indien diesseits

des Ganges; keines in welchem mit größerm Aufwand die Ausbreitung des christlichen Glaubens betrieben wird. Unermeßliche Urwälder, jetzt von den Briten angekauft, scheiden Bengalen vom Reich der Birmanen.

Hindostan, vor allen Ländern von der Natur mit einer Fülle von Schönheit und Reichthum geschmückt, in Asien der Garten Gottes genannt, von dem, wie das Sprichwort sagt, der Araber träumt, wenn er Opium nimmt, war durch die Schätze seiner Baumwollenstauden, Perlen und Edelsteine dem frühesten Alterthume so hochwerth, als unsern Zeiten. Der Weg, welchen die Waaren Indiens nach andern Weltgegenden nahmen, machten Reiche in weitester Ferne blühend, und gab großen Städten das Dasein. Als sich die Karavanen am Tigris und Euphrat hinaufzogen, prangte Babylon; in Aegypten Memphis und Theben; dann Palmyra oder Tadmor in den syrischen Wüsten, und Tyrus; darauf das ägyptische Alexandrien, Bagdad, Samarkand, Venedig, Amsterdam, London. Welches Volk den indischen Handel hatte, war das reichste und herrschendste. Welches ihn verlor, verlor sich wieder in alter Bedeutungslosigkeit.

Gegenwärtig ist Indien die Grundsäule von Großbritanniens Größe. Kein Hindostan mehr, und England wird sinken, wie Portugal und Holland sanken. Dies Land, von ungefähr siebenzigtausend Geviertmeilen Flächenraums, mit ungefähr hundert und zwanzig Millionen Menschen bevölkert, ist in unserer Zeit fast zur Hälfte eine britische Provinz. Die Besitzungen der ostindischen Gesellschaft umfaßten im Jahre 1815 einen Raum von 30,657 Geviertmeilen mit 40,058,408 Einwohnern.

Fast nirgendswo bewundernswürdiger als hier, erscheint in der Welt die Macht und Ueberlegenheit europäischer Geistesbildung und Gesittung. Ein weites Land, der reichsten eines auf Erden, sowohl durch den Kunstfleiß seiner Bewohner, als durch die unerschöpflichen Geschenke der Natur; — ein weites Land, vielleicht die älteste Heimath, die erste Wiege des Menschengeschlechts oder doch der menschlichen Kultur; — ein weites Land voller tapfern Volksstämme, die der Unabhängigkeit gewohnt, das Leben für sie zu opfern nie scheuten, und schon längst durch religiöse Ideen, durch bürgerliche Einrichtungen, durch Kunst und alte Wissenschaft stark waren: — dies Land gehorcht jetzt einem an Seelenzahl um mehr als die Hälfte kleinern Volk, das im Norden eines entlegenen Welttheils in mehr denn tausend Meilen weiter Ferne daheim ist! — Kaum sechsundvierzigtausend Europäer leben unter den vierzig Millionen Eingeborenen und halten sie alle im Zaum. Nicht mehr denn zwanzigtausend von diesen Europäern sind Soldaten, welche, weil sie für die weitläufigen Besitzungen an Zahl zu schwach wären, hundert und vierzigtausend Eingeborene mit sich verbinden, die Eroberung sowohl gegen die Eingebornen selbst, als gegen die unabhängigen indischen Nachbarstaaten zu behaupten. Sogar für die bürgerliche Verwaltung des Landes sind neben etwa dreitausend europäischen Beamten über zwölftausend Eingeborene angestellt. Und dennoch bewegt sich Alles in fester, gesetzlicher Ordnung und Stille, ohne Störung, ohne Aufruhr, ohne Klage.

Es ist hier nicht der Ort, den Briten die Tonnen Goldes nachzurechnen, welche ihnen der

Handel Indiens gewährt, und vermittelst deren sie den Welttheil ihrer nordischen Heimath mehr, als durch die Gewalt ihrer Flotten und Heere bewegen, leiten, nach Gefallen in Flammen setzen oder beruhigen. Wichtiger ist dem Freunde der Menschheit ihr Streben, europäische Kenntniß, Wissenschaft und Gesittung unter den Hindus auszubreiten, die ihrem Zepter gehorchen. Es verdient bemerkt und gerühmt zu werden, daß sie mit großem Fleiße die Schulen der Landesbewohner vermehren und verbessern. Das Kollegium zu Calcutta ist eine der vortrefflichsten Hochschulen, worin die Jünglinge zur Bekleidung öffentlicher Stellen die wissenschaftliche Vorbildung empfangen. Es verdient bemerkt und gerühmt zu werden, daß die Eroberer, können sie auch nicht die verworrenen Religionsbegriffe, welche die Hindus vom frühen Alterthum ererbten, plötzlich durch das heilige Licht des Christenthums erhellen, dennoch mit Ernst die schauerlichen Wirkungen mancher von jenen reliösen Ideen schwächen. Denn wie schon zu des mazedonischen Alexanders und zu Cicero's Tagen, und gewiß weit früher noch, sich die Weiber der beiden vornehmsten Hindu-Kasten nach dem Tode ihrer Männer, mit allen ihren Kostbarkeiten, freiwillig zu verbrennen pflegten: so geschieht es bis zu unsern Zeiten. Aus geringern Kasten lassen sich die Wittwen lebendig begraben. Im Sommer 1812 bestiegen über hundert Wittwen verstorbener Braminen den Scheiterhaufen, die sich neben den Leichen ihrer Gatten von den Flammen verzehren ließen.

Ursprüngliche Vorschrift des alten Gesetzes will, der Scheiterhaufen solle, vor dem Hinauftritt der Wittwen, brennen, damit diesen noch im letzten Augenblick freie Wahl bleibe. Die Engländer drangen im Jahr 1818 auf buchstäbliche Erfüllung der Satzungen, in der menschenfreundlichen Hoffnung, zwei jungen und liebenswürdigen Wittwen das Leben zu retten. Was von diesen Schönen nicht durch die rührendsten Bitten zu erflehen gewesen war, den Holzstoß nicht zu besteigen, sollte die weibliche Scheu vor dem Anblick der Flammen bewirken. Eitle Hoffnung! Die jungen Schönen, nachdem sie die anwesende Menge des Volks beschworen hatten, achtbaren Gattinnen nie wieder auf ähnliche Weise die Vollstreckung heiliger Pflichten zu erschweren, gingen und verschwanden in den Flammen des Holzstoßes.

Der Generalgouverneur Wellesley arbeitete während seines Aufenthalts in Indien vergebens der entsetzlichen Sitte entgegen. Inzwischen gelang ihm wenigstens, daß im Jahr 1802 die der Gottheit zu Jaggernaut durch älterliche Gelübde dargebrachten Kinderopfer aufhören mußten. Man warf die Kinder den Krokodilen und Haifischen im Ganges oder im Dschilka-See vor, oder setzte sie aus. Eben so gelang es dem Oberst in der ostindischen Gesellschaft, Herrn Walker, ziemlich, bei einigen unabhängigen Völkerschaften auf der Halbinsel Guzzerate im Jahr 1812 die gesetzliche Ermordung der Töchter vornehmer Familien abzuschaffen. Nur im Jahr 1804 noch zählte man dieser unglücklichen dort umgebrachten Mädchen bei siebentausend!

Wenn schon diese, wie andere Unmenschlichkeiten und Entehrungen der Menschenwürde meistens Wirkungen der uralten Vorurtheile, oder der Mängel in den bürgerlichen Ordnungen

sein mögen: sind doch die religiösen Vorstellungen der Völkerschaften mehrentheils die eigentlichen Urheberinnen oder Emporhalterinnen der Vorurtheile und Sitten, wie der bürgerlichen Einrichtungen bei denselben. So sind die vier Haupt-Kasten der Hindu's mit ihren vierundachtzig Unterabtheilungen den ältesten Religionsbegriffen entsprungen; oder wahrscheinlicher noch wurde diese Frucht des gräuelhaftesten Despotismus durch die Religion geheiligt und verewigt. Millionen der fähigsten und nützlichsten Personen sind damit von Geburtswegen, weil sie den untersten Kasten angehören, zur lebenslänglichen Verachtung und Hintansetzung verdammt.

Ohne Aufklärung der Nation durch einen menschlichern, oder vielmehr göttlichern Glauben ist an keine wahre Erhebung derselben zu denken. Darum blieb sie zwischen Indus und Ganges seit Jahrtausenden eingebannt in den engen Ring ihrer Begriffe, Gebräuche und Lebensweisen. Wie sie Alexander der Mazedonier vor einundzwanzig hundert Jahren fand, wie Strabo, der sizilische Diodor und Arrian sie beschrieben: so finden wir sie noch immer in dem alten Zauberkreise des Kastenthums, das todte Einerlei festhaltend, gleichsam versteinert. Sie steht in geistiger Hinsicht als ein sichtbares Schaustück der längst untergegangenen Vorwelt, vom Leben derselben zeugend da, gleichsam wie eine ägyptische Pyramide unter den übrigen Nationen der Erde.

Darum ist in seinen Folgen für die Weltgeschichte wichtiger, als alles Eroberer- und Gesetzgeberwerk der ostindischen Handelsgesellschaft, dasjenige, was zur Verbreitung des christlichen Lehrbegriffs unter den Hindus gegenwärtig geschieht. Denn die der Menschheit durch Jesum geoffenbarten Ideen werden unter jenem herrlichen Himmel ein neues Leben entzünden, gleichsam eine neue Welt bauen.

Es fehlte schon seit einigen Jahrhunderten nicht an Versuchen, unter den Indern das Christenthum allgemein zu machen. Allein die Versuche hatten geringen Erfolg. Es fehlte nie zwar an gottbegeisterten Männern, die gern das begonnene Werk ihrer Vorgänger fortgeführt haben würden. Es war nicht die Ungelehrigkeit der Hindu's, nicht die lange Reihe der dort geführten Kriege das vorzüglichste Hinderniß an der Ausbreitung des göttlichen Wortes: sondern die britische, selbstsüchtige, über ihr Geld Alles vergessende Krämerpolitik war es. Die Direktoren der britischen Kompagnie selbst verboten das Hieherverpflanzen edlerer Religionsbegriffe, weil ihre Staatsklugheit dieselben zur Sicherstellung ihrer Herrschaft über die unermeßlichen Besitzungen nicht nothwendig, oder wohl gar für gefahrvoll hielt. Mit denselben Regierungsgrundsätzen, nach welchen noch heutiges Tages manche europäische Herren die Aufklärung des Volks, das Schulwesen ihrer Unterthanen hemmen wollen; waren die Direktoren der ostindischen Gesellschaft gar wohl mit allen Abscheulichkeiten, allem Unwesen der indischen Vorurtheile zufrieden, so lange ihre asiatischen Unterthanen nur leisteten und zahlten, was sie leisten und zahlen sollten. Ohne Erlaubniß durfte daher kein Missionar nach Ostindien kommen; und die Erlaubniß wurde nur höchst selten ertheilt. Um sich im Besitzthum der Eroberung zu stärken, gab man sogar Muhamedanern und Hindus vorzugsweise vor den

Christen den Zutritt zu den angesehensten Staatsämtern. Ja, während man mit großthuerischer Duldsamkeit die ämsigste Verbreitung des muhamedanischen Glaubens gestattete, trug man kaum Sorge, dem Christenthum durch das Aeußere des Kirchlichen nur einige Achtung zu verschaffen. Zuweilen mußte selbst die englische Missionsgesellschaft, die seit dem Jahr 1698 die Verbreitung des Christenglaubens in Asien zum Lieblingswerke machte, so wie in unsern Zeiten die baptistische Missionsgesellschaft, für ihre Missionarien in dem dänischen Ostindien einen Aufenthalt suchen, der ihnen im britischen versagt war.

Die einzige protestantische Mission, die eines Schutzes genoß, war auf der Küste von Koromandel, wo einige lutherische Prediger, unterstützt durch die „Londner Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß" seit einem Jahrhundert thätig waren. Diesen ist es gelungen, gegenwärtig eine fromme Gemeinde von fünfzehn- bis zwanzigtausend christlichen Hindu's um sich versammelt zu sehen. Hingegen als in neuerer Zeit andere Missionarien, ohne Erlaubniß der ostindischen Kompagnie, ihren Weg nach Indien, vermittelst der dänischen Niederlassung zu Friedrichsnagor (oder Serampore), fanden, wurden diejenigen, welche, nachher zur Ersetzung der ersten und verstorbenen Lehrer nachgeschickt waren, von den Direktoren aus dem Lande gewiesen. — Das war die Wirkung der engherzigen, selbstsüchtigen Kaufmannsklugheit! derselben, welche noch in unsern Tagen wider die Abschaffung des Negerhandels und der Sklaverei das Wort zu erheben nicht erröthen mochte. — Wahrlich, die Attila's, die Robespierres, und andere Neronen sind nicht die einzigen politischen Ungeheuer, welche für Geld und Herrschaft die Menschheit abschlachten konnten. Es leben der geistesmörderischen Herrscherlinge mehr, die, um allein Menschen zu sein, die übrigen in Thiere verwandeln möchten.

Mit dem Jahre 1813 aber, als das Direktorium der ostindischen Kompagnie für die längere Dauer ihrer asiatischen Staatsverwaltung mit der britischen Regierung und dem Parlament in neue Unterhandlungen treten mußte, veränderte sich in dieser Hinsicht die Lage Ostindiens. Der edelherzige Doktor Buchanan, welcher auf seinen Reisen durch die große Halbinsel diesseits des Ganges jene Unfugen der feigen Kaufmannspolitik gesehen hatte, war muthig genug, zu eben derselben Zeit alle Schändlichkeit aufzudecken*). Die „Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß" in London brachte die traurige Lage der Religion und das Benehmen der Direktoren in Ostindien öffentlich und vor dem Parlament zur Sprache, und zeigte, mit welcher unmenschlichen Kunst und Geflissenheit man dort ungefähr sechszig Millionen britischer Unterthanen aller Gelegenheit beraube, den Glauben der Christen kennen zu lernen. Es liefen vom 15. Hornung bis zum 12. Brachmond 1813 beim Parlament sechsunddreißig Bittschriften mit achthundert siebenunddreißig namentlichen Unterzeichnungen für diesen großen Gegenstand ein.

---

*) Buchanans neueste Untersuchungen über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums in Asien. Stuttgart 1813.

Im Parlament geschah endlich der Vorschlag, daß die britischen Besitzungen Ostindiens künftig eine kirchliche, für sich unabhängige Verfassung haben, und diese unter die Leitung eines evangelischen Bischofs und dreier Archidiakonen gestellt werden sollte. Es empörte sich gegen das, was obrigkeitliche Pflicht, was Menschlichkeit, was gottergebener Sinn, was gesunder Mutterwitz geboten, zwar laut und lärmerisch auch diesmal arglistige Klugheit, erschrockene Selbstsucht, durch Herkömmlichkeiten verschrobener Menschenverstand, in liebevolle Duldsamkeit verkappte Unduldsamkeit. Aber die edeln Castlereaghs und Smiths, der unsterbliche Wilberforce, der weise Thornton und Andere erhoben sich für die heilige Sache des Christenthums gegen Christen und siegten. Mit einer Stimmenmehrheit von neunundachtzig gegen sechsunddreißig wurde der Antrag angenommen, von der Kammer der Pairs ohne Widerspruch genehmigt und so der Bill der ostindischen Handelsgesellschaft als Staatsgesetz einverleibt.

Calcutta ward zum bischöflichen Sitz der britischen Kirche in Ostindien und der fromme Thomas Fanshaw Middleton zum ersten Bischof von Indien erwählt. Jene eitle Furcht, welche man in England vor Verbreitung des Christenthums in Indien erregen wollte, oder schon hatte, als würden damit bürgerliche Unruhen und Empörungen veranlaßt werden, verschwand seitdem. Sie war nur das Kind des Vorurtheils, der Unkunde oder des Stolzes gewesen. Denn beinahe alle alten Regentenstämme der Hindu's sind in eine solche Abhängigkeit von der britischen Regierung versunken, daß sie sich zu keinem Widerstand aufgelegt fühlen, zumal wenn man gerecht gegen sie ist, und — was ohnehin dem Geist der Jesuslehre widerstrebt — in Glaubensdingen ungewaltsam geht.

Und seit jenem Jahre verzehnfachten sich von Jahr zu Jahr die evangelischen Bekehrungsanstalten Hindostans, die, ehe ein Jahrhundert verstreicht, eine gänzliche Umwälzung der Begriffe, eine große Verwandlung der Sitten, eine wahre Geistes-Verjüngung Hindostans zur Folge haben müssen. So bewundernswürdig die fromme Begeisterung der britischen Gesellschaften ist, so rührend ist die treue Hingebung derjenigen, welche Verwandte, europäisches Vaterland und europäische Genüsse auf immer vergessen, um lebenslang unter großen Entbehrungen unter den Hindu's zu wandeln und gleich den ersten Jüngern des Welthelandes die Liebe Gottes, sein Vaterthum und die Vergeltungen der Ewigkeit neben den Pflichten der Menschheit zu offenbaren. Die freigebige Thätigkeit der zahlreichen Bibelgesellschaften, welche die heiligen Urkunden des Christenthums in alle Sprachen Hindostans übersetzen und jährlich zu vielen tausend Exemplaren vertheilen lassen, kommt den Arbeiten der frommen Christusboten nicht wenig zu statten. Denn Hindu's, Muhamedaner, Perser, Chinesen, katholische Christen lesen das Gotteswort; — Kinder lesen es in den Schulen; — Braminen lesen es aus Wißbegier; — und die erhabenen im kindlichen Geist ausgesprochenen Wahrheiten, welche jeder Vernunft einleuchten, die tiefsten Räthsel des Lebens lösen, Gott, Ewigkeit und Menschheit in herrlicher Verknüpfung offenbaren, wirken auf Gemüth und Erkenntniß still und groß.

Ich will hier nicht von den Christengemeinden der Briten und übrigen Europäer in den Städten und Vesten längs den indischen Küsten, oder im Innern des Landes, von ihren alten, zahlreichen Kirchen und Schulen reden. Sie sind bekannt genug. Jede Erdbeschreibung nennt sie. Wohl aber will ich in leichten Umrissen darstellen, wie weit die Glaubensverkünder im britischen Hindostan vorgedrungen und verbreitet sind.

Eine der ältesten britischen Sendanstalten ist die zu Madras. Schon im Jahre 1728 kamen hieher einige lutherische Prediger, die in der volkreichen Stadt, worin über dreihundert-tausend Malabaren, Chinesen, Armenier, Hindu's, schwarze Juden, Muhamedaner, Europäer und Mestizen leben, Gelegenheit genug fanden, ihren frommen Wünschen Genüge zu leisten. Hier, gleichwie weit umher in der ganzen Landschaft, ist seitdem schon Großes bewirkt worden. In dieser Provinz ist der berühmteste Wallfahrtsort der ostindischen Katholiken, das vermeinte Grab des Apostels Thomas zu Meliapur; in dieser Provinz Bells berühmte Schule für Hinduskinder zu Egmore, und außer den alten von Portugiesen und Dänen gestifteten Christengemeinden manche neue entsprungen, wie die zu Sadras und Wöperi unweit Madras. Nur um zehn Jahre jünger sind die lutherischen Sendörter von Cuddalore. Die Anstalten von Tanjore, schon seit dem Jahr 1766 entstanden, sind gegenwärtig sehr blühend.

Die Hauptstadt des Reiches Madura, von den Briten abhängig, ist Tritschinapalli. Auch hier leben schon mehrere tausend Früher- oder Später-Bekehrte verschiedener christlichen Kirchen. Hier war es, wo, wie im Reich Tanjore, der wahrhaft weise und große Gottesbote Friedrich Schwarz, von Sonneburg in der Neumark*), ein Mann im Geist und Thun der Helden des Urchristenthums, durch des Glaubens Predigt beinah ein halbes Jahrhundert lang unendliches Gute begründete. Er war ein Vater seiner Bekehrten, seiner Freunde, seiner Feinde. Unter den letztern standen schlau und tückisch die Jesuiten von Tanjore oben an. In freiwilliger Armuth immerdar reich für die Armen, ward Lehren und Wohlthun sein Tagewerk. Durch ihn breitete sich das Christenthum tief in die Staaten Hyder Ali's aus, der den evangelischen Patriarchen hochehrte; durch ihn entstanden die Anfänge vieler christlichen Gemeinden; durch sein Mitwirken die zahlreichen, segenvollen Provinzialschulen des Reiches Tanjore. Noch wirken in seinem Geiste die von ihm gebildeten europäischen und hinduischen Jünger fort. — Serfodschi, der Rajah von Tanjore, ließ ihm noch im Jahr 1801 in der Kirche zu Tanjore ein Denkmal errichten, und unweit seiner Hauptstadt, in einem Dorfe, zu seinem Gedächtniß, eine Ernährungs- und Schulanstalt für fünfzig arme Christenkinder begründen. Das that der Rajah von Tanjore in rührender Ehrfurcht für den edeln Deutschen Schwarz von Sonneburg! Man kann soviel selten von europäischen Fürsten für die verdienstvollsten Lehrer ihrer Reiche rühmen.

Die ganze Umgegend der großen Stadt Calcutta, des Hauptortes von Bengalen, der

*) Geboren den 26. Weinmonat 1726; nach Indien im Jahr 1750 gekommen; gestorben den 13. Horn. 1798 in der Stadt Tanjore. Züge aus seinem Leben enthält das vierte Heft von M. Blumhardts Magazin für Missions- und Bibelgesellschaften, 1. Jahrgang.

wichtigsten von allen Handelsstädten des heutigen Asiens (Kantong ausgenommen), wird gegenwärtig von evangelischen Heilsboten durchwandert. Da sind wenige Dörfer ohne Christen, ohne Schulen, ohne Bibeln. Zu Calcutta selbst ward von den Missionarien ein Schulhaus für achthundert Hindukinder beiderlei Geschlechts errichtet. Gleiche Thätigkeit herrscht zu Serampore und in den Umgebungen dieser dänischen Stadt, sechs Stunden nördlich von Calcutta. In der Stadt Cutwa, noch dreißig Stunden weiter gegen Norden, im Bezirk Yessore; in Gumalty unweit der Stadt Gour (85 Stunden nordwärts Calcutta); in Digah, südwärts dem Ganges; zu Balasore in der Nähe des Tempels von Jagernaut, am bengalischen Golf in der Provinz Afsissa; zu Agra, der nun halbwüsten alten Hauptstadt der Großmoguln; zu Nagpore der mahrattischen Hauptstadt von Berar; zu Patna, der großen babarischen Stadt, von der gesagt wird, sie umfaßte eine halbe Million Einwohner; zu Bombay; zu Chittagong an den östlichsten Grenzen Bengalens unweit der birmanischen Wälder; zu Sirdhana nordwarts Delhi in der Nähe vom Lande der Seihks; zu Pandua am Fuße des chinesischen Gebirges; zu Allahabad, wo die Dschumna in den heiligen Ganges fällt, dem berühmten Wallfahrtsorte indischer Andacht, — in Gegenden, wohin selten Europäer, nie Christusverkünder kamen, wandeln die britischen Heilsboten, lehren sie das Volk, gründen sie Schulen.

Nicht Europäer allein, auch bekehrte Hindu's, bekehrte Braminen, bekehrte Armenier und Muhamedaner verkünden das Evangelium. Es ist ein wunderbarer Wetteifer. Nie sieht man ihn ungesegnet. Man lehrt mit Eifer, taufet mit Vorsicht. Die Zahl der Täuflinge würde alljährlich noch größer sein, wenn sich die Muhamedaner wie die Hindus nicht fürchteten, durch öffentliches Bekenntniß des Christenthums ihr bisheriges Ansehen bei den Ihrigen und ihren Lebensunterhalt zu verlieren. Daher werden meistens die Bekehrten aus den niedrigern Volksklassen gewonnen; doch fehlen sie auch nicht aus den höhern indischen Kasten. Ja, selbst noch heidnische Schullehrer unterrichten die Hindukinder häufig im Lesen der Bibel.

Viele der Neubekehrten empfangen in der Taufe Namen, die sonst unter den Christen nicht üblich waren, aber nachahmungswürdig sind; z. B. Abdul Messi (Messias-Knecht), Inayut Messi (Gabe Christi), Nuwazisch Messi (Freundlichkeit Christi), wie wirklich drei indische Prediger zu Agra heißen; oder Taleb Messi (Messias-Jünger), Burrukut Ullah (Segen Gottes). Jetzt denkt man schon daran, höhere Schulanstalten zu stiften, worin Missionarien aus den Eingebornen gebildet werden sollen — ein Unternehmen, welches unfehlbar von glücklichen Erfol en gekrönt werden muß.

Denn wie gut und ernst der Wille eines von Europa gekommenen Bekehrers sein möge, erschüttert, wenn sein Fuß Indien betritt, viel Unerwartetes die Festigkeit seiner Vorsätze. Die hagern, unkräftigen Gestalten der Eingebornen, welche ihn da in ihrer ganzen Armseligkeit umschweben, deren unbekleideter Leib seinen Blick, deren raubtönende Sprache sein Ohr beleidigt, schreckt ihn um so mehr, je kräftiger und stolzer die daselbst angesiedelten Europäer, wie Wesen höherer Art, zwischen denselben einherschreiten. Ueberwindet er sich, ihres Gleichen, ihr Freund

zu werden, so hat er Jahre lang mit Erlernung der Sprache, und noch länger mit den Vorurtheilen der Europäer gegen jene verachteten Wesen zu kämpfen. Denn selbst die menschenfreundlichsten Personen unter den angesiedelten Europäern halten es oft für unmöglich, jene Geistigverkrüppelten zum Christenthum zu leiten, und daher das Unternehmen für einen vergeblichen Versuch schwärmerischer Unerfahrenheit oder Mangel an Urtheilskraft. Der gemeine Hindu hinwieder, voller Selbstsucht und Hinterlist, dabei knechtisch kriechend und mißtrauisch, scheint durch den Eindruck des Kastenthums, der seit Jahrtausenden in seinen Geschlechtern vererbt worden ist, noch in einer langen Geschlechtsfolge religiös und moralisch wahrhaft unheilbar zu sein. Das ist das Werk des orientalischen Despotismus.

Noch haben wir, außer den britischen Arbeiten zur Bekehrung der Hindu's, jener zu gedenken, welche früh im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf der Küste Coromandel begannen, und deren Hauptort Trankebar ward. König Friedrich IV. von Dänemark veranlaßte sie durch die edelsinnige Freigebigkeit, mit der er im Jahre 1706 ein Missions-Kollegium zu Kopenhagen stiftete. Der erste, welcher aus dieser Anstalt nach Indien ging, war der menschenfreundliche Gelehrte Bartholomäus Ziegenbalg. Was er zu Trankebar angehoben, setzten Andere in seinem frommen Geiste fort, kräftig unterstützt durch Frankens berühmtes Waisenhaus in Halle, wie durch die Londner „Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß." Schon blühen da der christlichen Gemeinden viele längs den Küsten des Meeres.

Was alles bisher zur Verbreitung des Gotteslichtes über Hindostans Völkerschaften geschah, ist um so bewundernswürdiger, da es größtentheils durch Kraftaufwand von Privatleuten in Europa, besonders von Briten und Deutschen, gethan ward. Zu Großthaten dieser Art, würdig höherer Menschen, welche mit göttlichem Christusgemüth auch Menschen entfernter Zonen als ihre Nächsten lieben, waren Könige und Fürsten mitten in der Pracht und Ueppigkeit ihrer Hoffeste bisher zu arm an Geld und Muth. Aber was jene Edeln bisher auch geleistet haben, es steht gering neben dem, was in diesen unermeßlichen Länderstrecken noch zu vollbringen ist. Es fehlt, ungeachtet aller bürgerlichen Freigebigkeit, an hinreichenden Summen und Missionarien für alle die weitläufigen Gegenden, wo diese nöthig oder sogar willkommen sein würden.

Weit weniger, als von Seiten der Evangelischen, ist bisher von Katholiken in dieser Hinsicht geleistet worden. Ja, die katholischen Gemeinden, deren beiweiten die zahlreichsten vom Flusse Krischna bis zum Kap Comorin hinab zerstreut im Lande liegen, sind häufig in der verlassensten Lage. Die oberste Aufsicht der katholischen Christenheit in Indien steht eigentlich zween Erzbischöfen zu, deren einer zu Goa, Metropolitan von ganz Hindostan ist, und Primas des Orientes heißt, der andere zu Kranganor wohnt, einer Stadt auf der malabarischen Küste, unter der britischen Präsidentschaft Bombay. Aber das Erzbisthum des letztern, schon seit Ende des vorigen Jahrhunderts erledigt, ward bisher durch einen vom Metropolitan zu Goa ernannten Generalvikar verwaltet.

Unter beiden Erzbischöfen stehen zwei Bisthümer; das zu St. Thomä bei Madras, und das zu Cochin. Aber auch diese beiden sind seit Anfang dieses Jahrhunderts erledigt und vom portugiesischen Hofe, während seiner unglücksvollen Schicksale, vergessen worden. Der Metropolitan von Goa läßt auch sie durch Generalvikarien verwalten. Sämmtliche Erzbischöfe und Bischöfe wurden von jeher durch die Könige von Portugal eingesetzt, welche über die ostindische Kirche das Patronatsrecht ausschließlich behaupteten und selbst andern katholischen Mächten das Befugniß versagten, Missionarien herzusenden. Nur die römische Curie achtete dieses Rechtes nicht, ernannte von jeher unter dem Namen apostolischer Vikarien Bischöfe in partibus, welche, unabhängig von den portugiesischen Landesbischöfen, nur der römischen Kongregation zur Glaubensverbreitung untergeordnet waren. Gegenwärtig sind drei derselben vorhanden, zu Bombay, Verapalli bei Cochin, und zu Pondichery, welche Missionarien bei sich haben, die Gemeinden ihrer Kirchsprengel zu besuchen.

Nach der Angabe eines dieser Missionarien, des Abbé Dubois, der seit fünfundzwanzig Jahren Indien bewohnt und durchreiset, mögen ungefähr vier Fünftel von der Bevölkerung der portugiesischen Besitzungen Christen sein *). Unter des Metropolitans von Goa unmittelbarer Gerichtsbarkeit stehen etwa fünfhunderttausend Seelen (aber dazu gehören auch die Katholiken auf der Insel Ceylon, etwa 140,000 an der Zahl), von vielen schwarzen Geistlichen, im Seminar zu Goa gebildet, versehen. Ueber zweitausend indisch-christlicher Priester und Mönche gehorchen ihm.

Das Bisthum von Kranganor, welches sich bis Madura und zu den Ufern der Krishna ausdehnt, zählte noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei zweihunderttausend bekehrter Hindu's; jetzt kaum dreißig- bis vierzigtausend; — das Bisthum St. Thomä nur etwa sechszigtausend; das zu Cochin blos dreißigtausend.

Von den drei apostolischen Vikarien Roms hat der zu Bombay kaum über zehntausend Seelen in seinem Sprengel, der zu Pondichery etwa vier- bis sechsunddreißig tausend, der zu Verapalli hingegen die meisten, nämlich achtzigtausend eingeborner Christen. Auch werden von den Missionarien des Letztern allein noch unter den Hindus Bekehrungen gemacht, und jährlich bei vier- bis fünfhundert erwachsene Heiden getauft. Zu diesen Geschäften dienen theils italiänische Karmeliten, theils eingeborne Priester. In den Umgebungen von Verapalli, Cochin und Travankor auf der malabarischen Küste bildet der Stamm der Nairen den größern Theil der Volksmenge. Unter allen Hindu's ist er der strengste in Beobachtung der Kastengebräuche. Wer solche aufs leiseste verletzt, wird unwiderruflich ausgestoßen. Dieser Umstand kommt den Bekehrern zu statten. Denn den Verstoßenen, von allen Ihrigen verlassen, bleibt nichts übrig, als um nicht Hungers zu sterben, Christ oder Muhamedaner zu werden. Bei-

*) Aus einem Schreiben desselben vom 15. Christm. 1815 in M. Blumhardts Magazin der Missions- und Bibelgesellschaften. Jahrg. 1818. Drittes Heft.

weitem die Mehrsten wählen lieber den Koran, als das Christenthum. Der Glaube der Moslemim gewährt ihnen mehr Freiheit und Nutzen im Leben.

Unter einem von der römischen Propaganda angestellten und von ihr abhängigen apostolischen Präfektur besteht auch zu Madras eine Send-Anstalt von italiänischen Kapuzinern. Sie mögen in ihrer Umgegend etwa zwölftausend Christen zählen. Vor hundert Jahren schon drangen die Kapuziner, das Kreuz predigend, durch das Innerste Hindostans bis Napaul und Tibet; doch ziemlich ohne Nutzen, wie dies auch mit den ehmaligen Sendungen französischer Jesuiten und portugiesischer Augustiner der Fall war. Als Ueberbleibsel ihrer Thätigkeit werden noch wenig besuchte Kapellen zu Agra, Lukno, Patna und andern Orten der Provinz Bahar gesehen. Die kleinen Gemeinden bestehen aber nicht sowohl aus bekehrten Hindu's, als vielmehr aus Nachkömmlingen der Portugiesen und aus halbkastigen Personen, daß heißt, Leuten, die aus Ehen von Europäern und Inderinnen entsprossen sind.

Der Verfall des katholischen Kirchenwesens in Hindostan ist kaum so groß, als der Verfall der Religiosität selbst in den katholischen Gemeinden. Die Missionarien erkennen es, und trauern. Die katholischen Hindu's leben meistens in der gröbsten Unwissenheit. Mit aller Niederträchtigkeit, die sie aus ihren ehemaligen, verworfenen Kasten erbten, pflegen sie als Christen die Völlerei und Ausgelassenheit des niedrigsten Christenpöbels zu verbinden. Ihr ganzes Christenthum beschränkt sich etwa auf Beobachtung einiger äußerlichen Gebräuche und auf das Hersagen einiger Gebetsformeln, die sie kaum verstehen. Vom höhern Pflichtgefühl, von einer Erhebung und Heiligung des Gemüthes durch den göttlichen Glauben, weht sie keine Ahnung an. Sie sind Heiden mit dem Rosenkranz und Kreuz. Die Heiligen vertreten ihnen die Stelle der alten Hindu-Götter. Einst kam zum evangelischen Prediger Corrie nach Agra ein Hindu und ein Katholik. Im Streit über die Ursachen des Erdbebens, den der Prediger entscheiden sollte, schwor der Hindu: das Erdbeben entstehe, wenn der Elefant, welcher die Erde auf seinem Rücken trägt, einen Fuß an sich zieht, um auszuruhen. Der Christ hinwieder versicherte: die Jungfrau Maria sei Schuld daran, welche die Erde aus ihrer Hand ihrem Sohn übergebe, um ein wenig auszuruhen.

Als Sultan Tippu damit umging, alle Einwohner seines Staates Mysore nach und nach zum Koran zu bekehren, ließ er im Jahr 1784 plötzlich alle katholische Christen seines Landes unter starker Bewachung nach Seringapatam führen. Es waren der Männer, Weiber und Kinder bei sechszigtausend. Er gebot ihnen, Muhamedaner zu werden, und die Beschneidung anzunehmen. Die Leute trugen auch gar kein Bedenken, seinen Befehl zu erfüllen. Keinem unter den Tausenden fiel bei, lieber zu sterben, als abtrünnig zu werden — Nach Tippu's Sturz kamen die Abgefallenen und söhnten sich wieder mit ihrer christlichen Kirche aus, indem sie jesuitisch-schlau behaupteten: ihr Abfall sei nur äusserlich geschehen; sie hätten den wahren Glauben in ihrem Herzen versteckt gehalten.

Warum in den katholischen Missionen Hindostans das Christenthum die Gemüther so wenig durchdringt und verklärt, ist ein leicht zu lösendes Räthsel. Die römischen Heilsboten dort begnügten sich größtentheils, ihren Täuflingen einige dunkle Begriffe von Gott, der Jungfrau Maria, Christo und den Heiligen, von Hölle, Fegfeuer und Himmel beizubringen, sie zum Mitmachen einiger kirchlichen Gebräuche abzurichten, und das Werk war gethan, der Christ fertig. Die Erwachsenen blieben ohne hellere Belehrung; die Kinder ohne Schulunterricht; alle ohne Bibel, ohne Andachtsbuch, aus welchem sie vom wahren Wesen der Lehre des Weltbeseligers eine Ahnung hätten erfassen können.

Eben diese Verderbtheit der meisten katholischen Hindu's oder sogenannten Portugiesen macht den unbekehrten Hindu's ein Grausen vor dem Christenthum. Und rechtschaffene Leute, wenn sie das Unglück haben, von ihrer Kaste verstoßen zu werden, wenden sich daher häufig und lieber der Lehre des Propheten von Mekka zu.

Auf der malabarischen Küste und zwar besonders im Gebiete von Travankor, leben auch noch viele Jakobiten. Man nennt sie gewöhnlich syrische Christen, weil sie theils sich beim Gottesdienst und in ihrer Liturgie der alten syrischen Sprache bedienen, die vom Volke selbst aber nicht mehr gesprochen wird; theils weil der ursprüngliche Sitz ihrer Kirche in Syrien ist. Ihr Bisthum zu Travankor, zu welchem ungefähr fünfzehntausend Seelen gehören, ist eins von jenen einundzwanzigen, die dem Stuhl des Patriarchen zu Der-Zaaferan in Mesopotamien untergeben sind, und deren ich schon gedachte, als ich die kleinasiatische Christenheit darstellte. Es versteht sich von selbst, daß die Katholiken und Jakobiten hier zu Lande aus christlicher Liebe einander herzlich verachten, ungeachtet sie nur in einigen Lehren von göttlichen Geheimnissen, die Niemand versteht, von einander abweichen. Uebrigens haben beide in drei Dingen viel Verwandtschaft, nämlich in ihrer hierarchischen Form (auch die Jakobiten haben Bischöfe, Priester, niedere Geistlichkeit); in der Sprache, denn auch die Katholiken gebrauchen die alte syrische in ihren Kirchen; und in der Unwissenheit und Verwilderung ihrer Geistlichen und Laien.

Wahrhaft ruhmwürdig ists daher, daß sich mehrere der evangelischen Engländer edelmüthig dieser verfallenen Kirchen annehmen. Der Resident der ostindischen Gesellschaft zu Travankor, Oberstwachtmeister Munro, faßte im Jahr 1815 den Gedanken, für syrische Priester und Laien eine Bildungsschule zu Cotym im Gebiet Travankor zu errichten, und mit Hilfe der britischen Missionsanstalten vollzog er ihn. Die Schule besteht. Priester und Katanaren (oder niedere syrische Geistliche) empfangen Unterricht in der syrischen Sprache. Es ist nun auch eine Druckerei für syrische Bibeln angelegt. So verschwindet vielleicht auch, durch gemeinsame bessere Bildung, der Unterschied zwischen Katholiken und Jakobiten, welchen man schon vor Jahrhunderten durch Synoden vergebens zu heben suchte. Denn die Jakobiten sind, wenn nicht auf ihr Christenthum, doch auf das Alterthum ihrer Kirche stolz, als der ersten christlichen in Indien. Sie lassen sich nicht einreden, daß Mar-Thomas, ein Syrer, ihr Apostel gewesen: sondern leiten

ihren Ursprung von dem Jünger Jesu dieses Namens ab, welchem sie auf keine Weise die alte Ehrerbietung entziehen wollen, um sie dem Petrus und Paulus zu geben. Sie wallfahrten nach St. Thomä oder Meliapur, wo ihn die Braminen einst erstochen haben sollen; nach Maleatur am Feira-Fluß im travankorischen Gebiete, wo er gelehrt und getauft haben soll.

Immer bleibt merkwürdig, daß sich, ehe Europäer siegreich ihren Fuß auf die Halbinsel diesseits des Ganges setzten, hier ein kleiner Haufe Christen mitten unter feindseligen Braminen und Muhamedanern erhielt, und seit mehr denn vierzehn Jahrhunderten das Dasein behauptete. Wiewohl zuletzt das ganze Ueberbleibsel seines Christenthums meistens nichts war, als ein verworrenes Wesen von Festlichkeiten, Gebräuchen und abergläubigen Vorstellungen: hielt er doch auch daran mit unüberwindlicher Treue fest. Aber Vorurtheile und Gewohnheiten sind dem Bildungslosen die Stellvertreter der Ueberzeugungen, und iene eben so schwer zu vertilgen, wie diese. Dadurch erhalten sich noch viele Religionen des Alterthums, viele Kirchen, denen längst der heiligere Geist entwich, durch welchen sie entstanden waren.

---

9. Die persischen Christen. — Zabier — Sufa's.

Die Lehre des Propheten von Mekka ist, so weit sie durch Asien verbreitet sein mag, und so eifrig ihre Bekenner sie behaupten, nicht minder entartet und verfallen in diesem Welttheil, als die Lehre Jesu. Darum irren aber nicht desto weniger diejenigen, welche, begeistert durch die Göttlichkeit des christlichen Glaubens, hoffen, diesen um so leichter bei den Muhamedanern zu verbreiten, je roher deren religiöse Vorstellungen sind.

Auch in Persien wie in Ostindien, ist der Glaube der Moslemim wild verunstaltet, das Volk in eine Art Heidenthums zurückgesunken. Aber der Perser hält fest am Brauch und Buchstaben, ohne den entschwundenen Zweck und Geist zu kennen.

Hier bildeten schon längst die Zabier eine Art Mittelgliedes zwischen Muhamedanern und Christen. Man kennt Ursprung und Geschichte dieser Religionspartei noch viel zu wenig, die man gewöhnlich für eine der aus dem Schooße des Islam entsprungenen Sekten hält. In der That ehrt sie den Propheten von Mekka und viele seiner Stiftungen, weil sie nicht läugnet, daß sich Gott dem menschlichen Geschlechte in verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen durch Gesandte offenbart habe. Aber sie legt keinen Werth auf Wallfahrten zum heiligen Grabe. Sie nennt den Täufer Johannes ihren Lehrer. Sie bedient sich, neben der Beschneidung, auch der Taufe. Sie kennt das Abendmahl und weiht dem Kreuze Andacht. Sie hat nach und nach von allen Religionen, die in Persien zu verschiedeneu Zeiten mächtig waren, angenommen. Doch durch die Pforten der zabischen Kirche vereinigen sich Muhamedaner und Christen wahrlich am letzten.

Die persischen Christen, im Lande verachtet, wie anderer Orten Juden, gehören zur armenischen Kirche, die nicht minder verwildert ist, wie die griechische unter türkischer Botmäßigkeit. In frühern Zeiten sandte Rom mehrere Missionarien, weniger noch zur Bekehrung

der Nichtchristen, als zur Vereinigung der Armenier mit dem Stuhl Petri. Es gelang ihnen zum Theil. Die, welche sich mit der katholischen Kirche vereinigten, haben ihren Erzbischof zu Natschiwan im Lande Erivan; die übrigen hingegen ihren Patriarchen, den „Hugas Kathaltos“ in Jedschmiassin.

Dieser Patriarch (im Jahre 1817 hieß er Efrem) hat in seinem, am Fuße des ewigbeschneiten Ararat-Gebirges liegenden Kloster, ungefähr dreihundert Mönche bei sich. Die zum Kloster gehörenden christlichen Dörfer sind wohlhabend. Das Gotteshaus selbst aber wird nach und nach durch die hartherzigen Erpressungen des persischen Befehlshabers der Provinz Erivan so verarmt werden, daß es zuletzt nichts mehr behält, als seine Reliquien, z. B. den heiligen Spieß, der die Seite des Heilandes durchbohrte; ein Stück Holz von der Arche Noahs, welches der heilige Gregorius im Traum empfing u. s. w. Der wackere Weltumsegler Moriz von Kotzebue erzählt uns in seiner Gesandtschaftsreise nach Persien Manches von diesem Kloster, das Mitleiden erregt.

Man vernimmt schon seit langer Zeit wenig mehr von katholischen Missionen nach Persien. Desto eifriger lassen sichs die britischen und russischen Bibelgesellschaften und Missionsanstalten angelegen sein, durch Ausbreitung der Urquellen des Christenthums in persischen und armenischen Uebersetzungen den Koran zu verdrängen, oder den trüben Glauben der Armenier zu läutern. Die in neuern Zeiten von Persien an Rußland abgetretenen Provinzen bieten Spielraum genug dar. Aber auch ins Innerste Irans, oder des eigentlichen Perserlandes, gingen schon zahlreiche Bibeln; und die Menge der Kaufleute, oder reisenden Gelehrten, welche jährlich Astrakan zu besuchen pflegen (man zählt deren im Jahre mehrere Tausende), helfen nicht wenig, die Schriften der evangelischen Christen zu verbreiten. Diese Schriften sind selbst am Hofe des Schachs bekannt genug. Nach der Versicherung des gelehrten Doktor Campbell, der am Hofe zu Teheran seit vielen Jahren lebt, und im Jahre 1816 in Petersburg war, aber wieder nach Persien zurückging, wußte selbst der Thronfolger des Königs ganze Stellen des neuen Testamentes herzusagen.

Inzwischen darf man daraus nicht zu viel folgern. Ungerechnet, daß Muhamedaner, wenn sie dem Islam untreu sein wollten, von ihren alten Glaubensgenossen mit tödtlichem Haß und Abscheu verfolgt werden würden, ists keine Kleinigkeit, ihnen Vieles von den kirchlichen Bräuchen und spitzfindigen oder geheimnißvollen Glaubenslehren der christlichen Parteien annehmbar zu machen. Persische Männer von Bildung, denkende Muhamedaner, tragen gar kein Bedenken, den reinen, geistigen Wahrheiten des Christenthums, wie sie Jesus selbst verkündigte, den Vorzug vor den das Irdische, Gemeinsinnliche mehr ansprechenden Lehrsätzen des Korans einzuräumen. Aber zu Kapiteln unserer Dogmatik machen sie ungefähr die Miene, die ein gebildeter Katholik machen würde, wenn ihm ein eifernder Kalvinist von Genf die Sätze von der Gnadenwahl einschärfen, oder ein gebildeter Protestant, wenn ihm ein Kapuziner mit dem Fegfeuer Furcht einjagen wollte.

Die einsichtsvollern Perser machen eben so wenig Wesens von der Dogmatik und den Wunderbarkeiten des Islam. Es gibt unter ihnen Tausende, welche, ohne eben öffentlich vom muhamedanischen Wesen abzufallen, in der Verehrung des einzigen höchsten Gottes, und in Erfüllung der heiligen Pflichten gegen Mitmenschen und Gott, den ganzen Inbegriff ihres Glaubens, Gemüthsruhe und Erhebung finden. Aber sie behalten ihre Ideen sorgfältig für sich, um nicht vom Pöbel und von den Priestern als Gotteslaugner verketert zu werden. Man kennt sie darum in Persien dennoch. Man heißt sie nur die Suffa's, oder Philosophen, Freidenker. Sie sind in Persien etwa das, was die Bekenner des Confutse in China, die Siuto's in Japan und die helldenkendsten Männer unter Katholiken, Protestanten und Juden in Europa sind. Letztere empfangen von ihren Kirchparteien ungefähr ähnliche Titel. Denn asiatischer und europäischer Pöbel sind von einander wenig verschieden, und wahrscheinlich auch eben so wenig der große Haufe der Priester, Pfaffen, Rabinen, Mufti's, Braminen, Bonzen, Gylongs, Talapoinen u. s. w. in beiden Welttheilen.

---

10. Die Cingalesen und Javaner. — Das Christenthum auf den übrigen größern asiatischen Inseln.

Noch bleibt uns übrig, einen Blick auf die asiatischen Inseln, und die in denselben bisher bewirkte Verbreitung des christlichen Glaubens zu werfen.

Vor allen tausend Inseln, welche das asiatische Festland umgürten, ist aber Ceylon mit seinen dreimalhunderttausend Bewohnern in religiöser Hinsicht denkwürdig. Mit uralter Ehrfurcht blicken noch heute die Inder diesseits und jenseits des Ganges, selbst die Thomaschristen, auf dies Eiland. Die Malabaren nennen es in ihrer Sprache nur das heilige Land, oder Lanca. Als Gipfelkrone des Gebirgs, welches Ceylon durchschneidet, erhebt sich der hohe, weit über das Meer sichtbare Talmala oder Hamalel. Droben, wo drei Ströme ihren Ursprung nehmen, schuf Gott, nach den Sagen der Hindu, den Stammvater des Menschengeschlechts, und begrub er ihn wieder. Von hier aus kam, nach dunkeln Ueberlieferungen Hinter-Indiens, der Glaube an Budda oder Bud, dem beiweitem der größte Theil Asiens heute noch Gebet und Opfer bringt. Schon viermal, sagen die Priester Ceylons, ist ein Budda erschienen in der Welt; das viertemal als Mensch, von einer Jungfrau geboren. Seine Lehre wird fünftausend Jahre herrschen; dann der fünfte Budda sich offenbaren.

Zwar sind Gerechtigkeit und Weisheit die Grundsäulen des Budda-Glaubens genannt. Aber das Volk ist, zumal in den untern Kasten, verwildert und entsittet; in den obern Kasten oft ungläubig oder zweiflerisch. Viele Braminen fühlen sich, wegen der ungeheuern Menge der Untergötter, in Gefahr, zuletzt keinen Gott zu haben oder zu glauben. Denn in Ceylon zählen die Priester deren 120,535. Daneben war selbst des alten Roms Vielgötterthum Kleinigkeit. Bei der Herrlichkeit des Himmelsstrichs und der Fruchtbarkeit des Bodens ist das Volk träge, körperlich wie geistig. Der Kokusbaum ist der freigebige Pfleger des Müssiggangs. Denn ein

kleiner Garten voller Kokusbäume reicht für die meisten Bedürfnisse einer Haushaltung hin; gibt ihr Speise, Trank, Oel, Obdach, Brenn- und Bauholz.

Es geht eine Sage, sie soll aus den heiligen Büchern der Eingalesen stammen, es werde von Westen her ein neuer Glaube gen Ceylon kommen, dem die ganze Menschheit beifallen solle. An diese Sage hätten die christlichen Heilsboten längst ihre Jesuslehre knüpfen können. Doch ward von ihnen wenig geleistet.

Die ersten europäischen Eroberer Ceylons, die Portugiesen, bekehrten nach Muhameds Weise mit dem Schwert. Den Worten der Priester, welche Taufe, Kreuz, Rosenkranz und allen Pomp römisch-katholischen Kirchenthums darboten, kam der Donner der gegen die alten Göttertempel gerichteten Kanonen zu Hilfe. Viele Eingalesen nahmen im Schrecken das katholische Kirchenthum an, ohne den Glauben zu kennen, welchen Christus geoffenbart hatte.

Als sich im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts die Holländer des großen Eilandes bemächtigten, bauten sie viele Schulen und Kirchen. Ihre Prediger drangen minder auf todte Werkheiligkeit, als Frömmigkeit des Gemüthes. Doch die spätern verloren oft den edeln Geist der erstern. Viele derselben, bald dem Trunk, bald der Wollust oder andern Lastern hold, wurden den Eingalesen böse Vorbilder. Dennoch nahmen Tausende der Letztern die Taufe, weil, in Folge eines Gesetzes, nur getaufte Christen öffentliche Stellen erhalten. Nach diesen Stellen geizten die Eingalesen, nicht nach Aufklärung und Christensinn. Das Bild des Budda blieb geheim bewahrt in ihren Herzen und Wohnungen.

Die Engländer nahmen endlich die Herrscherstelle der Holländer ein. Sie aber thaten zur Veredlung der Eingalesen weniger noch, als ihre Vorgänger. Ceylons Edelsteine, Perlen und Zinn und Gold waren den kaufmännischen Briten wichtiger, als Alles. So versank das Gute, was schon früher gestiftet worden, wieder in den Schlamm alten Heidenthums nieder.

In den Tagen der Holländer zählte man nur noch drei- bis vierhundert Götzentempel auf Ceylon; im Jahr 1807 aber waren schon wieder über zwölfhundert vorhanden. Im Jahr 1663 zählte man bloß im Bezirk Jaffna fünfundsechszigtausend Christen, wo im Jahr 1814 kaum noch fünftausend waren. Offenbar sind also zahllose der getauften Eingebornen wieder zum altväterlichen Heidenthum umgekehrt, dem sie nie aus Ueberzeugung entsagt hatten. Nach einer neuern Berechnung hat die Gesammtzahl der protestantischen Landeseingebornen nur etwa hundert und fünfzigtausend betragen, und die der römisch-katholischen ungefähr fünfzigtausend. Wieviel aber dieser Katholiken und Protestanten mögen wohl Christen sein?

Der heidnische Eingalese ist, wieviel ers ohne Gefahr sein darf, reinthierisch in seinen Begierden; meineidig, hurerisch, gewaltthätig. Die meisten vorhandenen Portugiesen oder Katholiken stehen ihm im Sittenverderbnisse nicht nach, und der größere Theil der Protestanten ist um nichts besser. So besagen es die übereinstimmenden Zeugnisse neuerer Reisenden.

Im Jahr 1815 eroberten die Engländer noch das Gebiet des Königs von Candi, des einzigen, welcher bisher auf der Insel unabhängig geblieben war. So ward ganz Ceylon

britisches Land. Und seit dieser Zeit hat sich auch ein neuer Eifer zur Verbesserung des sittlich-religiösen Zustandes der Einwohner entzündet. Die erste Anregung dazu geschah abermals durch die britischen Missionsgesellschaften in London; und die Regierung benutzte den lebendigen Willen derselben zum Guten. Bei zweihundert Schulen sind schon gestiftet; jährlich vermehrt sich ihre Zahl. Eine Akademie ist nun zu Colombo zur Ausbildung in höhern Wissenschaften aufblühend. Die Sendanstalten in alle Theile des Eilandes sind vervielfacht. Es gebricht nur an der nöthigen Menge derer, die den heiligern Glauben verkünden können. Zu Colombo und andern Orten haben die britischen Methodisten Schulen angelegt. In Galle, einer festen Stadt mit ungefähr fünftausend Einwohnern, in der Stadt Jaffnapatam, in Batticaloe, in Candi selbst, der Hauptstadt des neueroberten Königreichs, haben die englischen Missionarien Niederlassungen, von welchen aus sie die benachbarten Gegenden durchwandern und unterrichten, oder die von den Holländern einst gestifteten, von den Briten nachher ganz vernachlässigten Kirchsprengel wieder herstellen, deren Prediger meistens längst verstorben, deren Gemeinden längst in unglaubliche Unwissenheit zurückgesunken sind. — Ihr Wirken ist nicht eitel. Man hat selbst Vorsteher einzelner Gemeinden, selbst eingalesische Priester des Budda, selbst einen der gelehrtesten und berühmtesten derselben zum Christenthum übertreten gesehen.

Dieselbe Thätigkeit britischer Glaubensgesandten herrscht gegenwärtig auf der großen Insel Java, besonders seit die Engländer auf derselben während der Napoleonischen Kriege Fuß gefaßt hatten. Schon seit sich die Holländer im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts einiger Küsten dieses großen, gebirgigen und fruchtbaren Eilandes bemächtigt hatten, waren von ihnen löbliche Anstalten zur Versittlichung ihrer heidnischen Nachbarn und zur Verkündung des Christenthums getroffen worden. Ueberall fand man hier in Städten und Dorfschaften, wo holländische Niederlassungen lebten, treffliche Geistliche, eifrige Männer für das göttliche Wort. Aber die gewaltsamen Staatsumwälzungen, deren zerstörende Wirkungen sich von Europa über den Ozean bis in die javaischen Berge verbreiteten, zerstörten viel Löbliches. Die Franzosen waren nur auf kriegerische Behauptung der fruchtbaren Insel bedacht. Ein großes Denkmal ihrer ungeheuern Thätigkeit wird die prächtige Heerstraße bleiben, welche der französische Befehlshaber Dandales binnen neun Monaten vom Fort Diamant, bei der Stadt Bantam, bis zur östlichsten Spitze der Insel, vollendete, indem er Thäler füllen, Hügel abtragen, Berge durchbohren ließ.

Noch ists die muhamedanische Religion, welche auf Java am mächtigsten herrscht. Jedes Dorf hat seine Moschee und seinen Priester, der zugleich Mitglied der bürgerlichen Verwaltung ist. Unweit der Stadt Scheribon zeigt man noch das Grabmal des ersten der Muselmänner, welcher auf Java den Koran predigte. So heilig wird dasselbe geachtet, daß sich ihm nur Rajah's oder Fürsten ganz nähern dürfen. Als Muhameds Lehre auf Java gewaltig ward, flohen die Hindu's hinüber auf die Insel Bali. Doch sieht man noch zu Solo, der in

prächtiger, reichangebauten Ebene gelegenen Stadt, zu Samarang und Surabaya viele Ueberbleibsel der Hindu's.

Außerdem bilden die Chinesen wohl den fünften Theil der Bewohner dieses Landes. Eben so zahlreich mögen die Malayen sein. Jene sind indessen beiweitem die geistvollsten und kenntnißreichsten, ob sie gleich nur den niedrigsten Ständen China's entstammen. Unter vier Chinesen kann gewiß einer lesen (ein Ruhm, den man im polizirten Europa nicht aller Orten zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts den untern Klassen geben konnte). Auch haben sie in allen Haupt-Niederlassungen, selbst in Dörfern, Schulen für ihre Kinder. Kein Wunder, wenn sie in größerm Wohlstand leben, als die meisten Javaner. — Dagegen sind gewöhnlich die Muhamedaner, auch ihre Priester, unwissend; selbst den Koran kennen sie nur sehr oberflächlich. Ihre Religion ist bei ihnen zum sinnlosen Gewohnheitswerk geworden. Um so ansprechender, sollte man denken, müsse ihnen eine Lehre sein, die ihren Geist mit den erhabensten Wahrheiten beschäftigen, ihr Herz mit den edelsten Gefühlen erfüllen kann.

Es kommt nur darauf an, daß sich geistvolle, sinnige Männer an das apostolische Werk machen, besonders bei den einsichtigern und gedankenreichen Chinesen; nicht etwa Männer, die — wenn z. B. der Chinese in bildervoller Sprache vom höchsten Wesen spricht: „Der Donner ist Gottes Stimme, Licht sein Auge, Gluth sein Odem, und der Regen das Träufeln seines Mundes!“ — daraus folgern, dieser Gott sei „die materielle Weltseele, welche nur den sichtbaren Himmel in Bewegung setzt.“ — Trefflich war der Gedanke eines jener Chinesen auf Java, als er einem der englischen Missionarien sagte: „Ich glaube, alle Religionen in der Welt seien einander gleich, oder besser, nur verschiedene Zweige derselben Wurzelwahrheit.“ Der Missionar begriff ihn schlecht und antwortete linkisch. Daher mocht' es kommen, daß der Chinese, auf die Ermahnung von Jenem, er solle nur zu Jesu fleißig beten, fein spöttelnd erwiederte: „Ich fürchte, er verstehe nicht chinesisch genug; ich müßte dazu wohl erst englisch lernen.“

Ueberhaupt fehlt es den britischen Glaubensboten nicht am frommen Willen, desto öfter an nöthiger Menschenkenntniß, Anschicklichkeit und Einsicht. Häufiger werden, vermuthlich aus Mangel an bessern Werkzeugen zum Bekehrungsgeschäft, unwissenschaftliche Personen, Handwerksleute zu Missionarien erwählt, die sich in frommer Begeisterung zum mühsamen und gefahrreichen Unternehmen darbieten, und gutmüthig sich damit trösten, der Herr sei in den Schwachen mächtig. Daher wird mit Aufwand großer Mühen und Kosten gemeinlich minder geleistet, als wünschenswürdig wäre. — Doch auch das wenige Gute, welches von ihnen gestiftet wird, ist ehrwürdig und dankbar anzuerkennen.

Der größere Theil der Schuld, daß bis jetzt die meisten Nationen fremder Welttheile noch verwildert, sittenlos, ohne die Wohlthat des Christenthums in halber Bestialität dahin leben, fällt der Gleichgiltigkeit christlicher Regierungen Europens zur Last. Ja manche derselben und ihre Statthalter und Amtleute finden es sogar ihrem kaufmännischen oder politischen Vortheil

angemessener, die Nationen durch keine höhere Religion zu entwildern, und die fruchtbarsten Ländereien öde liegen zu lassen.

Daher sind zahlreiche Inseln Asiens noch weit verwahrloseter als Java. Das große, reiche Sumatra ist an den Küsten nur von Muhamedanern, im Innern nur von Heiden bevölkert. Die Engländer und Niederländer bekümmern sich lediglich um ihren Handelsverkehr. Und wie abhängig auch die eingebornen Landesfürsten von ihnen sein mögen, fällt ihnen doch nicht bei, dieselben nach und nach menschlicher zu machen. Im Innern Sumatra's werden nicht nur den Götzen viele Menschenopfer geschlachtet, sondern Kriegsgefangene mit grausamen Qualen gemordet, und mit einer ganz eigenen Brühe angerichtet, aufgefressen.

Die durch ihre ergiebigen Zinnbergwerke berühmte Insel Banka, in der Nähe Sumatra's, liegt mit ihrem fruchtbaren Boden öde da. Sie hat nur wegen ihres Zinnes einigen Werth, welches von den Händen jährlicher Auswanderer von China ausgebeutet wird. Die Niederländer und Briten selbst hinderten bisher geflissentlich die Belehrung des Volks und den Anbau des Landes, um die Einwohner Banka's für ihre Lebensbedürfnisse von Java oder dem Handelsplatze Palembang abhängig zu erhalten. Die Dörfer liegen in ungeheuern Wäldern verloren; die Hauptstadt Minto ist ein wüster Flecken. Die Ureinwohner, meistens Heiden, sind entweder Orang-Gunangs, d. i. Gebirgsbewohner, wie es der Sprache nach scheint, malayischen Ursprungs, oder Orang-Laut's, d. i. Seeleute, die an den Küsten leben. Chinesen, deren hier über viertausend wohnen, so wie Malayen, sind Fremdlinge.

Borneo, Asiens größte Insel, kennt, wie Macassar und Celebes, an den Ufern nur den Islam, im Innern nur das Heidenthum. Hier, wie in Sumatra, werden noch, gleichsam unter den Augen der Europäer, von den unmenschlichen Einwohnern bei Hochzeiten und andern Festlichkeiten Menschenopfer gebracht. Schwerlich kam noch ein Europäer mit der menschenfreundlichen Absicht hieher, die Sterblichen mit dem wahren Gott und ihren ewigen Bestimmungen bekannt zu machen. Hier sind die Christen bloß Krämer, und nichts als Krämer.

Doch ich will nicht von den Gegenden reden, wohin die süße Stimme einer bessern Religion nie gedrungen ist. Ich müßte viele tausend von Asiens noch ungezählten Inseln nennen. Darum beschränke ich mich von jenen zu reden, wohin das Evangelium schon getragen ward.

Auf den molukkischen Inseln berechnet man die gegenwärtige Anzahl christlicher Einwohner über zwanzigtausend Seelen. Eine kleine Zahl gegen die große Volksmenge, welche sich unter der heißen Sonne der Gewürzinseln eines wilden Daseins freut. Inzwischen ist doch, zumal von den Holländern, zur Ausbreitung besserer Religionsbegriffe viel Löbliches begonnen worden; am meisten in Amboina. Hier haben sich nun auch, wie auf Banda, britische Missionarien seit dem Jahre 1814 angesiedelt, deren erstes Geschäft war, vornehmlich den lange versäumten Christengemeinden, in denen man bei achtzehntausend protestantische Christen zählte, neue Lehrer zu werden, und in ihren Landessprachen gedruckte Bibeln von

Calcutta zu bringen. In Amboyna selbst hat sich zur Verbreitung der heiligen Urkunden des Christenthums eine Bibelgesellschaft gebildet, die im Jahre 1815 für ihren Zweck viertausend Thaler zusammensteuerte. — Auch auf der Gewürzinsel Schiloló zeigen sich noch Spuren des einst von den Jesuiten gepredigten Glaubens; aber fast erloschene Spuren. Der Triumph, mit welchem die Jesuiten den Uebergang Ynka-Kassels, des Königs dieser Insel, zum Christenthum im Jahr 1750 verkündeten, wie ihn der Bischof von Manilla getauft, wie er zu Ehren des Königs von Spanien den Namen Ferdinand angenommen, seine achtundvierzig Gemahlinnen abgedankt, seine Pagoden alle zerstört, eine christliche Kirche gebaut habe, dauerte nur kurze Zeit. Ynka-Kassel, ein schlauer und gewaltthätiger Mensch, wollte sich nur mit dieser Maasregel das Vertrauen des spanischen Statthalters und dessen Hilfe zur Unterjochung anderer benachbarten Inseln verschaffen. Als dies fehlschlug, änderte er den Sinn. Die Folge ward, daß die Spanier ihn kriegerisch überfielen und gefangen nahmen. Auf manchen andern der Gewürzinseln wurden schon früh von katholischen Glaubensboten Bekehrungsversuche, oft sehr unglückliche, gewagt. In Tidor wurde der Missionar Pater Leo von St. Joseph im Jahr 1739 von den Einwohnern geviertheilt, sein Haupt auf einem Spieße herumgetragen. Ein Jahr nachher verschwand der Pater Hippolyt, den die Wilden mit sich hinwegschleppten.

Blühender ist der Zustand des Christenthums, wenigstens dem Aeußern nach, in den manillischen oder philippinischen Inseln. Dies dankt man besonders den großen Missionsanstalten Roms, die dort schon seit Jahrhunderten thätig waren. Daher konnte in der prächtigen und volkreichen Hauptstadt Manilha, die gegen neunzigtausend Einwohner zählt, schon im Jahr 1721 ein erzbischöflicher Stuhl errichtet werden, dem drei Bisthümer untergeordnet wurden. Die Missionarien waren unablässig bemüht, dies geistliche Gebiet über die zehntausend Eilande des philippinischen Archipelags zu erweitern. Inzwischen schritten sie mit ihrem Bekehrergeschäft nur allzu eilig vor. Es schien ihnen mehr daran gelegen, die Zahl der Angehörigen zu vergrößern, als Seelen zu erleuchten. So rühmten sich die Augustinermönche im Jahr 1734, die ganze Nation der Ifinaga's bekehrt und getauft zu haben. Hintennach erfuhr man, daß die Wilden sich empört, die Klöster ausgeplündert, die heiligen Gefäße geraubt, und die Christen genöthigt hätten, ihr armes Leben in die Wüsten der Gebirge zu retten.

Aus Berichten späterer Reisenden weiß man, daß das Christenthum vieler Bekehrten von ziemlich rohem Gepräge sei; daß die christlichen Wilden, wo sie die Stärkern sind, noch immer, wie in ihrer Heidenzeit, die alten Götzen nebenbei in Ehren halten, und sogar noch, wie auf der Insel Paraga oder Palawan, die neugebornen Kinder, welche einen Leibesfehler zeigen, umbringen; daß hinwieder, wo die Neubekehrten die Schwächern sind, sie sehr barbarisch zur Beobachtung der Kirchenzucht getrieben werden. Wenn sie den öffentlichen Gottesdienst versäumen, werden sie von den Geistlichen mit Schlägen abgestraft im Angesicht des Volks. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß Priester selbst Frauen und Mädchen zur Züchtigung die Ruthe geben. Die Beweggründe, aus welchen man bekehrt, sind oft eben so unedel, als diejenigen, welcher willen

man sich bekehren läßt. Die Küstenbewohner werden oft nur darum Christen, um bei den Spaniern Schutz gegen die schwarzen Nachbarn in den Gebirgen zu finden; von den Gebirgsbewohnern hinwieder kommen wenige zur Taufe, wenn sie nicht allenfalls aus Liebe zum Wein oder Schweinefleisch dazu verführt werden, weil ihnen der Koran beides untersagt.

Die Gesammtzahl der Christen auf den Philippinen wird (1817) auf 1,300,000 Seelen angegeben, in vier- bis fünftausend Pfarreien vertheilt. Nur die Dominikaner-Mönche versehen hier neunundfünfzig Pfarreien und viele andere Missionen, worin sich (im Jahr 1818) 153,254 befinden. Es fehlt aber an tüchtigen Verkündern des Evangeliums, weshalb jetzt die Dominikaner in Spanien aufgemuntert werden, sich dahin zu begeben. Die Weltgeistlichen auf den Philippinen sind Indier und Mestizen, nur die Mönche sind Europäer. Die Bischöfe sind daher genöthigt, Leuten von allerlei Gewerben, die sonst nichts zu verdienen wissen, ohne Bedenken die priesterliche Weihe zu ertheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Deutschland.

Der Weltweise Plattner in seinen letzten Lebensjahren.

Der Nestor unserer deutschen Philosophen ist nun auch nicht mehr! — Einer seiner Zuhörer will hier überliefern, wie er den Verewigten in den letzten Jahren noch fand.

Plattner, im Jahr 1744 in Leipzig, der Vaterstadt von Leibnitz und Thomasius, geboren, fing schon 1767 an, öffentlicher Lehrer zu sein. Er hat in ganz Europa dankbare Schüler.

Im Frühling 1815, als ich ihn zuerst sah, und von welcher Zeit an ich ihn täglich mehrmal zwei Stunden hörte, war er noch so rüstig, daß mir die Bemerkung derer, die ihn vor zwanzig Jahren gehört hatten, und ihn ermattet nannten, eben nicht sehr triftig vorkam. Zwar schritt er langsam steif einher, aber sobald er auf seinem netten reinlichen Katheder in dem schönsten Hörsaale von Leipzig stand, und sein „Meine Herren“ gesprochen hatte, und redend umherblickte, war er noch ganz Leben; und ich habe unter allen in Leipzig, Jena und Heidelberg gehörten Professoren keinen angenehmern Redner gefunden, als den alten Plattner. Auch keinen geschicktern Karakterschilderer als ihn. Solche Schilderungen kamen in seiner Anthropologie, am Schlusse seiner Moralphilosophie und in der zu Ende seines Lebens wöchentlich einmal gehaltenen Vorlesung über Lebensphilosophie vor.

Rührend war die Ankündigung der letztern. „Ich bin bejahrt, sagte er, und habe Manches

beobachtet, und beobachtet, wie es nicht Jedermann thut, und wünsche damit noch zu nützen." Mehrere Professoren waren unter seinen Zuhörern.

Er nannte seine Lehrform Skepticismus, aber klagte, daß Viele den Ausdruck Skeptiker durch Zweifler, und nicht, wie sichs verstehe, durch Wahrheitsucher übersetzen. Oft war er stolz darauf, etwas, das er als Jüngling schon behauptet hatte, noch in seinem Alter behaupten zu können.

Sextus Empirikus, der Pyrrhoner, auch Arzt, wie Plattner, war mehr sein Symbol, als seine Skepticismusquelle, die er anführte. Und bei seiner feurigen Begeisterung für Plato möchte man ihn wohl nicht unrichtig einen Akademiker in philosophisch-geschichtlichem Sinne nennen. Die (spekulative) Philosophie war ihm „die Aufgabe, das Räthsel der Natur und des menschlichen Daseins zu lösen."

Unter Neuern habe ich ihn von Rousseau und Spinoza mit Vorliebe sprechen hören. Herder nannte er den deutschen Plato; er kannte und liebte Schiller.

Kants Größe erkannte er hin und wieder durch den Ausruf an: „Wie konnte auch Kant'n das entgehen!" Uebrigens erwähnte er Kant'n oft, und mit ihm stimmte er in Vielem überein. Einigemal hörte ich ihn bemerken: „War Hume nicht, so war Kant auch nicht."

Fichte's hörte ich ihn bei Nennung des Veratheißtung des erstern erwähnen, wo Plattner bedauerte, „daß Fichte sich damals nicht orientirt habe!" Sonst sprach Plattner väterlich von Fichte. „Schellings Gott, sagte er einmal, sei ein Embryo etwa im sechsten Monat."

Dessen ungeachtet wollte Niemand weniger, als er, den Verdacht, nicht mit seiner Zeit fortgeschritten zu sein, gegen sich aufkommen lassen. In einer der jedes halbe Jahr von ihm gehaltenen Vorlesungen über Geistesunsterblichkeit, als er von der ewigen Jugend jugendlich sprach, gab er das Fortschreiten mit seiner Zeit als ein gutes, auch von ihm selbst immer gebrauchtes Mittel an, jung zu bleiben. Damals rief er: „Ich bin nicht alt, ob ich wohl bejahrt bin!"

Indessen habe ich dieses Geläugnete doch in seiner wirklich noch allzu Baumgartenischen Aesthetik verspürt. Er besaß Gemälde, Kupferstiche und andere Kunstwerke; aber auch die Lebensfrische der Menschen hat ihre Welkzeit. Jedoch ehrte es ihn stets, daß nur Sitten-Vervollkommnung, nach ihm, in Kunstmotiven und Kunstwerksgruppen leben und hervorleuchten sollte, — das ließ ihn weniger vom allseitigen Geiste der höhern Schöpfung reden. Obgleich, nach seiner Definition, die Kunst „eine gerührte Zuschauerin der Natur" war.

Unter den Gebrechen unserer Zeit waren ihm Gesetzmangelhaftigkeit, welche z. B. Kindermord, verfassungsmäßige Armuth und andere, geradezu hervorbringe, ferner Natursinnmangel und Versteinerung der Großen, oder des größten Theils der Großen und Reichen, ferner Kulturberaubung des niedern Volkes, Seltenheit einer thätig-wahren Religion u. s. w.

Und er hielt Rousseau's Rath, in die Wälder zu den Wilden zu gehen, um Sittengüte zu gewinnen, nicht, wie Iselin in der Menschheitgeschichte, für einfältige Eigenheit, sondern für die bitterste Ironie, die je die Erde gesehen habe.

Er dürfte Recht haben. Warum brach eine französische Revolution aus? — Ueber den schon von der Erdbühne abgetretenen Napoleon rief er, wie gewiß Millionen rufen: „Was hätte dieser Mann vermogt, wenn ers gemogt hätte!"

Und hierin beschämte er seinen jüngern Kollegen, Krug, der in diesem Stücke, wie in mehrern, weniger idealisch ist, als dieser Greis war.

Plattner konnte sowohl jovial, als auch höchst satyrisch werden. Seine Einkleidungen haben immer etwas Poetisches gehabt. Aber er war weit entfernt, sich mit jener Schöngeisterei zu begnügen, die in seinem Jünglingsalter aufkam: sondern er war tiefwissenschaftlich genährt, Redner, dabei aber gründlicher Lateiner, Sprach-, Geschichts- und Naturkundiger und Menschenkenner (er hatte Paris gesehen), wie es Wenige gibt. Er lernte, dachte, strebte viel.

Unzählige arme Studenten haben unentgeltlich seine Vorlesungen besuchen dürfen: eine Philosophiepraxis, die eben nicht zum Reichwerden führt, deßen er sich auch nie hat erfreuen können. Sein scharfblickendes Aeußere schien und klang vielleicht Einigen etwas abscheckend; in seinem Innern fanden Viele erstaunt mehr Gemüth, als in diesem und jenem anziehenden Aeußern eines Hofmanns.

Und seine Vorlesungen hielt er mit einer Pünktlichkeit, welche sogar etlichen Liedergenies der handgreiflichste Beweis davon wurde, daß Plattner in seiner Art kein Genie, sondern bloß ein eiserner Deutscher wäre.

Im Frühling 1817 hörte ich ihn bei einem Studenten-Vivat noch Jubelworte zum Fenster heraussprechen, — dann hat man ihn, der das Theater höchst selten besuchte, noch in Leßings Nathan dem Weisen gesehen, — und (aus der Schweiz zurückgekehrt) nach Weihnachten 1818 wohnte ich noch einer Vorlesung bei, worin er eben den Atheismus und Deismus (sammt Theismus) neben einander stellte, und, nach seiner Gewohnheit, den Atheisten und Theisten, jeden für sich in seiner Stärke, sprechen ließ und endlich selbst sprach.

Ich reiste dann in die Lausitz, und als ich im begonnenen Frühling wieder nach Leipzig kam, fand ich meinen ehemaligen Lehrer mit blaßem und eingefallenem Gesicht, des beßern Theils seiner Selbst sich nicht mehr bewußt.

Der Schmerz und die Theilnahme der Wissenschaftjünglinge, die diesen Anblick hatten, war herzergreifend.

Auch in seiner Geistesirre schimmerte noch stets die Liebe Plattners zum akademischen Leben und Wesen durch: mehrere Anekdoten belegen das.

Psychologisch merkwürdig sind seine eingebildeten Todverfolger. Er wüthete, wollte oft nur bei verschlossenen Thüren sein, beargwohnte fast jeden ihm Nahenden als einen Abgesandten entweder der Polizei oder eines Konsistoriums, und flüsterte einmal, ein andermal schrie er:

der Despotismus wolle ihn ermorden, der Mysticismus sei giftmischend in seiner Nähe; weshalb er oft mehrere Tage nicht zu bewegen war, das Geringste bereitwillig zu genießen. Durch dieses Fasten und Hungern trat seine Knochengestalt immer schrecklicher hervor.

Als vermuthete Veranlassungen oder Mitveranlassungen erwähne ich folgende Thatsachen und Sagen: Er verlor durch den Tod eine geliebte Tochter; — er feierte sein Amtsjubiläum; er, als Hauptveranlasser mehrerer wohlthätigen Stiftungen in Leipzig, ohne den sächsischen Verdienstorden zu bekommen (die Steuerruderer in Dresden sind ihm wenig hold), obwohl der König ihm einen Ring mit einem freundschaftlichen Schreiben sandte; der König und Plattner haben einander immer geehrt; — Plattner soll bei einem Besuche, den er der Juliane Krudener in Leipzig machte, wo er gelegentlich, als Alle knieten, ein Gleiches zu thun verschmähte, von dieser Frau eine Weis- oder Schwarzsagung erlitten haben: Er sei ein ausgebrannter Vulkan; demüthige er sich nicht, so werde er eines w . . . . Todes sterben; — dann starb sein Hausfreund, der ehrwürdige Domherr Keil.

Seine Vorlesungen fing er im Lenz 1818 noch an, und wollte oft während der Krankheitshitze in den Horsaal eilen; er hat, wenn man ihn bändigte und zurückhielt, über himmelschreiende Ungerechtigkeit geknirscht und wieder gejammert. Ein erschütternder Anblick für seine Tochter und die Bürger und Studenten, die ihn bewacht haben! — Sein Name tröste sich mit dem eines Swift, Lessing, Kant, Campe; diese denkendsten Männer hatten ein ähnliches Endschicksal auf der Erde.

Dieser Winter hat sein Irdisches aufgelöset. Der platonische Gedanke, unsere Geister seien hienieden in Leibern als in Kerkern, um sich zu bessern, konnte dem Verewigten immer sehr gefallen; in welchem Stück er freilich von manchem epikurischen Süßgenüßling und Muthmund unserer Tage ausgelacht wird.

Viele Dankbare haben sein Gebein zum Grabe begleitet. Sanft ruhe die Asche des Weisen! Der Geist seines gesunden Lebens, ein Geist des Bosheitbekämpfens und Thorheitentlarvens, lebt frisch in Jüngern fort; worüber Plattner oft lächelnd-freudig sich aussprach, als über die unvertilgbaren Folgen der unauslöschlichen Philosophie, die länger glühen werde, als die ewige Lampe einer finstern Kirche, länger, als alle politischen Illuminationen — wenn gleich nicht länger als die Sterne des Himmels.

Aus Asien.

Die Vielfraß-Schlange in Java.

— — Noch kennen wir die oft schauerlichen Naturwunder des innern Java lange nicht alle; noch immer nicht genug die verschrienen Giftbäume dieser Insel und den üppigen Reichthum ihrer übrigen Pflanzenwelt. Von den Schlangen Java's hat man viel, oft das Unglaub-

liche gehört, ohne sie genauer zu kennen. Von der berüchtigten großen Akraborde sah der Naturforscher Hornstedt nur das Weibchen, welches er beschrieb, und Lacepede nach ihm schilderte. Es war in einem dicken Wald von Pfefferbäumen bei Sangasan getödtet worden.

Ein neues Schlangenungeheuer beschreibt der Engländer Clarke Abel in seinem (1818) herausgegebenen Tagebuche. Er hatte bekanntlich den Lord Armherst auf dessen Gesandtschafts-Reise nach China, als Naturforscher, begleitet. Die Art läßt er unbestimmt. Desto merkwürdiger ist, was er von ihrer Naturgeschichte zu erzählen weiß.

Man brachte ihm zu Sirang, auf der Insel Java, eine Haut der großen javanischen Schlange, die ohne den Kopf neun Schuh Länge hatte. Oft soll sie über zwanzig Schuh lang sein. Dieses Ungeheuer, dessen Gattung sich gewöhnlich in Sumpfgegenden aufhält, und zu den Häusern schleicht, um das Geflügel in den Ställen zu überraschen, verzehrt auch Ziegen, Schafe, Schweine u. s. w., Thiere, die es mit Haut und Haar unzerstückelt verschlingt. Eine Schlange dieser Art ward in Java einst getödtet, welche einen Hirsch von mittlerer Größe im Leibe hatte, dessen Haut noch ganz unverletzt war. Ja in einem andern fand man sogar eine schwangere Frau.

Billig mag man zu solchen Geschichten den Kopf ungläubig schütteln. Was inzwischen Clarke Abel erzählt, der endlich selbst eine lebendige Schlange fütterte, macht das Unwahrscheinliche glaubwürdig.

In Batavia wurde eine solche lebendige Schlange in einem Käfig ernährt. Sie war achtzehn Schuh lang, und hatte, wo sie am dicksten war, achtzehn Zoll im Umfang. Der Kopf hatte nur eine Länge von fünf Zoll, und eine Breite von vier und einem halben Zoll. Die Breite von der Tiefe ihres Maules, oder der Oeffnung des Rachens, durch welche die getödtete Beute hinein muß, betrug nur etwas über achtzehn Linien. Ihre Farbe war bräunlich grün, mit durchschimmerndem Purpur, schwarz und gelb. Der Rücken war braungrün, gelb gefleckt. Der Bauch braungelblich, schwarz gefleckt. Es war ein männliches Thier. Wenn es auf dem Erdboden still lag, war es schwer von demselben zu unterscheiden und zu erkennen.

Man gab dieser Schlange gewöhnlich eine Ziege zum Gastmahl. Die Engländer brachten sie auf ihr Schiff. Sie fraß da in ihrem Käfig in einem Monat zwei Ziegen, die man lebend zu ihr ins Gefängniß that.

Sobald sie die Ziege bei sich erblickte, erhob sie den Kopf langsam aus der Mitte ihrer Ringe, in die sie sich zusammengerollt hatte, betrachtete ihre Beute ein paar Sekunden lang, und berührte sie mit ihrer Zunge. Die Ziege schien gar nicht erschrocken, betrachtete die Schlange und beschnoberte sie aufmerksam. Diese zog den Kopf etwas zurück, und schoß dann gegen die Ziege damit, um sie ins Genick zu fassen. Die Ziege empfing sie aber mit den Hörnern und trieb sie ab. Zum andernmal fuhr die Schlange mit dem Kopf gegen die Ziege, packte sie bei einem Bein, riß sie an sich, umwickelte sie mit ihren Ringen, und erdrückte sie

durch ihr bloßes Gewicht. Binnen acht Minuten war die Ziege erstickt und von der Last erdrückt. Solch ein Thier ist noch zu klein für die Schlange, als daß sie es durch bloße Kraft der Umschlingung zerdrücken könnte.

Die Schlange bewegte sich, auch da die Ziege schon todt war, einige Minuten lang nicht. Endlich lösete sie ihre Knoten, aber langsam und sehr vorsichtig, als wollte sie sich erst versichern, daß ihr Raub wirklich leblos sei. Nach diesem legte sie sich in solche Stellung, daß sie den Kopf der Ziege gerade vor sich hatte. Sie fing an, die Schnauze derselben zu berühren; dabei entfloß ihr viel Geifer. Darauf nahm sie die Nase zwischen die Zähne, und strengte sich an, den Kopf zu verschlingen. Das war aber kein leichtes Stück Arbeit. Es scheint, die Ausdehnung ihres Rachens gehe Anfangs nur sehr langsam vor sich. Wenigstens ein Drittel der Zeit, die auf dieses Gastmal verwandt wurde, ging mit der Mühe vorüber, den Kopf zu verschlucken. Die Hörner waren vier Zoll lang und auseinander gesperrt. Endlich glitten sie hinein; dann machten die Vorderbeine mit der Brust neue Noth; aber in einigen Augenblicken war die Sache gethan. Der übrige Leib glitt leicht hinter. Es vergingen vom Anfang bis zum Ende der Mahlzeit zwei Stunden fünf Minuten. So oft sich die Schlange zu einem neuen Schluck beim Hinterschlingen bereitete, zog sie mit starkem Geräusche die Luft ein.

Nichts scheußlicher als der Augenblick, da Brust und Schulterblätter der Ziege in den Rachen der Schlange hineingingen. Die Kinnladen der Schlange schienen brechen zu müssen. Die Luftröhre stand drei Zoll vor; die Ziegenhörner bezeichneten sich im Hinterschlund durch zwei Hügel der Schlangenhaut, als würden sie diese durchbohren, denn die Schuppen derselben klafften ganz auseinander.

So wie die Ziege verschlungen war, rührte sich die Schlange fast gar nicht mehr. Sie fiel in eine Art von Schlaf oder Betäubung, aus der man sie ein paar Tage lang umsonst zu stören suchte. Ihr Durchmesser hatte sich verdoppelt. Der dickste Theil ihres Leibes hatte drei Fuß im Umfang.

Diese Schlange starb am einundvierzigsten Tag auf der Reise, nachdem man ihr die zweite Ziege zu fressen gegeben hatte. Hr. Clarke Abel öffnete sie. Es ist hier nicht der Ort, seine Beschreibung ihres Innern zu geben. Nur soviel merken wir noch an, daß die verschlungene Ziege in den Magen der Schlange ganz und gar, und ohne äußere Verletzung hinabgeglitten war.

Ein gewisser Kapitän Heyland in Java besaß eine solche lebendige Schlange vom Jänner 1813 bis zum Juli. Sie trank alle Tage ein Viertelmaas Wasser und gab von Zeit zu Zeit gelbe, harte Exkremente von sich. Hunden, Katzen und Schweinen wollte sie nicht an. Ziegen fraß sie am liebsten, in Ermangelung derselben aber auch Geflügel und Schafe. Vor den Schweinen schien sie sogar Scheu zu haben. Sobald man ihr eins brachte, rollte sie sich zusammen und verbarg den Kopf. Gab man ihr Hühner, fraß sie alle Tage. Hatte sie aber

eine Ziege verschlungen, nahm sie einen ganzen Monat nichts mehr zu sich. Das größte Thier, welches diese Schlange hinterschluckte, war ein Kalb.

Bei der Aufschneidung der Schlange hat Clarke Abel gefunden, daß die untere Kinnlade nicht aus einem Stücke besteht, sondern aus zwei Knochen zusammengesetzt ist, die von einer sehr elastischen, großer Ausdehnung fähigen Haut verbunden sind. Auch ist die untere Kinnlade mit der obern durch mehrere sehr ausdehnbare Intermaxillarknochen vereint. So erklärt sich die Möglichkeit, wie durch den engen Schlund zuletzt große Thiere unzerstückt hinabgepreßt werden können. Auch die Schuppen der Schlange sind um den Hals weitläufiger, als auf dem übrigen Leibe, und unter dem Schlunde und Maul hat sie gar keine Schuppen, sondern nur Haut.

Inhalt des fünften und sechsten Heftes.

Von dieser Zeitschrift erscheinen monatlich zwei Hefte, jedes drei bis vier Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus vierundzwanzig Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preiß 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.



Jahrgang 1819.

Erstes und zweites April-Heft.

Nro. 7. und 8.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.



Darstellung gegenwärtiger Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball.

(Fortsetzung).

11. Allgemeine Betrachtung über die Langsamkeit der Fortschritte des Christenthums in Asien.

Wenn ich den Blick noch einmal auf Asien zurückwerfe, auf den schönsten, den reichsten aller Welttheile, gegen welchen gehalten unser Europa ein armes Land, und in Rücksicht der Bevölkerung um drei Fünftel geringer ist; auf Asien, das Vaterland aller am meisten verbreiteten Religionen: bemerke ich mit traurigem Erstaunen die sittliche und religiöse Verwilderung desselben. Es ist nur ein sehr kleiner Theil seiner Bewohner, welcher den Glauben der Christen bekennt; und nur ein sehr kleiner Theil der Christen, welcher die höchsten Güter der Menschheit, die ewigen durch Jesum geoffenbarten Wahrheiten, im Gemüth trägt. Zwar die Einheit Gottes, dieser große Gedanke, ist durch Juden, Muhamedaner und Braminen, ist von Priestern Fo's und Lama's, Xaka's und Budda's weit verkündigt; aber von ungeheuern Träumereien der Barbaren wüst verunstaltet. — Länder von unermeßlichem Umfang, Inseln, deren Menge noch Keiner gezählt hat, liegen da in der Finsterniß des Heidenthums verloren. Der Mensch dort hat wohl edlere Naturgaben, nicht höhere Rechte, als die wilde Bestie. Ueberlist und gewissenlose Gewalt vertreten des Gesetzes Stand; Sultanenthum und Knechtthum die gesellschaftliche Ordnung. Und was der Sterbliche ist, dazu macht er, nur im vergrößerten Maasstab, seine Gottheit. Ist er selbst Ungeheuer, wächst sein Götze zum Satan. Von den Altären des schauderhaften Glaubens träufelt Menschenblut, und was reissende Thiere nicht, als in der höchsten Verzweiflung des Hungers, gegen Thiere ihrer Art thun, begehen Menschen aus gottesfürchtiger Sitte, — sie fressen von einander das Fleisch.

In jedem Edlern unsers Geschlechts ward zu allen Zeiten heiliger Unwille bei solchem Anblick rege, und der Gedanke: das sollte nicht sein! — Dieser Wunsch gehört zu den drei höchsten Wünschen der Geisterwelt, die da sind: Tiefere Erkenntniß von Gott, dem Vater des Weltalls, — Vollendung unser im unendlichen Dasein, — Auflösung der gesammten Menschheit in eine einzige Familie um den einzigen Gott. Daher gebrach es keinem Jahrtausend,

keinem Jahrhundert an Urhebern neuer Religionen, oder an Verkündern der alten, um die Geisterwelt vom Thierischen zu entbinden, im Göttlichen zu verklären.

Die geringen Fortschritte des Christenthums in Asien, wieviel der frommen Boten auch schon dahin gewandert sind, müssen befremden. Woher dieser träge Lauf? — Er war vor den Tagen der asiatischen Völkerwanderung ungleich rascher und gewaltiger gewesen. Er drang durch alle Tatareien bis ins Innere China's. Er drang bis zu den Indern. War damals eine anders gestaltete Menschheit, als in unsern Tagen? Wer will das glauben? Oder hatten die Verkünder des Lichts damals andere Mittel in Händen, denn in unserer Zeit, wo ihnen Geld, mannigfaltigere Kenntnisse, selbst Unterstützungen von der weltlichen Macht, und die Verbreitungen der heiligen Schriften in allen Sprachen zu Gebote stehen? — Oder sind die Asiaten heut rohern, unempfänglichern Geistes, oder ihre Staatsverfassungen feindseliger den bessern Erkenntnissen, als damals? Mit nichten. Die menschliche Natur ist unverändert geblieben, und feindseligere Verfassungen gibt es heute nicht, wie jene waren, welchen Christus und seine ersten Jünger begegneten. Und dennoch leisten unsere zahlreichen Missionarien in einem ganzen Menschenalter nicht den hundertsten Theil dessen, was damals ein einziger Bote des göttlichen Meisters zuweilen in einem Tage verrichtete.

Wirklich haben Viele deswegen dafür gehalten, daß das Christenthum in den ersten Zeiten durch übernatürliche Mittel in der Welt ausgebreitet worden sei, und daß eine göttliche Kraft die ersten Boten desselben unterstützt habe. Und demüthig entschuldigen sie ihre Unwissenheit mit den dunkeln Rathschlüssen des Himmels, wenn sie die Frage beantworten sollen: Warum thut Gott nicht heute für das Evangelium, was vorzeiten, da es doch nur dem kleinsten Theil des menschlichen Geschlechts erst bekannt ist? Warum ist Gott heut minder mit Christo, denn sonst? — — Wahrlich, er ist's heut noch wie sonst.

Aber wir haben heut nicht mehr die Christusreligion in ihrer ursprünglichen Reinheit, wie die frühern Jesusboten sie hatten. Protestanten, Katholiken und Griechen predigen viel anders, als Christus gepredigt hatte. Und weil Ihr das Göttliche nicht mehr rein von aller irdischen Zuthat gebet, ist Gottes Kraft weniger darin. Das Irdische, welches Ihr hinzufügt, wird von der Macht des Irdischen, d. i. von Verfassungen, Sitten, Vorurtheilen besiegt, die ihr damit bekrieget.

Man muß in den Vorträgen Christi unterscheiden, wie in jedem Lehrvortrag, den Geist derselben, und die Form derselben; oder was er lehrte, und wie ers nach den Vorkenntnissen und Sitten seiner Zuhörer lehrte. Was er lehrte, waren die erhabensten Wahrheiten, die sich für die gesammte Menschheit in unüberwindlicher Kraft äußern, und den Geist der Sterblichen zum Himmel ziehen, gleichsam vergöttlichen: Glaube, Liebe, Anbetung eines einzigen Gottes, des Vaters vom Weltall, des höchsten und heiligsten Wesens — Glaube unserer Unsterblichkeit und Vollendung im Ewigen unter vergeltenden Verhältnissen; — Pflicht der Menschheit, vollkommen zu werden, heilig zu werden, wie der Geistervater ist, Auflösung

Aller in Liebe zu Allen; Entfernung von der Thierheit und ihrem Sinn. — Die Art aber, wie Christus dies lehrte, ward nach den Vorbegriffen der Juden bestimmt, zu denen er sprach. Darum nannte er sich den von ihren Propheten Verheissenen; darum trieb er von ihren Kranken Teufel aus, die nur sie kannten; darum sprach er ihnen die Bildersprache des Orients.

Wäre Christus unter den Indern am Ganges, oder in China aufgestanden, dann würde der Geist seiner Lehre derselbe, aber die Form eine andere gewesen sein. Dann würde er nicht von mosaischen Opferungen, nicht von Worten der Propheten, nicht von Teufeln geredet haben, die Hindostan und China nicht gekannt hätten; er würde seine Lehren ihren Vorbegriffen und sogar Vorurtheilen angesponnen haben. — So sprach Paulus unter den hellern Griechen anders zu Athen, da er vor dem Altar des unbekannten Gottes, als er zu Jerusalem vor mosaischen Priestern reden konnte.

Zum Unglück geschahen gleich in den ersten christlichen Jahrhunderten Fehlgriffe von unabsehbaren Folgen. Denn diejenigen, welche in die Fußtapfen der frühesten Glaubensboten traten, hielten mit frommer Liebe und Verehrung ihrer heiligen Vorgänger in Allem fest, was von denselben noch herstammte. So galt ihnen das Außerwesentliche und Zufällige nicht minder theuer, als das Wesentliche. Sie behielten die empfangenen morgenländischen Sprachbilder auch in den kühlern Abendländern bei, und predigten den Christusglauben für die Heiden in Ausdrücken, welche nur für Juden geschaffen waren, und nur von diesen verstanden werden konnten. Daraus entsprangen bei Menschen und Völkern, die vom Judenthum nichts wußten, falsche Begriffe und mancherlei Mißverständnisse. Die Mißverständnisse erzeugten neuerfundene Erklärungen, neue Bestimmungen. Die Erklärer und Bestimmer aber, meistens Kinder anderer Weltgegenden und Jahrhunderte, mischten ihre damaligen Ansichten unwillkührlich hinzu. Die Barbarei der Völkerwanderungszeiten trug ihre rohen Vorstellungen ebenfalls herbei, also daß zuletzt das Einfachste verwickelt, das Klarste finster, der Geist der Christusreligion über dem Streiten und Bauen am Formenwerk vergessen und versäumt wurde. So erhob sich endlich aus jüdisch-griechisch-ägyptisch-römisch-gothisch-gallischen Zusammentragungen ein Lehrgebäu des Glaubens, welches den flachsten Aberglauben abendländischen Heidenthums, mit der haarspaltenden Spitzfindigkeit der Scholastik und dem orientalischen Bilderthum seltsam vermählte.

Mit diesem Lehrgebäu wandern die Heilsboten unserer Zeit, aus verschiedenen Kirchen, zu den Nationen fremder Welttheile. Im tausendjährigen Wahn ihrer Vorfahren erhärtet, scheint ihnen das, was über Christus und seine Person gesagt wird, wichtiger, als was er selbst gelehrt hat. Denn unglücklicherweise glauben sie, daß das, was Christus lehrte, wenn man alles davon nimmt, was er bloß mit Beziehung auf jüdische Gebräuche und Begriffe sagte, viel zu einfach, viel zu wenig sei, sich gleichsam von selbst verstände und in jeder menschlichen Vernunft gegraben liege.

O die Geblendeten, daß sie träumen können, weiser, als ihr göttlicher Meister zu sein, der doch eben jene Glaubenslehre von Gott, Ewigkeit und menschlicher Bestimmung und

Verpflichtung zuerst in einer Klarheit, in einer Verknüpfung, in einer Vollendung offenbarte, wie nie vorher geschehen war; und der eben die Verkündung dieser Wahrheiten im menschlichen Geschlecht, zur Veredlung und Vereinung desselben mit Gott, zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte! Daß sie sich weiser dünken, als er, der eben diese Wahrheiten immerdar am lautesten predigte, weil sie von positiven Gottesdienstlichkeiten und Priester-Einbildungen und Mythen des Juden- und Heidenthums verworren und dunkel, oder ganz ausgelöscht waren! Wahrheiten, die noch heut von kirchlichen Satzungen verdüstert sind, die jeder kindliche Verstand in ihrer hohen Einfalt fassen, und deren unendliche Tiefe doch die menschliche Weisheit nie erschöpfen wird! Wahrheiten, in welchem sich unser Geist allein verklären und in Gottes- und Bruderliebe in dem Grade heiligen, vom Irdischen trennen, über Irdisches erheben kann, wie Jesus Christus erhaben und heilig war.

Es ist einer von den ungeheuern Irrthümern der Menschheit in frühern und jetzigen Zeiten, daß man das Höchste, was Jesus gelehrt, Naturreligion nennt; als wenn die Natur des Geisterthums und ihr Licht nicht das Werk Gottes wäre. Als wenn es außer der göttlichen Natur noch eine andere geben könnte! — Diese Religion aber ist es, die Jesus geoffenbart hat. Sie ist die Urreligion; nicht daß sie die älteste gewesen (denn so hell, wie Christus sie offenbarte, stand sie vor ihm noch nie im Reich der Geister da): sondern sie ist Stamm und Wurzel, Wesen, Einziges und Innerstes aller Religionen der Menschheit. Der Chinese auf Java ahnete sie (und kannte sie dennoch nicht), als er zum christlichen Missionar sagte: „Ich glaube alle Religionen in der Welt sind nur Zweige einer und derselben Wurzelwahrheit!“ — Diese Wurzelwahrheit zog Christus aus der Finsterniß ans Licht.

Wenn nun die europäischen Missionarien nicht mit jenen heiligen Urwahrheiten, die Jesus offenbart hat, sondern mit dem was spätere Menschen über Jesum und sein Wesen und Werk gemuthmaßt und gelehrt haben, zu fremden Völkern kommen, bringen sie nicht göttliche, unbesiegbare Lehren, sondern menschliche, die billig bezweifelt werden können. Es ist daher kein Wunder, wenn sie sich vergeblich abmühen, und wenige oder schlechte Früchte ihrer Anstrengungen wahrnehmen; wenn der weisere Heide den Mythos der christlichen Kirche, wie ein übel erfundenes Wundermährchen, mitleidig-vornehm belächelt, und der rohe Götzenanbeter die Ueberlieferung seiner Vorfahren, an die ihn noch das Band der Gewohnheit enger fesselt, verständlicher findet, als die fremden, künstlich-geordneten Dogmen. — Es ist kein Wunder, wenn man endlich durch sehr irdische Mittel, durch Beredungen, Geschenke, Hoffnungen oder Schrecken, Heiden zur Taufe bewegt hat, wenn die neue Religion nicht heiligere Menschen schafft; kein Wunder, daß die Bekehrten so leicht die erlernten Gebräuche und Dogmen wieder vergessen und mit dem Frühergewohnten austauschen.

Ob man Missionarien zu den andachtsvollen Tibetern, oder zu den klugen Schülern des Confutse, oder zu den altgläubigen Braminen, oder zu den Menschenfressern auf Sumatra sendet: überall wird die von Jesu geoffenbarte Urreligion, wenn sie in ihrer ursprünglichen

Reinheit, wie er sie selbst predigte, vorgetragen ward, jedes mit Vernunft begabte Wesen durch die unwiderstehliche Macht ihrer Wahrheit ergreifen. Denn sie weckt die in allen Gemüthern schlummernden, dunkeln Ahnungen zur Klarheit auf, und löset dem zweifelnden Geiste der Gebildetern alle Räthsel des Lebens lieblich auf. — Aber der Lehrer lehre, wie Jesus lehrte, sich den Vorbegriffen und der Fassungskraft des Volkes anschmiegend. Er sprach nicht zu den Juden, wie er zu den Indern und Tatären gesprochen haben würde; also predige man das Evangelium nicht Indern und Tataren, als wenn sie Juden wären. — Darin lag die überwältigende Wundermacht des göttlichen Wortes in den ersten Zeiten, bevor es in dem Gewebe der spätern todten Dogmatik verschlungen und begraben ward; darin die Bekehrergewalt der Apostel, die, wiewohl ungelehrte Männer, Höheres, Heiligeres wußten, als die Gelehrtesten der Zeit. Sie gaben unwiderstehliche Ueberzeugungen, die nicht wieder vergessen werden konnten, sondern das ganze Wesen des Ueberzeugten durchdrangen und verwandelten, daß er ein neuer Mensch ward.

Sieht man nun auf die europäischen Missionarien, wie sie wirklich sind, so wird bald noch heller, warum ihr Wirken meistens fruchtlos blieb. Die der katholischen und griechischen Kirche, oft mehr auf äußere, kirchliche Form, als auf innere Heiligung achtend, vergaßen im Eifer oft die Liebe, welche sie lehren wollten. Sie brachten aus Europa den Gewissenszwang, statt die Gewissen frei zu machen. Sie begnügten sich, steinerne Götzenbilder zu zerstören, aber verstanden es nicht, die Ehrfurcht vor den Abgöttern in den Gemüthern zu vertilgen. Paulus stieß den Altar des unbekannten Gottes zu Athen nicht um; aber er erleuchtete den Geist der Abgöttischen, daß sie die Altäre selbst zerstörten oder verfallen ließen. Die Mönche brachten aus Europa die gegenseitige Eifersucht ihrer Orden in die fremden Welttheile hinüber, und machten sich den Nationen, die sie bekehren wollten, durch ihr Gezänk oft zum Aergerniß und Gespött. Sie suchten vielmals auch durch kirchlichen Pomp und blendende Feierlichkeit die Menge zu bezaubern; aber das Herz blieb öde und der Geist der Bezauberten irre.

Entgegengesetzte Wege schlugen die protestantischen Missionarien ein. Nicht minder eifrig und großhaltend auf die Dogmen, die ihnen von den symbolischen Büchern (wie den Katholischen durch Kirchenväter und Kirchenversammlungen) zu erlauben gestattet sind; längst von ihrer Luther und Zwingli hellerm Sinn, noch mehr von dem des Erlösers abgewichen; strebten sie doch größerer Einfalt in Glauben und Lehre und Wandel nach; besonders die Herrnhuter, mährischen Brüder, Methodisten und ähnliche. Oft aber artete ihre Religiosität, besonders der letztgenannten, zu sehr in eine unhaltbare Spielerei der Einbildungen und Gefühle aus. Ihre Missionarien traten mit solchem Sinn und mit mehr Verliebtheit in Jesum, als edler Liebe des Göttlichen, unter die Heiden, bei denen sie gleiche Liebesflammen zum Heiland und dadurch zu allem Tugendlichschönen zu entzünden trachteten.

Ich bin weit entfernt, den Weg, welchen sie einschlugen, zu tadeln, obwohl ihn keiner der hohen Apostel wandelte; — vielerlei Wege führen zum Licht, und jeder, der zu Gott führt,

ist mir ehrwürdig. Auch haben sie einzeln manches ihnen ähnlich gestimmte Gemüth gewonnen. Allein große Wirkungen auf die Nationen waren und sind von ihnen um so weniger zu erwarten, da ihnen selbst oft die nöthige wissenschaftliche Vorbildung und Weltkenntniß, oder vielmehr die tiefe Gottesweisheit mangelte, welche Jesus in seinem Unterricht den Jüngern ertheilte, wodurch diese auch den Gelehrtesten ihrer Zeit den Schlüssel zum Geheimniß des ewigen Geisterreichs zu geben fähig wurden.

So konnten Protestanten und Katholiken mit vielhundertjähriger Mühe nicht die großen Wirkungen in der Heidenwelt hervorbringen, welche sie beabsichtigten, und welche sie hervorgebracht haben würden, hätten sie im Geist Jesu gelehrt, was er, und wie er; nicht aber, wie und was spätere Menschen von ihm gelehrt haben. Die Thorheit zu vollenden, ist dazu oft noch geschehen, daß katholische Missionarien es sich zum Verdienst machten, ihr Bekehrerwerk an evangelischen Christen zu versuchen; und umgekehrt, daß Protestanten sich angelegen sein ließen, Christen der römischen Kirche zu bekehren.

Wie dem auch sei, haben unter katholischen und protestantischen Heilsboten jedes Jahrhunderts erhabene Menschen gelebt, gelehrt, gelitten, würdig der ersten Zeiten des Christenthums. Noch dauern ihre heiligen Werke fort. Mit Bewunderung sehe ich ihren Muth, ihre Weisheit, ihre Aufopferung, und wie sie verfinsterten Nationen das himmlische Licht brachten, wilde Horden gesitteter Unmenschen menschlicher machten. Wahrlich, eurer mächtigsten Könige, eurer Schlachthelden Keiner hat je Größeres für die Menschheit gethan, als diese Männer Gottes vollbrachten.

III. Afrika.

1. Aufblühen und Verfall des Christenthums in diesem Welttheil.

Das unermeßliche Wunderland, unter dessen glühendem Himmel alle Naturkräfte lebendiger gähren, Afrika, die Heimath der riesenhaftesten Thiere und Pflanzen, reich an Gold, Weihrauch, brennenden Gewürzen und Farbenhölzern, ist den heutigen Tagen kaum bekannter, als es vergangenen Jahrtausenden war. Noch ist es bloß mehr umfahren, als bereist. Wir kennen kaum den fünften Theil desselben. Was wissen wir von seinen Binnenländern, von seinen Völkerschaften? Und doch ist dieser Welttheil den Europäern weit näher gelegen, als Asien; und doch stand er seit den frühesten Zeiten mit ihnen eben so sehr in friedlichem und kriegerischem Verkehr, als Asien.

Selbst die Nordküsten Afrika's, welche sich längs dem Mittelmeere im Angesicht Europa's ausdehnen, und zur Zeit des alten Roms mehr wie Theil unsers eigenen, als eines fremden Welttheils, betrachtet wurden, sind gegenwärtig der alten Verwandtschaft entzogen. Der europäischen Seemächte heimtückische Staatsklugheit oder Feigheit duldet es, daß jene üppigen Küsten, jene fruchtvollen Fluren seit Jahrhunderten Sitz und Wehre gewissenloser Räuber sind,

deren barbarischer Stolz sich nur in Demüthigung christlicher Fürsten und Mißhandlung ihrer Unterthanen gefällt. Soll dort nie wieder Europa's Gesittung hergestellt werden? — Ist heute die Zähmung jener Halbwilden zu schwer, während Rom einst das ungleich mächtigere, nebenbuhlerische Karthago überwand, und den Stamm der ungeschlachten Vandalen, nachdem er die deutschen Ostsee-Ufer mit Spanien vertauscht hatte, in kurzer Frist von Tanger bis Tripoli Herrscher ward? Wie tief ist die Wiege der alten Weisheit, Aegypten, in Verachtung und Wildheit untergesunken!

Es ist nicht zu bezweifeln, daß nicht schon im Jahrhundert des Messias von seinen Erleuchteten gen Aegypten gekommen seien, auch wenn die von Eusebius und Hieronymus aufbewahrte Sagen nicht mehr zu erweisen wären, daß Markus, der Evangelist, Gründer der alexandrinischen Gemeinde gewesen. Finden wir doch schon in den heiligen Schriften selbst der Jesusbekenner Anwesenheit in Nordafrika (Cyrene), auf Cypern, Creta und den Inseln des ägäischen Meeres gedacht. — Pantänus, der Weltweise, war im zweiten, Origenes, der vielthätige Kirchenvater, im dritten Jahrhundert der Ruhm des in Alexandrien aufblühenden Christenthums. Es breitete sich von hier der Glaube weit aus, bis hinauf in die Einsamkeiten von Thebais, der ersten Pflanzstätte christlichen Mönchthums; und durch Nubien bis Habesch, zu einer dessen Hauptstädten Axum (Auxumis) geheißen, wohin der Aegypter Frumentius den neuen Glauben trug.

Als Konstantinus einmal vom kaiserlichen Throne herab den Befehl erlassen hatte, das Christenthum solle die Religion der römischen Welt sein, ward es gefährlich, Heide zu bleiben. Zwar schon vor ihm war das Kreuz längs dem Mittelmeer bis jenseits der Säulen des Herkules gepflanzt worden; schon hatte Karthago der Christenheit berühmte Lehrer gegeben: nun aber verließen Römer und Afrikaner zu Tausenden die Altäre der gestürzten Götter, um sich anbetend vor dem Sohne Mariens niederzuwerfen.

Wäre das Heiligthum des Christusglaubens nicht schon früher unter menschlichen Erfindungen und priesterlichen Gezänken in seiner Reinheit getrübt worden, würde es durch die Maasregeln Konstantins und seiner Thronfolger geschehen sein. Denn die Tausende oder die Millionen, welche sich so jählings nun zum Kreuz wandten, weil sie dadurch Schirm vor Verfolgungen, oder Aussicht zu weltlichen Beförderungen gewannen, oder weil sie dem Strome der Menge folgten, konnten nicht so schnell die ganze innere Welt ihrer Begriffe und Gefühle wechseln, als den Altar des heidnischen mit dem des christlichen Tempels. Sie nahmen nur eine neue Uebung, nicht eine neue Ueberzeugung an. Zum Uebungswerk ward Alles, und dies ihnen erst im Lauf der Zeit durch Gewohnheit werth, wie vormals es der Götzendienst war. Nur die Kirche hatte gesiegt, nicht die Religion Jesu. Aber schon hielten auch die Priester größtentheils das Kirchenthum für das Glaubensthum selbst.

Daher sah man die bekehrten Nationen, wie in den übrigen Welttheilen, auch an den Küsten Afrika's, nicht durch das Licht des göttlichen Glaubens erleuchteter, im Gemüthe

veredelter, sittlich-erhabener: sondern sie blieben, die sie als Heiden gewesen waren. Die kirchlichen Streitigkeiten gaben ihren Leidenschaften nur neuen Spielstoff. Da Geiserich, der schreckliche Vandalenkönig, um die Mitte des fünften Jahrhunderts, mit seinen arianisch-christlichen Barbaren in Afrika landete, Karthago eroberte, seinen Seeräuberstaat gründete, war in der That damit für die Religion so wenig verloren, als für sie gewonnen ward, da hundert Jahre nachher Kaiser Justinians Feldherr Belisar das vandalische Reich wieder vernichtete, und das katholisch-christliche Glaubensbekenntniß abermals siegreich machte.

Selbst der Kirche war Belisars Schlachtenglück nicht lange ersprießlich. Denn eben, daß die afrikanischen Küsten byzantinisch geworden, gereichte ihnen, in den Kriegen der morgenländischen Kaiser mit ihren Erbfeinden, den Persern, zum Verderben. Der zweite Kosbru, der persische Eroberer, siegreich über die Griechen, überfiel auch Aegypten, überwand auch Karthago, entschlossen, den uralten Dienst Ormuzd's und des heiligen Feuers an die Stätte der Kreuzverehrung zu stellen. Dies geschah in derselben Zeit, da Muhamed in Arabien, von Mekka geflüchtet, sein Prophetenamt übernahm, im Anfang des siebenten Jahrhunderts. Und zwanzig Jahre später, nachdem Kosbru Afrika gewonnen, standen Muhameds Araber schon gewaltig über den Trümmern von Memphis am Nil. Die Mehrheit des ägyptischen Volks, jakobitische Christen, voller Hasses gegen die katholischen Mitchristen und deren Kaiser zu Konstantinopel, erleichterte dem arabischen Feldherrn Amru die Eroberung. Die Christen aber ärnteten das Verderben beiderseits, welches sie sich in ihrer blinden Rachbegier gegenseitig bereitet hatten. Es blieb beiden nur Wahl zwischen Knechtschaft und Tod, oder dem Glauben an Muhamed. Die meisten wählten diesen mit derselben Leichtigkeit, und aus denselben Gründen, wie sie einst Christum gewählt hatten. Und ehe noch das Jahrhundert verfloß, war ganz Nordafrika arabisch; das Evangelium durch den Koran vertilgt. Nur in Aegypten behauptete sich, gedrückt von der öffentlichen Verachtung, neben Ueberresten der katholischen, griechischen und armenischen Kirchparteien, so wie auch jenseits der Wasserfälle des Nils und der nubischen Einöden, in Habesch, das jakobitische Christenthum, während die Araber im Osten und Westen Afrika's längs den Küsten ihre Herrschaft und ihren Glauben ausdehnten.

Seit jenen Tagen blieb alles Land vom Sandgebirge des linken Nil-Ufers bis zum Atlasgebirge dem Christenthum verschlossen, und die Bekenner desselben betraten die Gestade Nordafrika's nur als gefangene Sklaven, oder als unstäte Kaufleute, oder als Gesandte europäischer Könige, die den Seeräuber-Fürsten ehrerbietigen Tribut brachten. Die meiste Duldung genießen die Christen vielleicht noch in Tripoli, wo sie gleich Juden verachtet stehen, doch freie Glaubensübung haben, besonders seit die Familie der Caramanli den Thron bestieg. Der gegenwärtige Pascha Jusef Caramanli (seit 1795), der dritte aus jenem Geschlecht, ist aus Klugheit, um den Briten zu gefallen, gegen die Christen nachsichtsvoll. Das römische Kollegium de propaganda fide bestellt das Kloster zu Tripoli mit drei Mönchen, meistens Franziskanern, für die Seelsorge der christlichen Konsuln.

In Tunis herrscht zwar auch Duldung, doch sehr beschränkt. Bekehrerversuche sind mit dem Tode bestraft. In der Hauptstadt waren im Jahr 1816 nur drei Kapuziner und zwei Franziskaner; neben diesen auch eine griechische Kirche mit einem einzigen Priester, der zugleich für die protestantischen Konsuln und deren Familien die gottesdienstlichen Geschäfte versah.

In Algier sind der Christen höchst wenige; der Juden desto mehr. Im Jahr 1816 zählte man derselben etwa neuntausend Seelen, die mehrere Synagogen hatten.

Erst spät, erst als der wißbegierige Portugiesenfürst, Heinrich der Seefahrer, im Jahr 1412 den Geist seiner Nation zur Entdeckung unbekannter Länder in fremden Ozeanen weckte; als Madeira gefunden, das Kap Non umschifft, der Senegal gesehen, die Linie passirt war; als nun Spanier, dann die Niederländer, dann die übrigen Seemächte Europens, lüstern nach Goldstaub, Elfenbein, Gewürzen, schwarzen Sklaven und andern Erzeugnissen Afrika's die Küsten dieses Welttheils mit ihren Niederlassungen bevölkerten, ward auch das Wort von Christo wieder längs den Gestaden der Ost- und Westseite des Welttheils verkündet.

---

2. Die gegenwärtigen Kirchparteien in Aegypten.

Wie gesagt, es haben sich bis zu unsern Tagen in Aegypten nur schwache Ueberbleibsel der jakobitischen, armenischen, griechischen und katholischen Kirchparteien unter mannigfaltiger Schmach öffentlicher Demüthigung erhalten. Der Muselmann betrachtet sie mit dem Stolz der Verachtung, wie die Juden. Will der Christ nicht zu Fuß durch die Straßen von Kahira gehen, darf er nur auf Eseln reiten. Begegnet ihm aber einer der Großen, muß er ehrerbietig absteigen, bis derselbe vorüber ist; er muß absteigen, so oft er vor dem Hause des obersten Kadi, vor zwanzig andern Gerichtshöfen und vor den bedeutendsten Moscheen vorbeireitet, wenn er nicht durch den Pöbel mißhandelt sein will. Selbst europäische Gesandte und Konsuln, vielleicht nur mit Ausnahme der britischen, müssen sich diese Erniedrigung gefallen lassen.

Gleich den verlassenen Einsiedeleien und Klostertrümmern älterer Zeit auf den schroffen und nackten Felsen des Gebirgs Dschebel Mokkatem am rechten Nil-Ufer, stehen die Christen in Aegypten einsam und nur als Denkmal der Gewesenen; unvereinbar in ihren Kirchgebräuchen und Lehren von den Naturen und Personen in Christo, wie vor einem Jahrtausend, und voll unversöhnlichen Widerwillens gegeneinander, wie damals.

Am zahlreichsten ist die Kirchpartei der Jakobiten geblieben oder der koptischen Christen, welche mit dem Syrer Jakob aus dem sechsten Jahrhundert durchaus nur eine Natur in Christo, und den heiligen Geist nur von Gott dem Vater, nicht vom Sohne ausgegangen, erkennen. Diese Kopten sind noch der letzte, allmälig aussterbende Rest von Aegyptens Urbewohnern; gleich den Aegyptern von düsterer Gemüthsart, hartnäckig und religiös; aber unwissend, knechtisch und abgestumpft unter den Mißhandlungen ihrer binnen Jahrtausenden vielmals über sie gewechselten Beherrscher. Noch sind ihre heiligen Bücher in der eigenthümlichen koptischen Sprache geschrieben; aber auch diese, obwohl sie längst nicht mehr die alte

„Lisan Faraun" oder Pharaonensprache ist, wird von den heutigen Priestern nur kaum noch verstanden. Die religiösen Meinungen, zu welchen sie einst durch die morgenländischen Kaiser mit Schwert und Kerker gezwungen worden sind, werden nun von ihnen mit einem unbeugsamen Eigensinn festgehalten, welcher den Spott der Moslemim verachtet und sie mit unauslöschlichem Abscheu gegen die römisch-katholische Kirche erfüllt.

Als Amru an der Spitze der Araber vor eilfhundert Jahren in Aegypten einzog, belief sich die Zahl der koptisch-jakobitischen Bischöfe auf siebenzig. Gegenwärtig ist die Zahl derselben auf zwölf beschränkt. Die meisten dieser Bisthümer sind im obern Aegypten, wo sie sich, dem Hauptlager der Eroberer entfernter, ungestörter bewahren konnten. Ihr Patriarch aber, welcher sich zugleich Oberhaupt der Kirchen von Nubien und Habesch nennt, hat seinen Sitz fortdauernd zu Kahira, wo zwölf koptische Kirchen stehen, mit Inbegriff derer zu Fostat, oder Mase el atik, d. i. Altkahira.

Die griechischen Christen haben in Kahira nur zwei Kirchen, deren eine unter dem Bischof vom Berge Sinai, die andere unter dem zu Alexandrien wohnenden griechischen Patriarchen steht. Auch in Alexandrien befinden sich neben den griechischen Kirchen mehrere jakobitische. Der armenischen und katholischen Christen sind die wenigsten. Jene haben in der Hauptstadt Aegyptens nur eine, diese zwei Kirchen bei eben so vielen Klöstern.

Am thätigsten sind die Katholiken im Bekehrer-Geschäft. Jesuiten, Kapuziner, Franziskaner und andere Mönche sieht man zahlreich und in beständigem Eifer, ihre geringe Kirchgemeinde zu vergrößern. Sie hüten sich aber mit ihren frommen Anträgen den Bekennern des Koran nahe zu kommen; ihr einziger Triumph besteht darin, dann und wann einmal einen morgenländischen Christen zur römischen Kirche zu bringen. Der Pascha sieht den Umtrieben der europäischen Apostel sehr gleichgültig zu, überzeugt, daß diese Bekehrungen weder bessere noch schlechtere Bürger, wohl aber oft Uneinigkeiten zwischen den christlichen Parteien machen, davon zuletzt beträchtliche Strafgelder von Bekehrern und Bekehrten geärntet werden können. Die Mönche der römischen Kirche haben in den ägyptischen Städten zerstreut einzelne Klöster; selbst im obern Aegypten, wie, zu Achmina, die Franziskaner.

Unter barbarischen unwissenden Herrschern muß von dem verachtetsten Theile des Volks, zu welchem die Christen gehören, wenig Aufklärung erwartet werden. Es ist hier nicht die Rede von europäischen Ansiedlern, sondern von denen, die Aegypten als ihr Vaterland ansehen, falls man den Wohnort der im Staub Niedergetretenen ein Vaterland heißen darf. Sie beobachten mit knechtischer Andacht die überlieferten und erlernten Kirchengebräuche; sind unwissend wie ihre Herrn, und abergläubig, wie diese. Ehrfurchtvoll betrachten sie den alten Sycomorebaum von Matare, einem Dörfchen neben den Ruinen von Heliopolis, zwei Stunden von der Hauptstadt. Die fromme Sage lehrt, daß dieser Baum sich, als die heilige Familie auf ihrer Flucht nach Aegypten Obdach suchte, derselben zum Schutz geöffnet habe. Kein guter Christ reiset vorüber, ohne einen Splitter vom Baum zu schneiden, und dennoch zeigt er

immer seinen unvergänglichen Stamm. — Mit gleicher Ehrfurcht wallen die Kopten zu einer Felsengrotte, welche der heiligen Familie lange zum Aufenthalt gedient haben soll; so wie die Griechen zu einer Säule ihrer Kirchen in Fostat, welche wenigstens durch ein sehr nützliches Wunder berühmt ist. Denn wer den Verstand verlor und an diese Säule gebunden wird, empfängt ihn glücklich wieder, unter Gebeten, die über ihn hergemurmelt werden.

Die koptischen Gemeinden wohnen weit hinauf im obern Aegypten, wo sie zu Achmina die prachtvollste ihrer Kirchen im ganzen Lande besitzen. Sie wohnen bis zu den Nilfällen an Nubiens Grenzen. Dort, in der Stadt Dschirdsche, wo auch die Missionarien von der römischen Kongregation zur Verbreitung des Glaubens ein Hospitium haben, ist selbst noch der Sitz eines koptischen Bischofs. Wo aber das heiße Nubien beginnt, in den Reichen von Sennaar, Darfur, Dongala, Delin, verschwindet das letzte Zeichen christlichen Glaubens. Nur ein wüstes Heidenthum paart sich da in unbekannten Gefilden mit Muhameds entstellter Lehre.

---

3. Die Jakobiten in Abyssinien. — Der Katholiken fruchtlose Missions-Versuche.

Es sind ungefähr sechszig Tagreisen von Kahira durch die Wildniße Nubiens bis Abyssinien oder Habesch, welchem der Nilstrom entspringt. Es ist die afrikanische Schweiz; ein Labyrinth von Thälern, Hügeln, Bergen, bewässert von Quellen, Flüssen, Seen. Buchen und Tannen wachsen droben am Fuß der Alpen, deren Gipfel zuweilen vom Schnee glänzen; in den heißen Thälern Palmen und Südfrüchte. An den grünen Gebirgshalden blühen zwischen Wiesenkräutern Nelken, Tulipanen, Lilien und andere Blumen schöner Art in wilder Freiheit. Durch die Einöden brüllt der Löwe und Tiger und Panther; auf den höchsten Alpenfirsten schwärmen die Gemsen. Man hört in den Wäldern den Gesang europäischer Vögel; aber Kasuare und Strauße ziehen im tiefern Geländ durch die Steppen.

Die Bewohner dieses reichen und wundervollen Gebirgslandes sind ohne Zweifel vor undenklichen Zeiten aus dem benachbarten Arabien herübergekommen, von welchem es nur durch das rothe Meer getrennt ist. Ihre Gestalt, ihr Antlitz, ihr langes Haar spricht dafür; aber die dunkle Olivenfarbe ihrer Haut scheint für Vermischung mit einem ältern Urstamm zu sprechen, wenn die Farbe nicht Wirkung der heißen Sonne seit zahllosen Geschlechtsfolgen ist. Soviel wir aus ihren Sagen und Büchern wissen, litt ihr Staat durch Kriege und Aufrühre mannigfache Umwälzungen, bis ein einzelner Stamm des ganzen Landes Beherrscher ward. Denn die heilige Sprache, worin ihre Religionsbücher, ihre ältesten Urkunden geschrieben sind, ist die Sprache der Hirten des Landes. Sie wird die Tigresprache geheißen. Tigre aber ist ein Theil des Berglandes zunächst dem rothen Meer, wo noch heut das alterthümliche Axum mit Trümmern alter Pracht steht, unter denen sich ein achtzig Schuh hoher Obelisk von Granit erhebt. Noch heut werden die Könige von Habesch dort feierlich geweiht. Aber die Sprache der Landesbeherrscher und der Großen ist amharisch. Amhara wird auch eine der innersten

Provinzen des Landes geheißen. Zu Gondar, in der Provinz Dembea, ist der Sitz des Negus oder Hatzege, des Königs von Habesch.

Die Habeschiner sind ein Hirtenvolk, welches mit den Erzeugnissen des Landes Tauschhandel mit der Fremde treibt, und das Geld noch nicht kennt. Wie sie uns der Engländer Salt aus dem Jahre 1810 beschreibt, kannte sie schon der Jesuit Guerreiro im Jahr 1608. „Man findet bei ihnen (sagt dieser) weniger Laster, als in vielen Gegenden Europens, wo unser heiliger Glaube thront. Sie haben in ihrem Umgang viel Schlichtes, in ihren Sitten viel Unschuld; nichts Wildes, nichts Grausames.“

Die portugiesischen Seefahrer hatten Habesch schon in der andern Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts entdeckt. Von da begannen Handelsverbindungen und engere Verhältnisse zwischen diesen Afrikanern und den kühnen Europäern, welche ihnen gegen die wilden und räuberischen Mauren und Beduinen im benachbarten Lande Adel oder Zaila kriegerische Hilfe leisteten. Mit den Portugiesen kamen auch deren Geistliche nach Habesch. Sie fanden hier nicht ohne Erstaunen ein christliches Volk, welches seinen Glauben seit unbekannten Zeiten, und doch rings von muhamedanischen und heidnischen Nationen umgeben, treu bewahrt hatte. Dies Christenthum, den ältesten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung entstammt, hatte freilich mit den Lehren des abendländischen nichts gemein. Mit der Sonntagsfeier war auch die Feier des Sabbath, mit der Taufe auch die Beschneidung, mit dem Abendmahl auch die Enthaltsamkeit vom Genuß vieler durch das mosaische Gesetz verbotenen Speisen verbunden. Man erkannte in ihren Lehren viele Verwandtschaft mit den Lehren der jakobitischen Christen in Aegypten. Auch sie wußten nur von einer Natur in Christo, unbekümmert, ob abendländische Kirchen-Versammlungen dieses Dogma verdammt haben. Daß ihnen von Aegypten viele Lehrer des göttlichen Wortes ehmals gekommen, beurkundete noch der Umstand, daß das Oberhaupt ihrer Kirche, ihr Patriarch, der Abuna (unser Vater), welcher in der Stadt Dobsan wohnte, sich dem koptischen Patriarchen in Aegypten untergeordnet erkennt.

Um so inniger wurden die Verbindungen der Habeschiner mit den Portugiesen. König Etana Dengbel, der im Jahre 1525 auf dem Thron saß, schickte sogar einen Gesandten nach Lissabon, Freundschafts-Verträge zu schließen, und bat den Pater Joan Bermudez, welcher mit Alvarez, dem Vizekönig von Indien, im Jahr 1520 nach Habesch gekommen war, die Stelle des Abuna oder habeschinischen Patriarchen anzunehmen, als der alte Abuna Markus auf dem Sterbebette lag. Bermudez nahm die Würde willig an, in welcher ihn Papst Paul III. bestätigte, der sehr unerwartet seine heilige Gewalt bis ins Innere eines kaum entdeckten Welttheils erweitert sah. Das Glück war aber von kurzer Dauer. Der rohe Glaubens- und Bekehrer-Eifer der portugiesischen Soldaten, denen die frommen Gebräuche der Habeschiner lächerlich oder gottlos schienen, erbitterte das Volk. Und als der Pater Bermudez, nach dem Tode des alten Königs, dessen Sohn und Thronfolger Claudius aufforderte, dem heiligen Petrus, das heißt, dessen Nachfolger in Rom, Gehorsam zu schwören,

entgegnete der junge Fürst: „Was kümmert mich der? Ich heiße dich nicht mehr Abuna. Du bist ein Patriarch der Fremden, ein Mensch, der vier Götter anbetet!" Und als Pater Bermudez mit Exkommunikation drohte, rief Claudius: „Du selbst bist exkommunizirt." Wirklich ließ der König einen neuen Patriarchen aus Aegypten kommen; Bermudez verließ Habesch.

Inzwischen dauerten die Verbindungen Portugals mit Habesch fort. Ignatius Loyola brannte voller Begierde, eine Missions-Anstalt in Habesch von seinen Jüngern zu stiften. Er gewann dafür die Höfe von Rom und Lissabon. Zwölf Jesuiten reiseten nach Habesch im Jahr 1556. Ihre Sendung war fruchtlos, denn ihr rechthaberischer, streitsüchtiger Bekehrer-Eifer machte sie bald dem Fürsten wie dem Volke widrig.

Glücklicher war späterhin (1604) Anfangs der Jesuit Peter Pays. Durch seine Gewandtheit und Kenntnisse nahm er den Hof für sich ein, während im Lande umher seine Gehilfen das römisch-katholische Christenthum predigten. König Seltam Segbed befahl sogar öffentlich, daß Niemand bei Todesstrafe sich ferner unterfangen sollte zu behaupten, in Jesu Christo sei nur eine Natur gewesen. Diese und andere ähnliche Gebote, die des Volkes uralten Glauben bedrohten, empörten den größten Theil von Habesch. Der König, geleitet von den Jesuiten, wandte Strenge bis zur Grausamkeit an. Darüber erhoben sich Aufrühre und Bürgerkriege, die den Thron selbst wanken machten. Viele von den Jesuiten gebaute Kirchen, die eher Vestungen als Tempeln glichen, wurden durchs ergrimmte Volk niedergerissen. Der König, um sein Reich zu behaupten, sah sich gezwungen, durch ein Edikt zu gestatten, daß jeder seinem Gewissen folgen möge. Während die Jesuiten murrten, sangen die Altgläubigen: „Stimmet Halleluiah an! denn die Schafe von Habesch sind gerettet vor den Wölfen vom Abendlande!"

Da Seltam Segbed im Jahr 1632 starb, war eine der ersten öffentlichen Verfügungen seines Sohnes Alan Segbed, die Verbannung aller Jesuiten, aller Katholiken. Der Name derselben ist dem Volke bis auf unsere Zeiten ein Gräuel. Einige Jesuiten, welche es gewagt hatten, in Habesch zurückzubleiben, vielleicht eine holdere Zeit abzuwarten, wurden ergriffen, und als Verächter königlicher Befehle hingerichtet. — Jeder spätere Missions-Versuch scheiterte. Drei Franziskaner, welche sich im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts abermals dahin gewagt hatten, wurden im Jahre 1716 hingerichtet. Das Volk, zwar argwöhnisch gegen die Europäer, deren Bekehrersucht sie hassen, ist doch mild und gefällig gegen diejenigen, welche sich nicht in Glaubensdinge mischen. Während Heiden, Muhamedaner und Juden in Habesch geduldet werden, scheut man Niederlassungen abendländischer Christen zu sehen.

Das Wichtigste, was für Abyssinien in neuester Zeit geschah, war Uebersetzung der Bibel in der Amhara-Sprache. Herr Asselin, Geschäftsträger beim französischen Generalkonsul in Aegypten, welcher zufällig in Kahira einen armen Greis fand, der der äthiopischen Literatur völlig Meister, und Lehrer der Herrn Bruce und W. Jones gewesen war, half ihm in dem

herrlichen Werk, welches sodann die britische und die ausländische Bibel-Gesellschaft drucken ließ.

4. Die afrikanische Ostküste. Madagaskar. Bourbon.

Vom habeschinischen Gebirge in tausend Meilen weiter Länge der afrikanischen Ostküsten bis zum Kapland herrscht in heißen, feuchten, fruchtbaren, aber den Europäern ungesunden Ländern wildes Heidenthum, oder Muhameds Glaube, oder beides gemischt. Noch besitzen hier die Portugiesen aus den Tagen ihres Ruhms einige Niederlassungen zum Handel, wie auf Mozambik, Monomotapa, Quiloa und Sofala. Zu Mozambik, der kleinen Inselstadt, und der Portugiesen Hauptort, sieht man ein paar Klöster und ein paar Kirchen. Auch ein bischöflicher Stuhl ist hier. Doch zur Pflanzung des Christenthums ist seit Jahrhunderten weit umher nur wenig geleistet worden, und das Wenige ohne Glück. Häufig gebrach es an Sendpriestern; und wo man sich kurze Zeit gelungener Anfänge des Christenthums freuete, sank bald alles wieder in alte Verwilderung zurück. In Monomotapa waren besonders die Jesuiten lange thätig gewesen. Doch ist immer sehr zweifelhaft geblieben, ob die scheinbare Neigung der Mauren und Heiden für den christlichen Glauben mehr Frucht der Belehrung, oder der Furcht vor den Portugiesen gewesen sei, deren Schutz oder kriegerischer Beistand den Eingebornen jederzeit wichtiger, als deren Glaube war.

Weit unglücklicher blieben alle Bekehrungs-Versuche bei den fürchterlichen Bewohnern Madagaskars. Die Madegassen, welche mit dem Glauben an einen einzigen höchsten Gott alle finstern Geburten eines wilden Heidenthums und die rohesten Begriffe von Tugend verbinden, bleiben der Europäer geschworne Feinde. Sie kennen diese Europäer nur zu wohl, und daß dieselben nur kommen, um nach und nach die Unabhängigkeit der Völker zu vernichten, und sich des natürlichen Reichthums derselben zu bemeistern. Alle Versuche der Europäer, festen Fuß auf diesem großen und reich gesegneten Eilande zu fassen, waren bisher vergebens. Noch vor wenigen Jahren (1815) wurde die englische Niederlassung hier von Grund aus vertilgt, und jeder europäische Bewohner derselben gnadenlos ermordet.

Daher will ich von den frühern und spätern Bemühungen einzelner Missionarien, unter denen vor allen die Franzosen thätig waren, nicht reden, weil sie auf Madagaskar gänzlich fruchtlos geblieben sind.

In den übrigen kleinen ostafrikanischen Inseln, wo alte, feste europäische Niederlassungen bestehen, wie auf Isle de Bourbon und Isle de France, ist das Christenthum unter der geringen Bevölkerung ziemlich herrschend. Selbst die Sklaven empfangen darin dürftige Unterweisung. — In allen übrigen Eilanden dieses Ozeans, z. B. auf den komorrischen Inseln an der zangebarischen Küste ist das Volk, meist von muhamedanischen Eroberern unterjocht und beherrscht, heidnisch.

5. Vorgebirg der guten Hoffnung — protestantische Bekehrungs-Anstalten für Hottentotten, Kaffern u. s. w. bis zum Orangefluß.

Wo sich das afrikanische Festland im äussersten Süden ausspitzt, tritt das Vorgebirg der guten Hoffnung hervor. Die Holländer eroberten und besetzten es im Jahr 1653 unter Jan van Ribek. An der Tafelbai befestigten sie die wichtige Kapstadt, welche durch ihre eigenthümliche Lage den Europäern wichtig bleiben wird, so lange es der ostindische Seehandel ist.

Die Holländer waren lange Zeit nur Holländer, d. i. Kaufleute. Wilde Völker menschlicher zu machen, war ihnen von allen Angelegenheiten eine der letzten. Selbst um die religiöse Belehrung ihrer Sklaven bekümmerten sie sich wenig. Schulen waren kaum, oder im schlechten Zustande vorhanden. Noch jetzt ist es nicht viel besser. Gute Häuser schicken ihre Söhne zur Erziehung nach Europa. Die Reformirten, in der Kapstadt am mächtigsten, wehrten sich sogar lange Zeit, den angesiedelten lutherischen Mitchristen nur eine Kirche zu gestatten. Erst im Jahre 1779 erhielten diese die öffentliche Religionsübung nach vielen überwundenen Hindernissen. Ueberhaupt dachte man erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Holland selbst ernster an Verbreitung des bessern Glaubens unter den Heiden der holländischen Niederlassungen. In der Kapstadt und unter den benachbarten afrikanischen Wilden war dafür weniger gethan, als in andern batavischen Kolonien.

Doch seit die Engländer während der französischen Umwälzungs-Kriege sich der Kapstadt bemächtigten (schon den 16. Herbstm. 1795), begann für die Heiden Süd-Afrika's ein besserer Zeitraum. Die Londner Missionsgesellschaft, die herrnhutischen Brüdergemeinden, die wesleyschen Methodisten traten in preiswürdigen Wetteifer für die heiligste Sache.

Der Kapstadt nächste Angrenzer sind die rohen Hottentotten, ein armes, träges Volk von wenigen Begriffen, welches in zerstreuten Kraalen oder Dörfern umherwohnt, seine Rinder- und Schafheerden weidet, auch einigen Feldbau treibt, und von der europäischen Nachbarschaft seit ein paar Jahrhunderten einen geringen Vorschmack der Gesittung empfangen hat. Doch in entferntern Gegenden lebt es in nomadischer Irre, wie seit Jahrtausenden.

Schon im Jahre 1736 hatten die Herrnhuter angefangen, zu Gnadenthal eine kleine Hottentottengemeinde durch ihren Bekehrungseifer zu bilden. Ein frommer Deutscher, Georg Schmidt, war ihr erster Apostel dort. Gnadenthal liegt nur fünfundzwanzig deutsche Meilen von der Kapstadt, in einem engen, fruchtbaren Thal. Die holländisch-ostindische Gesellschaft aber fand in ihrer kaufmännischen Staatsklugheit das Unternehmen sehr bedenklich, und dem Vortheil der Kolonie gefährlich. Sie verbot demnach die Ausbreitung des Christenthums unter den Hottentotten, und verhinderte dieselbe bis zum Jahre 1792. Da erst, erweicht von den vielen Bitten und Vorstellungen der Brüdergemeinden, gab man ihnen wieder frei, Missionarien hinzusenden. Georg Schmidt hatte schon einige Hottentotten lesen gelehrt und ihnen eine holländische Bibel hinterlassen. Und dies Wenige war genug gewesen, das begonnene Christen-

thum empor zu halten. Seitdem vergrößerte sich die Gemeinde von Jahr zu Jahr, wo bald sechs Missionarien Arbeit genug fanden, zu lehren und europäische Bildung zu verbreiten. Im Jahr 1816 wohnten daselbst in zweihundert vierundvierzig Häusern zwölfhundert sechsundsiebenzig Personen.

Der Anblick dieser blühenden Hottentottenstadt, mit ihrer Kirche, ihren Schulen, ihren regsamen Gewerben, bewog den britischen Gouverneur, Grafen Caledon, im Jahre 1808 den Herrnhutern einundzwanzig deutsche Meilen nordwärts der Kapstadt, am Meere, eine neue Sendungsstätte anzuweisen. Dies ist Grünekloof (Grünthal). Es wohnten hier nur sechszig bis siebenzig Hottentotten in zwölf Hütten. Die Missionarien hoben sogleich unverdrossen ihr Werk an, errichteten eine Schule, lehrten Feld- und Gartenbau, ließen benachbarte Gehölze wegbrennen, in denen gern Tiger hauseten, und bald entwilderte sich die Gegend und erweiterte sich die neue Christenkolonie. Wir wissen aus John Campbells Reise, daß im Jahr 1813 dort schon vierundvierzig Familien in reinlichen Häusern beisammen wohnten. Auch in einer der jüngsten Sendstätten, die zu Ehren Lord Caledons dessen Namen trägt, sechsundzwanzig deutsche Meilen ostwärts der Kapstadt, hatten sich 1816 schon sechshundert Hottentotten angesiedelt.

So sind seitdem mehrere ähnliche Missionsstätten in den Ländern der Hottentotten gestiftet worden, wie zu Bethelsdorf (schon im J. 1802), wo, hundert und dreißig deutsche Meilen von der Kapstadt entfernt, nun zwölfhundert Eingeborene, neben reicher Viehzucht, mancherlei Handwerke und beträchtlichen Landbau treiben, zu Theopolis, Grahamsstadt, Friedensberg oder Hooge Kraal, fünfundsechszig deutsche Meilen östlich vom Kap mit dreihundert Hottentotten u. s. w.

Tiefer ins Innere Süd-Afrika's wohnen die wandersamen Jägerstämme der Buschmänner, die Namaqua's, Corana's und andere bis zum großen Orangestrom. Alle sind sie, wie die Kaffern überhaupt, ein kräftiger, schöner Menschenschlag, braun von Farbe, wolligt von Haar. Hier in grünen, üppigen Thälern, zwischen ungeheuern Sandwüsten, weiten Wäldern und zerstreuten Gebirgsverkettungen, leben sie von geringem Landbau und von der Zucht ihrer Rinderheerden. Einige haben zwar Ahnung eines höchsten, unsichtbaren Wesens — Wahrsagung und Glaube an Zauberei aber ist der Meisten Religion. Wenige haben noch daran gedacht, ob das, was in ihnen empfindet und denkt, etwas anders als der Körper sei. Da Campbell zwei Buschmänner fragte: „Wer hat die Sonne dort an den Himmel hingestellt, und gemacht, daß sie nicht falle?“ antworteten sie: „Das wissen wir nicht, haben uns aber oft schon darüber gewundert.“

Auch hieher haben sich die evangelischen Glaubensboten gewagt. Längs dem Orangestrom haben sie Niederlassungen gebaut zu Pella (mit nun beinahe tausend Seelen), Bethanien, zwei Tage nördlich vom Orangefluß, Bethesda und vielen andern Orten. Jenseits des Orangestromes drangen sie mit rührender Begierde und Selbstverläugnung bis in das Innerste

des Griqualandes. In der Griquastadt selbst bis in das Land der Betschwansstämme, welche schon weit höhere Kultur haben, sogar Kupfer und Eisen zu bearbeiten verstehen, breiteten sich ihre Sendstätten aus. In der Hauptstadt der letztern, zu Lattaku, am Fluß desselben Namens, sechshundert englische Meilen vom Kap entfernt, empfingen sie vom König Matibi, als er von einer Schakalenjagd zurückkam, Erlaubniß, bei ihm und seinem Volk zu lehren. „Sendet euere Priester, sprach er: ich will ihr Vater sein.“ Die Stadt Lattaku ist zierlich gebaut. Sie hat ungefähr fünfzehnhundert Häuser und achttausend Einwohner. Das Volk hat schon eine gewisse bürgerliche Ausbildung und mancherlei Kunstfleiß. Zwanzig andere große Stämme, welche noch weiter nordwärts im Innern Afrika's wohnen, sprechen alle die Sprache der Betschwans, und sollen noch kultivirter sein, als die Bewohner Lattaku's.

Nicht minder sind im weiten Reiche der rothen Kaffern, an der Ostküste, im Norden des großen Fischflusses, Missionsversuche geschehen, wo die Tambuki's, die Mambuki's, die Makina's mit ihren Kupfer- und Erzgruben, wo andere Stämme in stolzer Unabhängigkeit in von Europäern noch nie gesehenen Ländern wohnen.

Je näher die Kaffern uns durch Muth und Mühe der Missionarien bekannt werden, je mehr müssen wir von den Vorurtheilen zurückgehen, die wir rücksichtlich dieser Völkerschaften hegten. Sie sind verständiger, kenntnißfähiger, ja in ihren häuslichen und bürgerlichen Einrichtungen und in Bereitung ihrer Lebensbequemlichkeiten vorgeschrittener, in ihrem ganzen Wesen menschlicher, als man geglaubt hat. — Aber auch sie lernen durch die Missionen uns Europäer von einer erträglichern Seite kennen, daß wir nicht bloß gewaltthätige, blutdürstige, raublüsterne Wesen sind, die in hölzernen Häusern übers Meer kommen, um Sklaven zu machen, Gold zu suchen, dafür betäubende Getränke und Mordgewehre zu bringen, unabhängigen Völkern die Freiheit, alten Einwohnern das Vaterland zu entreissen, und tapfere Nationen, die sie nicht unterjochen konnten, unter sich zu entzweien, um sie ohne Mühe aufzureiben. Die frommen Heilsboten unserer Tage durchwandern Afrika, begleitet von der Bibel und dem Pfluge.

Wenn die holländischen Bauern in den Umgegenden der Kapstadt bisher auf die Buschmänner Jagd machten, wie auf wilde Thiere, und sie ohne Umstände wegschossen: ists zu verwundern, daß die Kaffernstämme gegen die Christen ihren Abscheu erblich auf die Nachwelt fortpflanzten? — Dank sei es den neuern Missionen, es gelingt ihnen immer mehr, weltentzweiende Mißverständnisse zu zerstören, lang erzürnte Nationen zu versöhnen, und europäische Kaufleute sogar christlicher zu machen. Denn was ehemals nie statt gefunden, geschieht heutiges Tages öffentlich. Es sind in der Kapstadt sogar Freischulen für Sklaven errichtet, wo braune und schwarze von sechs bis dreißig Jahren lernen. Wenn dies schon nicht Stiftungen der obrigkeitlichen Behörden, sondern nur edler Privatleute sind, verdienen jene auch schon Lob, wenn sie das Gute nicht verhindern.

Es dehnt sich jenseits des großen Orangestroms, im Norden seiner Mündungen, ein beinahe dreihundert Meilen langer Strich Landes aus an der afrikanischen Westküste, wo nirgends europäische Niederlassungen erblickt werden. Ja, weitaus der größte Theil dieser Gebiete ist noch unbekanntes Land. Der Schiffer nennt eine ungeheuere Strecke derselben nur die wüste Küste. Und wo beim Kap Negro Menschen bekannt sind, werden sie, wie die Zimbeben und Dschaga's, als Menschenfresser, geschildert.

Erst auf der Küste von Benguela, Angola und Kongo erblickt man wieder europäische Städte und Vesten. Hier haben die Portugiesen alte und weitläufige Besitzungen in fruchtbaren und heissen Landstrichen. Zu ihren Städten San-Salvador und Pemba in Kongo, Loanda de San Pablo in Angola, San Felipe in Benguela, alle mit zehn- bis zwanzigtausend Einwohnern bevölkert, ziehen jährlich aus dem geheimnißvollen Innern Afrika's Karavanen mit Goldstaub und Elfenbein. Dies ist Portugals afrikanisches Brasilien, in Herzogthümer, Grafschaften und Marquisate getheilt, welche unter den königlichen Statthaltern und Vizekönigen stehen.

Die hiesigen Bisthümer ließen schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert den Negern das Christenthum predigen. Aber außer Gefangenen und Sklaven, oder von Portugals Vestungen abhängig gewordenen Völkerstämmen konnte der christliche Glaube keine freie Nationen gewinnen. Denn diese, wenn sie die Lebensweise und Grausamkeit der weißen Fremdlinge betrachteten, die ihnen ihre Länder entrissen, ihre gefangenen Brüder mit sich über alle Meere hinwegschleppten, schauderten vor dem Gott solcher Menschen. Sie wurden voll unsterblichen Hasses gegen Alle, welche von den Urbewohnern zur Anbetung dieses Gottes übergingen. Man weiß von den Dschagga-Negern, daß sie eigene mörderische Verbrüderungen (Quiziles) unter sich gegen Ausbreitung des Glaubens der Weißen haben. Und sie führen Vertilgungskrieg.

In denjenigen Gegenden aber von Kongo, Loango und übrigen Ländern, welche den Portugiesen mehr oder weniger unterworfen sind, hat das Evangelium durch den heiligen Muth einzelner Boten desselben großen Eingang gefunden. Man zählt wirklich daselbst weit über hunderttausend christlicher Neger, von denen aber ebenfalls viele in die Sklaverei verkauft wurden. Selbst mehrere Landesfürsten sind katholisch. Das meiste Verdienst darum hatten die Kapuziner gehabt.

Soviel wir indessen aus den Missionsberichten des Pater Antonio Zuchelli wissen, welcher in den ersten Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts Kongo predigend durchreisete, und selbst den König des von Loango damals abhängigen Reiches Sogno bekehrte, war in jenen Tagen das Christenthum der Neger übel beschaffen. Neben den äussern Uebungen des römischen Gottesdienstes hatten sie treulich ihre altheidnischen beibehalten; die grausenhafte Todtenklage bei Sterbenden und Verstorbenen, die Anbetung des schwarzen Bockes, welchen Zuchelli natürlich für den Stellvertreter des Teufels hielt, und andere Gebräuche. Der eifrige Kapuziner wußte

sich oft nicht besser zu helfen, als daß er den Prügel ergriff, seine Neger mit Stockschlägen auseinander trieb, und ihnen bessere Erkenntniß einbläuete.

Auch französische Geistliche stifteten im Jahre 1766 in den Ländern von Kakongo und Loango neue Missionen. Sie rühmten in ihren Berichten die freudige Aufnahme, welche sie bei den christlichen Negergemeinden, wie Boten des Himmels, empfingen. Noch dauern bis auf den heutigen Tag in Kakongo, Kongo und Benguela Missionen fort, doch sehr unterbrochen und schwach unterstützt. Denn das tropische Klima mit seinen anhaltenden Regengüssen, denen die schnell austrocknenden Harmattans-Winde folgen; mit seiner glühenden Hitze, die plötzlich von den Gewitterstürmen der Tornado's abgekühlt wird, ist für die Gesundheit neu ankommender Europäer bis zur gänzlichen Zerstörung erschütternd.

---

7. Guinea. — Die Sierra Leona-Gesellschaft. — Christenthum von Gambia.

Wenn in jenen Gegenden, welche im Allgemeinen auch das niedere Guinea genannt werden, der Glaube der Christen nur träge fortschreitet, mag die Schuld nicht allein an der Widerspenstigkeit der Afrikaner, oder an den Uebeln des Himmelsstrichs liegen, sondern auch an der sorglosen Schlaffheit der Portugiesen. Denn im obern Guinea, vom Kap Negro bis zum Sierra Leona-Gebirg wüthen Tornado's und Harmattans, Sonnengluth und Regenzeiten nicht minder. Allein hier leben in den europäischen Niederlassungen regsamere Bewohner, Engländer, Holländer, Dänen und Franzosen, welche vertrauter mit dem Fortgang in Wissenschaften und Künsten, einsichtvoller in der Gesundheitspflege, zugleich menschlicher oder klüger in Behandlung der Landeseinwohner sind.

Inzwischen sind alle bisherige Niederlassungen im obern Guinea nur sehr zerstreute einzelne Punkte auf dem ungeheuern Länderraum, der in seiner Länge eine Strecke von fünfhundert deutschen Meilen einnimmt. Da wohnen noch ungezählte schwarze Völkerschaften gegen das Innere des Welttheils.

Wie im niedern, so ist auch im obern Guinea der Urbewohner des Landes Heide. Er verehrt einen unsichtbaren höchsten Gott, oder ahnet ihn; aber betet doch in dumpfem Aberglauben zu Werken der Natur, oder selbstgeschaffenen Bildern, weil ihm das Alterthum herkömmlicher Uebungen, oder seine Priester diesen Fetischendienst ehrwürdig machten. Gewöhnlich hat bei ihnen der Himmel und das höchste Wesen einerlei Namen, und beinahe jede Nation ihre eigne Hierarchie untergeordneter Götter oder Fetischen. Die letztern ehren sie wegen ihrer Zauber-, Heil- und Schutzkräfte, ohne sie, besonders wenn sie von menschlicher Hand gemacht sind, für wirkliche Gottheiten zu halten. Sie glauben, viele ahnen, eine Unsterblichkeit der Seele. Die Mandingo-Neger beten für ihre verstorbenen Freunde. Die Onnina-Neger singen mitten im Streit Lieder zu Gott. Die Tembu-Neger beten des Morgens: „Gott hilf uns, wir wissen nicht, ob wir morgen noch leben; wir sind in Deiner Hand!“ — Der Missionar Oldendorp

hörte auf den karaibischen Inseln eine Watje-Negerin beten: „O Gott, ich kenne dich nicht, aber du kennest mich. Deine Hilfe ist mir nothwendig.“

Fast alle Negervölker Afrika's haben ihre Priester und Priesterinnen, welche die Gebete und Opfer des Volks zu den Göttern bringen, und im Namen derselben antworten. Es versteht sich von selbst, daß die Priesterschaft bei der Unwissenheit der Laien sich sehr wohl steht. Sie sagt den Unterthanen, wie den Fürsten, welche Art Opfer, ob Kühe, ob Schafe, Seidenwaaren, junge Mädchen, oder Branntewein, dem Wolf, oder der heiligen Schlange, oder dem schwarzen Bock u. s. w. die lieblichsten Gaben sein werden. Neben den Priestern sind es die Könige, welche das Volk am meisten mißbrauchen. Die Negerkönige sind größtentheils Despoten. Sie sind grausam, um mächtig zu scheinen; ihre Harems nicht selten mit tausend Weibern gefüllt, die zugleich für sie manchmal bewaffnete Leibwachten bilden; ihre Feste oft mit Niedermetzelung von Kriegsgefangenen oder eigenen Unterthanen unmenschlich gefeiert. Als einst ein König von Akim starb, zerbrach man dreihundert und sechsunddreißig Bewohnerinnen seines Harems Arme, Beine und Rippen, und verscharrte sie lebendig. Zur Schaustellung ihrer gräßlichen Herrlichkeit gehört, daß sie, beim Empfang fremder Gesandten, dieselben zuweilen durch ganze Reihen frisch abgehauener Menschen- und Pferdeköpfe zum Thron nahen lassen.

Viele Europäer sahen zwar mit Grausen diese Tiger-Natur der afrikanischen Menschheit, aber gaben sich wenig Mühe, dieselbe zu veredeln. Vielmehr suchten sie aus der kriegerischen Unbarmherzigkeit der Negerfürsten Vortheil für den Sklavenhandel zu ziehen. Und die Sklavenhändler übertrafen bekanntlich die Negerfürsten noch an hartherziger Abscheulichkeit. Wie viele Millionen der elenden Schwarzen wurden seit Jahrhunderten durch die weißen Christen aus Guinea über die Meere geführt! Nur in einem einzigen Jahre oft über hunderttausend, davon gewöhnlich kaum mehr als die Hälfte die Ufer eines andern Welttheils sah, weil zahllose vom Kummer oder von harter Behandlung, oder in Aufrühren, unterwegs starben, oder sich selbst auf allerlei Weise den Tod gaben, welche Mittel auch die Sklavenhändler dagegen versuchten. Als sich einst, erzählt Oldendorp, viele Neger auf einem Schiffe zum Verhungern entschlossen, brachte der Kapitän des Schiffes die Verzweifelten nur dadurch von ihrem Vorsatz ab, daß er einen derselben in kleine Stückchen zerschneiden ließ, und die übrigen mit einem ähnlichen Tode bedrohte, wenn sie sich nicht zum Leben bequemten. Dies schien ihnen noch viel ärger, als das Aergste, was sie sich bisher von ihrer Zukunft vorgestellt hatten, und sie ergaben sich in ihr dunkles Schicksal.

Solches verruchte Gewerbe der christlichen Nationen dauerte bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. So lange die Küsten Guinea's über dem Meere hervorragen, wird man in künftigen Jahrtausenden von den Gräßlichkeiten der Europäer erzählen, aber auch mit Rührung der edelmüthigen Wilberforce's, Sharps, Thorntons u. a. m. gedenken, welche zuerst Hand anlegten, diese Gräuel zu beenden. Es ist merkwürdig, daß kein König, kein Minister, kein sogenannter Staatsmann zuerst einen so einfachen, menschlich-großen

Gedanken faßte und ins Werk setzte. Nein, schlichte, redliche, fromme Leute, die Quäker Pensylvaniens, waren es, die zuerst die Sklaverei der Neger abschafften, deren Beispiel dann der ganze nordamerikanische Freistaat und Dänemark (1801) unmittelbar folgten. Aber noch unterm 30. Wintermonat 1813 konnte ein europäischer König — es war der von Portugal — förmlich den Handel mit schwarzen Menschen erlauben! — Die Briten dachten groß genug, ihn mit Gewalt zu den Pflichten der Menschlichkeit zurückzuführen, indem sie ihm die Sklavenschiffe nehmen und die Neger in Freiheit setzen ließen.

Was Menschlichkeit begonnen hatte, vollendete an diesen Küsten, welche so lange der Schauplatz unbeschreiblicher Grausamkeit gewesen waren, der Heldenmuth christlicher Tugend.

Ein frommer und reicher Brite, Granville Sharp, welcher sich zu London eines armen Negerknaben angenommen hatte, den der Kapitän eines Sklavenschiffes als sein Eigenthum ansprechen und wieder fortschleppen wollte, gewann im Rechtsstreit gegen diesen, daß der Gerichtshof der königlichen Bank im Jahr 1771 aussprach: Der Sklave, welcher den Boden von Alt-England betritt, soll frei sein, wie jeder andere Einwohner Englands. — Wirklich lebten nach Beendigung des amerikanischen Krieges mehrere hundert Neger zu London, zwar frei, aber verlassen, elend, dem Hunger preisgegeben. Da faßte Granville Sharp den Gedanken, vereint mit andern menschenfreundlichen Bürgern, auf der Westküste Afrika's selbst eine britische Negerkolonie zu stiften. Im Jahre 1787 wurde zu dem Ende am Kap Sierra Leona vom dortigen Negerfürsten bequemes Land zu einer Niederlassung gekauft; dies bald durch neue Ankäufe in der Nachbarschaft erweitert, am Hafen der Georgsbai eine neue Stadt Freetown erbaut, und mit freien Negern bevölkert.

Die zu London gebildete Sierra Leona-Gesellschaft gewann bald Zutrauen, von der Regierung Privilegien, von neuen Mitgliedern beträchtliche Fonds. Es erweiterte sich die Kolonie in Afrika mit jedem Jahre schnell, besonders seit Aufhebung des Sklavenhandels. Es ward die Veste Thornton gebaut; im Jahr 1809 der Anfang einer neuen Stadt Kingston; in gleicher Zeit eine Negerkolonie am Fuß des Leicestergebirgs gestiftet, Leicester geheißen, meistens von Negern des Amherastammes bevölkert, welche man durch mancherlei Vortheile zu dieser Niederlassung bewog. Es entstanden bald Dörfer um Dörfer von den aus Sklavenschiffen weggenommenen Negern besetzt, die hieher geführt wurden. Jährlich wächst noch immer die große, menschenfreundliche Stiftung, welche der Sierra Leona-Kompagnie schon ansehnliche Handelsvortheile bringt.

Es ist aber nicht auf Handelsgewinn allein abgesehen, sondern auf Versittlichung des Volks. Dafür trat im Jahre 1807 zu London eine eigene Gesellschaft zusammen, deren Zweck Verbreitung nützlicher Kenntnisse in Afrika ist. Mit ihr verbanden sich die edeln Missionsgesellschaften der Briten. In allen Ortschaften der neuen Kolonie wurden Schulen, sowohl für Erwachsene, als für Kinder, angelegt; Kirchen errichtet; Verkünder Christi und der Bruderliebe in die benachbarten Gegenden ausgesandt; die umherwohnenden Negerfürsten durch Geschenke, Handelsvortheile,

unentgeldlichen Unterricht ihrer Kinder in europäischen Wissenschaften gewonnen; Bibeln zu Tausenden in der Landessprache verschenkt; Entdeckungsreisen gemacht; talentvolle Neger zu Lehrern, selbst zu Missionarien gebildet — kurz, nichts ward unterlassen, was zur Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes der westafrikanischen Küstenbewohner führen kann.

So ist nun Sierra Leona einer der wichtigsten Punkte dieser Weltgegenden für die Menschheit von Afrika geworden. Da, auf einem vormals öden Bezirke, werden gegenwärtig (im Jahr 1817) über dreizehnhundert Neger zum Christenthum und bürgerlich-sittlichen Leben gebildet, Menschen, meistens aus den Händen ruchloser Sklavenschmuggler errettet. Noch im Jahr 1817 wurde ein portugiesisches Sklavenschiff ertappt, welches vierhundert Knaben und Mädchen am Bord hatte. An den verschiedenen mit Sierra Leona verbundenen Sendorten werden über tausend Negerkinder unterrichtet. Besonders thut sich durch die Bell-Lancastersche Unterrichtsart die Schule von Leicester-Mountain hervor, die, was sie ist, der Einsicht und Thätigkeit des Missionarius Janßen aus dem Hannöverschen dankt.

Von hier aus verbreitet sich weit umher die Kenntniß nützlicher Handwerke unter den Stämmen der Schwarzen; der verbesserte Reisbau, Baumwollenbau, Garten- und Ackerbau; daneben die Kenntniß der christlichen Religion vom Kap Negro bis zu den Gummiwäldern am Senegal. Schon predigt ein schwarzer Missionar Philipp Quaque den Völkerschaften an der Goldküste in der Amina-Negersprache das Evangelium. Es wird, wie in den Ortschaften der Sierra Leona, zu Yongru Pomoh an der Küste Bulam, auch zu Baschia verkündigt und zu Canoffe an den Ufern des Pongas, zu Gambier am Dembia-Fluß, auf der Insel Goree am Senegal an des Senegals Mündungen, und mehrern andern Orten. Bereitwillig bringt der britische Edelsinn die reichsten Opfer, das große Werk der Gesittung Afrika's von hier aus zu unterstützen; bereitwillig bietet die Regierung selbst zu dem denkwürdigen Unternehmen Hand, und der englische Gouverneur zu Sierra Leona, Mak Carthy, zeichnete sich durch wahre Begeisterung für die heilige Sache aus.

Mit diesen Anstalten verglichen, sind freilich alle frühere von Portugiesen und Franzosen an der afrikanischen Westküste gemachten Missionsversuche unbedeutend zu nennen. Denn es war dabei nicht zugleich auf Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes der Negerstämme durch Schulen, Handwerke und Vervollkommnung des Ackerbau's geachtet. Was einzelne heldensinnige Priester thaten, ward von den Regierungen nicht unterstützt, und verlor sich zum Theil wieder nach dem Tode der einzelnen Glaubensboten.

So war schon seit einigen Jahrhunderten am Gambiastrom das Christenthum im Negerreich Barra gepflanzt worden. Französische Geistliche hatten es von der französischen Faktorei Albreda daselbst in die Umgegenden getragen. Schon hatten sich im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hier viele christliche Gemeinden gebildet, die aber nach und nach wieder aus Mangel an Missionarien verschwanden oder entarteten. Als der Abbé Demanet im Jahr 1764 hieher kam, fand er nur noch in sieben Dörfern die Ueberbleibsel der Christen, welche seit

zwanzig Jahren keinen Priester mehr gesehen hatten. Er belebte die Liebe zum Christenthum hier, wie in den Negerstaaten Sin, Thin und Barbesin, in der Nachbarschaft der Insel Goree, damals von neuem. Der Negerkönig von Sin behandelte ihn freundlich. „Die Christen sind" sagte er zum Abbé, „meine besten Unterthanen. Ich verehre zwar denselben großen Gott, wie du, aber von den Geheimnissen deiner Religion kann ich nichts begreifen. Kannst du alle meine Leute zu Christen machen, soll's mir recht sein." — Wirklich lehrte und taufte der eifrige Demanet gegen tausend Neger in kurzer Zeit. Doch seine Mühe blieb nachmals ohne Segen, da, was er angehoben hatte, nur unterbrochen und mangelhaft fortgesetzt, endlich in den spätern Kriegen und Staatsumwälzungen Frankreichs ganz vergessen ward.

Ich füge hierzu noch eine merkwürdige Mittheilung des Kapitän Smith, der Tripoli so genau kennen gelernt hat. Er sagt: Unter den Sklaven, meistens von einem kräftigen schönen Negerstamme, die aus dem Innern Afrika's nach Tripoli gebracht werden, befinden sich viele, die sich Christen heißen, obwohl sie sehr unwissend sind, weder die Beschneidung haben, noch das älteste Sinnzeichen des Christenthums, das Kreuz kennen. Als eines Abends ein Schiffshauptmann des Pascha von Tripoli, der von diesen Sklaven nach Algier bringen sollte, ankerte, ward auf einem nahgelegenen Schiffe die Abendglocke geläutet. Da fuhren die Neger fröhlich auf, riefen ihren Gefährten zu, umarmten sich mit Entzücken und riefen: „Campan! Campan!" Dies lateinische oder italienische Wort veranlaßte den Dolmetsch nach der Ursache des allgemeinen Vergnügens zu fragen. Er erfuhr von den Sklaven, daß in den Negerstädten ihres Vaterlandes öffentliche Plätze wären, auf denen in einem Gebäude eine Glocke hange. Mit dieser werde Morgens und Abends zum Gebet geläutet, wonach der Priester eine Ermahnung an die Versammelten halte. Die Leute wußten übrigens weder von Götzen- noch Heiligenbildern in ihrem Tempel; wohl aber von einer Art heiligen Abendmahles. — Wo liegt nun dies Vaterland der schwarzen Christen? Ist's Habesch? Wär' es nicht eines großen Opfers werth, den Versuch zu machen, es zu entdecken, und Verkünder des Evangeliums dahinzusenden.

---

8. Rückblick auf Afrika. — Die westafrikanischen Inseln.

So liegt der große Welttheil da, versäumter und vergessener von den Europäern, als jeder andere. Nur von den Anstalten der Briten am Vorgebirge der guten Hoffnung und in der Sierra Leona gehen für Afrika's Entwilderung herrlichere Erwartungen auf, selbst für die unbekannte Welt seines Innern.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die europäischen Seemächte, nach Verlust ihrer reichsten Besitzungen in Westindien und Amerika, Ersatz dafür in Afrika suchen werden. Wo fänden sie ihn größer, als in dem Welttheil, der ihnen Kupfer, Gold, Elfenbein, Edelsteine, Gummi, Gewürze und unzählige andere Waaren, die der abendländische Luxus fordert, zum Theil kaum noch kennt, in Fülle darbietet? — der was Asiens und Amerika's Boden an Pflanzen Köstliches

erzeugt, ohne Mühe unter angemessenen Himmelsstrichen in neuen Pflanzungen geben kann? Wohin könnten die europäischen Könige zu eigenem Vortheil besser den Strom der Auswanderungen ihres Volkes leiten, dessen Ueberfluß über das Meer geht, um das immer bedeutsamere Amerika durch Anbau und Gewerbe zu bereichern?

England hat nun seit Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts bewiesen, daß es leichter sei, sich die Negerstaaten durch Zivilisation derselben enger zu befreunden, als durch Waffengewalt. Und weit entfernt, daß die Abschaffung des Sklavenhandels den Verkehr schwächte, stieg dieser. Englands Waaren-Einfuhr, welche vor dem Jahr 1807 nur noch Werth von 155,000 Thalern hatte, betrug nach demselben über drei und vier Millionen. In dem gleichen Verhältniß stieg die Ausfuhr afrikanischer Erzeugnisse.

Die edelste Frucht aller Verwandlungen, welche sich heute in den allgemeinen Staatenverhältnissen offenbaren oder vorbereiten, wird vielleicht für das menschliche Geschlecht, neben der Freiheit Amerika's, die Versittlichung der Afrikaner durch europäische Bildung und christlichen Glauben sein. Was in dieser Hinsicht geleistet werden könne, wird Großbritanien bald glänzender darstellen. Franzosen, Holländer, Spanier und Portugiesen versäumten es in mehrhundertjähriger Muße und Gelegenheit.

Die Portugiesen haben sich zwar jederzeit als eifrige Katholiken bewiesen. Auf ihren westafrikanischen Inseln machten sie sichs, wie die Spanier, zur besondern Angelegenheit, mit Hilfe der Inquisition, Heiden, Juden, Muhamedaner und protestantische Christen auszurotten. Sogar die Sklaven empfangen christlichen Unterricht und werden getauft. Es ist weit mehr Ueberfluß, als Mangel, an Kirchen, Klöstern und Kapellen. Doch ist aus den Erzählungen aller neuern Reisenden bekannt, wie unwissend die meisten Geistlichen sind, welche auch kein Bedenken tragen, Sklaven zu halten. In vielen Inseln sind Ordens- und Weltgeistliche, theils Neger, theils Mulatten, die nur dürftigen Unterricht empfingen. So läßt sichs erklären, daß der Handel auf dem größten Theil der westafrikanischen Inseln, die den Spaniern oder Portugiesen gehören, in den Händen der Engländer liegt; oder daß ein großer Theil von den Erzeugnissen der azorischen Inseln mit Indulgenzen, Dispensationen, Reliquien, Bildern u. s. w. von Portugal aus bezahlt wird.

IV. Amerika.

1. Einführung des Christenglaubens in Amerika. — Das Cafal.

Die schauerlichen Bekehrungskriege, welche von den Jüngern Muhameds in drei Welttheilen geführt worden sind, seit der arabische Prophet, umringt von seinen Helden, dem schrecklichen Amru, dem noch schrecklichern Kaled, genannt Schwert Gottes, Ali, Abubeker und andern, dazu den Anfang gemacht, gehören zu den schmachvollsten Erscheinungen

in der Geschichte des menschlichen Geschlechts. Die christlichen Schriftsteller reden bis auf den heutigen Tag mit frommem Abscheu von den ungeheuern Strömen Blutes, welche zur Verbreitung des Glaubens an den Koran vergossen wurden.

Aber wahrlich, die Christen haben das Anklagerecht verloren, weil sie mit ihren Vorwürfen zum Theil ihre Väter, zum Theil sich selbst verdammen müssen. Denn alle Gräuel der Sarazenen, verglichen mit den Gräueln christlicher Religionswuth, wie gering stehen sie neben diesen! Man denke an die Millionen Menschen, welche in dem Wahnsinne der Kreuzzüge, zur Eroberung des heiligen Grabes, oder zur Bekehrung des europäischen Norden seit Kaiser Karl I. oder in den Jahren der Kirchentrennung, in den Bluthochzeiten, in den Auto da Fe'n der Inquisitionsgerichte geopfert worden sind! Man denke daran, unter welchen Gräueln das Kreuz an den amerikanischen Küsten, als diese kaum entdeckt waren, gepflanzt wurde! Wie man da ganze Nationen vertilgte, und ihre Ueberbleibsel in die unbekannten Wälder und Berge des Innern trieb; — wie man dann, um die Einöden wieder zu bevölkern, die afrikanischen Völker gegen einander in Aufruhr setzte, ihre Kriegsgefangene zu kaufen; wie man Millionen der Schwarzen über das Weltmeer aus ihrem Vaterlande entführte, um sie in unbekannten Gegenden der Erde zeitlebens, erbarmungslos, und härter als das vernunftlose Vieh zu halten!

Doch nein, die Mördereien, mit welchen die Christen Amerika verwüsteten, entsprangen kaum aus Religionswuth. Die Quelle wäre zu edel. Es war nur roher Golddurst, mit Glaubensstolz bemäntelt. Der gottesschänderische Gräuel fand jedoch selbst öffentliche Vertheidiger, seiner würdig. Der Doktor Sepulveda rechtfertigte ihn in einem zu Rom gedruckten Buch durch göttliche und menschliche Gesetze und durch das Beispiel vom Betragen des Volkes Gottes nach der Eroberung von Kanaan.

Es ist hier nicht der Ort, von Gründung der verschiedenen europäischen Niederlassungen längs den Küsten des amerikanischen Festlandes und auf den Inseln zu reden, wo dann zugleich das Christenthum bleibende Stätte gewann. Das Christenthum beschränkte sich lange Zeit nur auf den von den Bekennern desselben eroberten Länder-Umfang. Die freien Heiden verabscheuten mit Recht eine Religion, die zu Verbrechen Anlaß oder Vorwand gab, wie sie vormals kein Heide Amerika's im Reich der Möglichkeit geahnet hatte. Der wahren Christusjünger erschienen zu wenige, die, gleich dem großen Bartholomäus de las Casas, den Glauben an Christus in seiner ganzen Einfalt und Liebenswürdigkeit dargestellt hätten. Merkwürdig ist, daß dieser erhabene Märtyrer der Liebe und des Erbarmens nicht unter den Heiligen der katholischen Kirche glänzt, während unbedeutendere Menschen zu Gegenständen öffentlicher Verehrung geweiht wurden. Das Beispiel seiner Tugenden wie sein großer Sinn aber haben ihn zum Heiligen der Menschheit gemacht. Seine (im Jahr 1625 zu Tübingen gedruckte) Abhandlung über die Frage: „Können Fürsten mit gutem Gewissen durch irgend ein Recht, oder kraft irgend eines Titels, Bürger und Unterthanen von ihrer Krone an andere veräussern?" verdiente vielleicht auch noch in unsern Tagen eine neue Ausgabe.

Das meiste Verdienst erwarben sich in den ersten Jahrhunderten nach Entdeckung Amerika's die Jesuiten, Franziskaner, Dominikaner und Kapuziner um die Verkündung des Evangeliums auf den westindischen Inseln und auf dem festen Lande. Als endlich Holländer und Briten den Portugiesen und Spaniern erobernd in die neue Welt folgten, ward auch von protestantischen Geistlichen die Bekehrung der Indianer mit Eifer angehoben. Vorzüglichen Ruhm erwarb sich die im Jahr 1647 durch eine Parlamentsakte gestiftete „britische Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums im Auslande“ bei den englischen Niederlassungen in Nordamerika. Wetteifernd bewies sich mit ihr in dem heiligen Werke, während des achtzehnten Jahrhunderts, die „Brüder-Unität“ oder die „Gemeinde der mährischen Brüder.“ Diese drangen in edler Begeisterung, Christum zu verkünden, selbst in den tiefsten amerikanischen Norden, in die beschneiten Einöden Grönlands hinaus, zur Nachbarschaft des ewig verborgenen Erdpols, wohin weder Eroberungssucht noch Golddurst andere Europäer locken konnte.

---

3. Untergegangenes Christenthum an Grönlands Ostküsten. — Der ehrwürdige Hans Egede. — Die Brüdergemeinden in Grönland.

Es geht die Sage, daß Grönland schon zu Ende des achten Jahrhunderts durch Erich den Rothkopf, einem aus Island verbannten Normann, entdeckt und bevölkert worden sei. In einer Bulle des Papstes Gregor IV. vom Jahr 835 ward dem ersten Apostel des Nordens, dem heiligen Ansgar, auch die Bekehrung der Isländer und Grönländer empfohlen. Im vierzehnten Jahrhundert war schon die Ost- und Westküste Grönlands von den Normännern angebaut. Man zählte dort an den neunzehn Fiorden oder Buchten der Ostseite einhundert und neunzig Ortschaften, in zwölf Kirchspiele getheilt, nebst zwei Klöstern und einem bischöflichen Sitz; an den neun Fiorden der Westseite in vier Kirchspielen gegen hundert zerstreute Ortschaften, die sich bis zum fünfundsechszigsten Grad der Breite hinaufzogen. Der erste Bischof war Arnold, ein gelehrter norwegischer Priester, welcher im Jahr 1123 nach Grönland kam.

Aber Hungersnoth oder Pestilenz tödtete viel Volks, an dessen Stelle sich nach dem vierzehnten Jahrhundert Wilde aus Nordamerika von den labradorischen Küsten drängten, früh schon Skrällinger von den Grönländern geheißen. Es waren Eskimo's, vielleicht ein aus Nordasien verdrängter Tatarenstamm, der auch im wüsten Labrador keine bleibende Sitze gefunden haben mochte. Vor ihnen wichen die wenig übriggebliebenen Normänner nach der unwirthbarern Ostküste Grönlands, wo zuletzt von ihnen fast alle Spuren verschwanden. Nur dann und wann erscheinen sie noch einzeln aus ihren von Eisbergen zu Land und zu Meer verrammelten Einöden, von den Eskimo's als Menschenfresser gefürchtet.

Seitdem ward Grönland vergessen, bis der Handelsgeist im sechszehnten Jahrhundert neu erwachte. Nun gedachte man wieder der christlichen Gemeinden, die vor Jahrhunderten dort gelebt, und hoffte mit ihnen neuen Verkehr zu beginnen. Die abentheuernden Schiffahrer suchten dieselben vergeblich an den Ostküsten. Sie fanden mordsüchtige Wilde und Eisfelsen.

Nachdem die Dänen unter sieben Königen vergebens getrachtet hatten, das verlorene Grönland ihrer Vorfahren wieder zu finden, gelang es ihnen durch den frommen Christenmuth eines einzigen Mannes.

Ohnfern den schroffen Felswänden der norwegischen Kjölen lebte in der Gemeinde Vogens der fromme Pfarrer Hans Egede, unbekannt der Welt, und er unbekannt mit ihr. Er erinnerte sich eines Tages, einmal gelesen zu haben, daß vorzeiten in Grönland christliche Einwohner gelebt hätten. Aus bloßer Neugier erkundigte er sich darauf bei einem Freund zu Bergen, welcher Wallfischfahrer war, was er von dem Zustand Grönlands wisse. Da er nun vom wüsten Leben und Heidenthum der einzelnen Menschen hörte, die man an den kahlen Küsten, oft den Seefahrern zum Verderben, gefunden, thats ihm im Herzen weh. Es flog ihm wohl der Gedanke durchs Gemüth, er solle dahin und mit Christi Wort die Finsterniß erleuchten. Doch erschrack er selbst vor dem Einfall; denn er hatte Frau und Kind, dabei sein mäßiges Auskommen und sonst keine Mittel. Es war im Jahr 1708. Und immer ging ihm der Gedanke nach, wie sehr er sich auch bemühte, ihn zu bekämpfen, und konnte sein nach Jahr und Tag nicht los werden und fand keine Ruhe, bis er zur Erfüllung schritt, und ihn im Jahr 1711 offenbarte, um Unterstützung zu finden. Er richtete dafür Bittschriften an die Bischöfe von Drontheim und Bergen, an das Missions-Kollegium in Kopenhagen, an königliche Behörden mit Vorschlägen zur Stiftung einer Niederlassung in Grönland, einer Handlungsgesellschaft u. s. w. Aber Niemand mochte ihn hören. Seine Frau, seine Hausgenossen, seine Verwandte bestürmten ihn mit Vorwürfen; die obern Behörden, die reichen und vornehmen Herrn behandelten ihn nach ihrer Art wie einen Grillenfänger oder Schwärmer; andere machten sich öffentlich über ihn lustig. Er mußte gegen so viele Verunglimpfungen im Jahr 1715 in einer eigenen Vertheidigungsschrift seine Rechtfertigung suchen. Sobald er aber einmal seine Gattin für den kühnen Gedanken gewonnen hatte, ging Alles leichter. Nun hörte er auf, Bitt- und Denkschriften zu machen; legte sein Amt nieder; eilte selbst nach Kopenhagen; betrieb seine Sache persönlich, und brachte es endlich dahin, daß ein Schiff ausgerüstet, er als Missionär von Grönland ernannt und an die Spitze einer kleinen Kolonie gestellt wurde. Am 2. May 1721 schiffte er sich mit seiner Frau und vier kleinen Kindern ein, freudig, nach zehnjähriger Standhaftigkeit das Ziel seiner Wünsche zu erreichen.

Hier baute er mit den ihn begleitenden Dänen an der Westküste die Pflanzstadt Godhaab; wohnte unter den anfangs schüchternen Wilden, gewann ihr lange mißtrauisches Herz; lernte mit seinen Kindern ihre Sprache; ertrug mit ihnen in diesen Einöden alle Entbehrungen; durchreisete unter mannigfachen Gefahren das rauhe Felsenland in verschiedenen Richtungen; ließ Erze suchen, um den Dänen diesen Boden wichtig zu machen, und Versuche mit Getreidesaaten anstellen, um die mit ihm gekommenen Kolonisten vor Hungersgefahr zu sichern. Doch in diesen unwirthbaren Landschaften schien alle Mühe eitel zu sein, einen festen Sitz zu erhalten. Hier wütheten Frost, Hunger, und Nachstellungen von Seiten der Wilden zugleich. Nur einzelne

Menschen gewann Egede nach und nach zum Christenthum; in zehn Jahren taufte er nur hundert und fünfzig Kinder. In Dänemark ward man der Opfer müde. König Christian VI. rief im Jahr 1731 die Kolonisten zurück. Alles verlor den Muth. Nur Egede nicht. Mit seiner Familie und zehn Matrosen, die auf den Schiffen, welche das Volk nach Dänemark zurückführten, nicht mehr Platz fanden, blieb er in Grönland. So harrte er zwei Jahre aus. Seine Standhaftigkeit siegte.

Denn nicht nur stellte der König die grönländische Handlung wieder her, und gab der Mission neue Unterstützung: sondern von der Brüdergemeinde in Herrnhut erschienen zugleich drei neue Boten des Heils für Grönland gesandt, drei Brüder, Matthäus, David und Christian Stach. Es war im Jahre 1733. Zu diesen kamen bald mehrere. Sie bauten sich die Sendstätte Neuherrnhut ohnweit Godhaab; späterhin, da ihr Werk immer besser gedieh (im Jahr 1758), eine andere Sendstätte, Lichtenfels, um entferntern Wilden näher zu wohnen. So setzten sie mit Alles opferndem Muthe Egede's heilige Sache fort, auch da sich dieser ehrwürdige Mann, krank und schwach, zur Fristung seines Lebens, zur bessern Erziehung seiner Kinder, und die Sache der Mission eifriger zu betreiben, nach Kopenhagen im Jahr 1736 zurückbegeben hatte.*)

Mit dem Christenthum begann zugleich die Kultur der Wilden. Sie gewöhnten sich an bleibende Stätten. Im Jahre 1762 wohnten schon vierhundert und siebenzehn Grönländer in Neuherrnhut, und ungefähr hundert und siebenzig zu Lichtenfels. Im Jahr 1796 betrug die Zahl der christlichen Grönländer hier und im neuen Missionsort Lichtenau neunhundert und sechsundsiebenzig Personen. Neben diesen und Godhaab sind für den Handel mehrere dänische Pflanzstätten und Logen angelegt, welche auf Zähmung der rohen Sitten bei den Landesbewohnern mehr und mehr Einfluß erhalten. Man hat für die Bekehrten verschiedene Erbauungsschriften in ihre Muttersprache, im Jahre 1799 auch die Bibel übersetzt, und zu Kopenhagen mit lateinischen Buchstaben drucken lassen. Die Missionarien haben Schulen angelegt, daß keines der getauften Kinder ohne Unterricht erwachse.

Nun sind seit Hans Egede's Landung beinahe hundert Jahre verstrichen. Viel ist geleistet, und doch weniger, als man nach hundertjährigen Mühen hätte erwarten sollen. Große Hindernisse schafft die Natur; nicht geringere das tief eingewurzelte Vorurtheil der Grönländer gegen die Fremden, so wie ihr Festhalten an den Vorstellungsweisen der Vorfahren. Auch ward das Bekehrungswerk wohl in spätern Zeiten mit geringerm Eifer, denn anfangs, betrieben.

Es gehört kein gemeiner Heldensinn dazu, um den Heiden das Licht göttlicher Offenbarung zuzutragen, Alles zu vergessen, und sein Leben in jenen todten, stillen Schnee- und Felsenöden zu beschließen, wo man oft nichts Grünes erblickt, als die grönländischen Städte oder Dörflein. Denn während das ganze Land kahl und rauh ist, sind die Häuser oben und auf allen Seiten

*) Er starb 1758 zu Stubbekiöbing auf der Insel Falster.

mit Löffelkraut und Gras bewachsen; und rings herum erzeugt der Sand, so viele Jahre mit Blut und Speck der Seehunde gedüngt, das schönste Gras. Aus den Fernen schimmern, wie Nordschein, die großen hohen Eisfelder, die „Eisblinke“; es rauchen erloschene Vulkane. Am Fuße der Gebirge erheben sich, statt der Wälder, Reihen von Eistrümmern, voller Spalten und Löcher, in wunderhaften Gestalten, bald wie mit Thürmen geschmückte Kirchen, bald wie Säulen, Gewölbe, zerfallene Palläste, halbdurchsichtig, in der Sonne vom Schnee blaßgrün und silbern, vom klaren Eisen blau strahlend. In den langen Wintern gefriert das Wasser erst über dem Feuer, ehe es heiß wird und kocht; der Weingeist wird oft dick, wie gefrornes Oel. Erst im Juni thaut der Boden recht auf, und in den längsten Tagen schmilzt die Sonne selbst das Pech an den Schiffen. Dann tanzen im Meere schwimmende Eisberge um die Küsten. In den Gärten erziehen die Europäer etwas Salat und Kohl und Schnittlauch und Radise. Alles bleibt klein; selbst die weißen Rüben werden selten größer, als ein Taubenei. Nur Moose, Schwämme und Flechten gedeihen noch an den Felsen, einige Grasarten in den geschirmten Thalungen; dürftige beerentragende Erdgesträuche, Zwergbirken, niedriges Erlen- und Vogelbeergestrüpp ergötzen durch ihre Erscheinung nur in den Fiorden der südlichern Landtheile.

Niemand kann von der Menschenzahl sagen, die in diesen von Europäern noch viel zu wenig gekannten Einsamkeiten zerstreut lebt. Man legt große Tagreisen zurück, ohne einen Sterblichen zu erblicken. In den Gegenden, wo heut an der Westküste die Sendorte und dänischen Anbauungen stehen, sollen vor dem Jahr 1730 gegen dreißigtausend Menschen gewohnt haben, wie Seefahrer berichten. Diese Anzahl hatte ums Jahr 1746 schon um ein Drittheil abgenommen. Kranz berechnete im Jahr 1762 die gesammte Menschenmenge an der Westküste nur noch gegen zehntausend Seelen. Im Jahre 1805 zählte man in den Umgebungen der dänischen Niederlassungen noch sechstausend sechsundvierzig. Kranz aber wußte aus den Erzählungen der Grönländer, daß noch bis zum achtundsiebenzigsten Grade Menschen wohnen, die von Fischen, weißen Bären und Eidervögeln leben. Wirklich fanden die britischen gegen den Nordpol ausgesandten Entdeckungsschiffe (im Jahr 1818) zwischen dem sechs- und achtundsiebenzigsten Grade noch ein einsames Eskimo-Völklein, welches rings um sich her die Welt für einen unendlichen Gletscher, sich für das einzige Menschengeschlecht hielt, und keinen Begriff vom Dasein eines höchsten Wesens gehabt haben soll.

Die letzte Behauptung war wohl zu voreilig. Die Engländer verweilten bei diesem Völkchen viel zu kurze Zeit und waren der Sprache desselben allzu unkundig, um über Gegenstände aus der Welt der Vorstellungen aburtheilen zu können. Denn unter allen Völkern des Erdballs ist noch keines entdeckt worden, welches, wenn man es sehr genau kennen lernte, nicht, sobald es sich nur zu einigen Begriffen und zu einer Sprache aufgerichtet hatte, mit dem ersten Begriff des Daseins auch die Vorstellung von einer hohern, unbekannten Macht verknüpft hätte. Gott hat sich in aller Geister Ahnungen offenbart.

Hielt man doch anfangs auch die westlichen Grönländer für Menschen ohne Gotteskunde. Aber je tiefer man durch Erlernung ihrer Sprache und durch längern Umgang in das Geheimniß ihrer Ideen eindrang, je mehr Keim der Religion entfaltete sich dem Beobachter bei ihnen. Sie reden von hohen und niedern Geistern. Sie wissen vom schöpferischen Hauch des Pirksoma („der da droben"); von dem ihm untergeordneten guten Geist Torngarsuk, dem Orakel ihrer Angekoks oder Priester, der in unterirdischen glückseligen Gegenden wohne; von einem bösen Geiste, der unter dem Meere wohne, und dessen Haus von schrecklichen aufrecht stehenden Seehunden bewacht werde; von der Fortdauer ihrer Seelen (Tarngeks, schon die Verwandtschaft dieses Namens mit dem des guten Geistes Torngarsuk deutet viel!) nach des Leibes Auflösung. Aber Ehre oder Dienst erweisen sie dem großen Geiste Torngarsuk nicht, weil, wie David Kranz sich ausdrückt, „sie ihn ohnehin für allzugütig halten, als daß er forderte, versöhnt oder bestochen zu werden."

Vom neuesten Zustand der christlichen Sendanstalten im südlichen und westlichen Grönland ist wenig bekannt geworden. Wir wissen nur, daß es auch diesen Gegenden an einer hinlänglichen Zahl geweihter Missionarien aus Europa gebricht (im Jahr 1792 waren deren nur fünf dort), und daß die Genossenschaft der Brüdergemeinden an den Küsten aus ungefähr tausend Seelen besteht.

---

3. Die Bekehrungen in Labrador. — Das Heidenthum im äußersten Norden Amerika's.

Was bis hinaus zum niegesehenen Nordpol des Erdballs wohnt und athmet, ist Geheimniß. Das bekannte nördlichste der Länder ist eine öde Welt von Felseninseln, Spitzbergen geheißen, wo doch noch weiße Bären, Füchse und Rennthiere einige Nahrung finden, und Schnee- und Eisvögel um die kahlen Klippen flattern. Aber hier, wo der Winter das Meer in ein endloses Eisfeld um die Inseln verwandelt, die längste Nacht fünf Monate lang währt, daneben wieder die Gluth des Sommers unerträglich werden kann, wohnen nur wenige russische Ansiedler, der Fischerei wegen.

Unter etwas südlichern Breiten, um die Hudsonsbai hin, wo zwar der Himmel noch furchtbar rauh, der Boden unter einem fast zehn Monden dauernden Winter sehr unwirthbar ist, doch hin und wieder verkrüppelte Nadelhölzer über dem Schnee grünen, und die Arten der Thiere sich mannigfaltiger zeigen, erblickt man auch schon das Menschengeschlecht zahlreicher verbreitet. Es ist in Lebensweise, Sprache und Denkart dem grönländischen verwandt.

Die Bewohner des rauhen, ungeheuern Landstrichs von Labrador nennen sich, wie die Grönländer, Karalits oder Kerali's (Männer), und die Europäer Kablunäts. Ohne Zweifel sind ursprünglich die Eskimo's, die Skrällinger in Grönland, nur von ihnen ausgestoßene und verfolgte Stämme gewesen. Lange schon haben die Briten diese Küsten handelnd besucht, der Fische und Pelzwerke willen. Die Hudsonsbai-Gesellschaft hat daselbst verschiedene Anbauungen und Faktoreien zum sichern Verkehr mit den Wilden. Aber erst im Jahr 1764 kamen christliche

Bekehrer hieher, mährische Brüder, die sich in der Nähe der Faktoreien muthvoll ansiedelten. Dort bauten sie im Jahr 1771 ihren ersten Sendort Nain, wo acht deutsche Missionarien beisammenwohnten, Gott und Christum zu verkünden, und halbverthierte Menschen zu veredeln. Später, da aus Europa, besonders von Deutschland, mehr Gehilfen erschienen waren, bauten sie (im Jahr 1776) nördlich von Nain, unter dem achtundfünfzigsten Breitengrad, den neuen Sendort Okkak an, und dann südwärts (im Jahr 1782) den Sendort Hopedale.

Das Thun dieser frommen Männer war gesegnet. Mehrere hundert Familien der Kerali's wohnen jetzt (1808) entwildert, arbeitsam, in rührender Eintracht, in inniger Gottesanbetung, um Nain, Okkak und Hopedale in edler Menschenwürde. Da sind nun andachtsvolle Erhebungen des Gemüthes; da Schulen für die Kinder der Langevergessenen. Nicht nur sind viele im Volk, welche lesen können, auch viele schreiben schon ihre Gedanken ohne Mühe nieder, und die drei ersten Evangelien, in ihre Sprache übergetragen, auf Kosten der britischen Bibelgesellschaft gedruckt, wurden (im Herbst 1814) in den Schulen vertheilt.

Eine ungleich größere Bevölkerung als in den Umgegenden der Sendörter, belebt aber die nördlichern und westlichern Küstenlandschaften Labradors. Von jeher kamen aus jenen Gebieten von Zeit zu Zeit, des Tauschhandels willen, Eskimo-Karavanen zu den Brüdergemeinden und den britischen Anbauungen. Daher entschloß sich einer der Missionarien zu Okkak, Benjamin Kohlmeister, im Frühling 1811, jene Gegenden kennen zu lernen. Er reisete längs den Gestaden bis zum Kap Cudleigh unter dem einundsechszigsten Breitengrade, und von dieser Nordspitze Labradors südwestwärts bis zur Ungawa-Bai.

Er begann die Reise, als am 19. Juni des genannten Jahres die Bai von Okkak vom Eise frei geworden war. Begleitet von vier Eskimo-Familien und andern fuhr er längs den Gestaden zwischen schwimmenden Eisbergen hin, oft von Eisfeldern festgehalten. Von den kahlen Felsen donnerten von Zeit zu Zeit Wässerfälle, fünfzig bis sechszig Fuß senkrecht niederstürzend, unten in Wasserstaub zerschellend. Adler horsteten auf den Felsengipfeln, deren grünes, rothes und gelbes Gestein in wundersamen Bildungen bald Säulengänge, bald gothische Burgen und Tempel darzustellen schien. Sie sahen grünende Thäler, in denen das goldene Fingerkraut (Potentilla aurea), Tussilago und Arnica blühten; Berge hoch mit niedern Gesträuchen, Birken- und Erlengestrüpp umgeben; einen schiefergrauen Felsen, der einen gelblich-weißen Dunst von starkem Schwefelgeruch austrieb. Ein Tropfen dieser Substanz war so scharf, daß er, auf verzinntes Eisenblech fallend, das Zinn in wenigen Minuten verzehrte. Sie erblickten weiter nordwärts, im Lande Serliarutsi, Trümmer altgrönländischer Wohnplätze, Gemäuer und Grabmahle, um welche noch die Sage vom Zuge der Kerali's, die aus Kanada und Labrador gegen Norden (gen Grönland) flohen, bei den Eskimo's lebt. Ueberall wurden sie von den Stämmen der Wilden, die noch nie einen Europäer gesehen hatten, mit Erstaunen und Gastfreundlichkeit empfangen. An einen neuen Sendort daselbst ward nun mit Ernst gedacht; vielleicht ist er schon gestiftet.

Wilder noch, als in Labrador, ist bis zum achtundsechszigsten Breitengrade das Land Neuwales an der Westküste der Hudsonsbay; doch von jagenden und fischenden Eskimo's bewohnt, und einigen hundert Europäern im Dienst der Hudsonsbai-Gesellschaft. Aber hieher drang noch nie der Muth eines Christusverkünders; keiner in die unermeßlichen Blachfelder, Gebirge und Wälder, die nordwärts Kanada, Heimath der Nordindier, Kupferindier, Athapuwskows, Nathana's, Chippeways und anderer nomadischen Völkerstämme sind. Nur verwegene Pelzhändler abentheuerten in diese der übrigen Welt unbekannte Gegenden von Zeit zu Zeit hinaus, die wir zum Theil durch Alexander Mackenzie's Entdeckungsreisen kennen, welche er zu Lande nach dem Eismeer und der Südsee, von Montreal aus, gethan hat.

Wenn aber auch in diesen nordischen Wildnissen Amerika's nicht der durch Jesum geoffenbarte Vater der Welten gekannt ist, ertönt dort nicht minder das Lob Gottes, des unsichtbaren „großen Geistes“, wie ihn die Wilden heißen. Die Hausgötter sind ihrem Kindersinn theuere Wesen. Sie wissen von ihrer Seelen Unsterblichkeit. Die Chippeways lehren von der schönen Insel, zu welcher die abgeschiedenen Geister hinüberschiffen. Auch sie haben ihre Priester und hohe Priester, ihre Opferungen, ihre heiligen Gebräuche. — Inzwischen ist Alles, was wir von den religiösen Vorstellungen der Völkerschaften wissen, welche den äussersten Norden Amerika's, von der Baffins- und Hudsonsbay bis zur Cooks- und Beringsstraße und dem Nutkasunde erfüllen, höchst unvollkommen. Kaum die Völker selbst alle kennen wir. Sie ziehen sich, furchtsam vor den wachsenden Ansiedlungen der Europäer, sowohl von der Ost- als Westküste des Welttheils in das innere Verborgene desselben zurück. Hier in den Einöden der Urwälder südwärts; oder in dem ungeheuern Hochland, wo von unzugänglichen, unbekannten Felsengebirgen der Missouri-, Mackenzie-, Nelson-, Columbiastrom und andere, aus ewigem Schnee hervor der Hudsonsbay, der Südsee, dem vereiseten Norden zufließen; in jenen fast unendlichen Ebenen, wo der Boden kaum noch Erde zur Pflanzennahrung hat, und der Mensch und sein Rennthier sich mit dem kurzen krausen Moos der Felsklippen begnügen müssen: — hier ist die sichere Freistätte der Urbewohner Amerika's.

Die Russen, vom nördlichen Asien herüber nach den amerikanischen Westküsten kommend, verbreiten sich längs denselben immer zahlreicher. Ihre Pelzhändler und Wildschützen, hart und habsüchtig, treiben mit roher Grausamkeit die erschrockenen Wilden zurück. An Bekehrung und Versittlichung der Heiden denkt nicht leicht ein Beamter der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft. Auf der Halbinsel Alaschka, wo man noch im vorigen Jahrhundert bei sechszigtausend Einwohner zählte, sieht man jetzt (1809) nur noch wenige hundert. Seit die Russen im Norfolkssunde ihr Neuarchangel bauten (1804), flüchteten die verjagten Landesbewohner in den Europäern unerreichbare Fernen.

Es bedarf eben keiner Ausübung von Unmenschlichkeiten gegen die Indianer, um sie aus der Nähe der Europäer zu verbannen. Die einfachen Söhne der Natur sehen mit Schaudern die Ueberlegenheit und Wirkung europäischer Künste und Laster. Sie erschrecken vor einer

Religion, die ihnen Christen predigen, welche sich rühmen, des Himmels gewiß zu sein nach dem Tode, während vor dem Tode sie die Welt zur Hölle machen. Der Ur-Amerikaner zieht standhaft die Lebensweise seiner Altvordern den Lebensbequemlichkeiten der fremden Ankömmlinge, und die Freiheit der Natur dem Sklaventhum des künstlichen Beisammenwohnens vor. So sah Mackenzie (im Jahr 1799) eine ganze Kolonie Irokesen nach dem Saskatchiwinefluß auswandern, die doch von Kindheit an, neun englische Meilen von Montreal gewohnt, unter römischen Missionarien gelebt hatten und von ihnen unterrichtet worden waren.

---

4. Blick auf die beiden Kanada's. Bewundernswürdige Fortschritte der Religion und Gesittung unter den wilden Völkern an und in den Gebieten der vereinigten Staaten, und der spanischen Gebiete Nordamerika's.

Im Westen und Norden Kanada's bis zum asiatischen Ozean und dem Eismeer, und südwärts bis zu den ungewissen Grenzen der vereinigten Freistaaten und der mexikanischen Gebiete, über einen Flächenraum von mehr denn anderthalbhunderttausend Geviertmeilen, groß genug in seinem Schooße den Welttheil von Europa zu tragen, waltet in freier Wildniß das alte, nie gebrochene Heidenthum unter mannigfaltigen Gestalten. Noch kennen wir kaum die Namen aller dort herbergenden Völker; geschweige ihre religiösen Vorstellungen. Selbst im Länder-Umfang der vereinigten Staaten, in den britischen und spanischen Besitzungen Nordamerika's, wohnen der freien Indianerstämme viele, welche Fetisch-Anbeter sind, und von den reinern Gott-Offenbarungen keine Ahnungen kennen. Nur längs den Meeresküsten, in den Städten, Dörfern und Anbauungen europäischer Ansiedler oder deren Nachkommen, herrscht christlicher Glaube. Doch wird von Zeit zu Zeit, und auf verschiedenen Punkten mit wechselndem Glück versucht, das heilige Geisteslicht den wilden Völkerschaften zuzutragen.

Im obern Kanada, im Südwesten des Utawasflusses, wo die britisch-bischöfliche Kirche die herrschende ist, wohnen auch einige Quäker, Mennoniten, Herrnhuter und Dunkers zerstreut umher; besonders im Bezirk Kingstown. Eben von hier aus haben seit einigen Jahrzehenden die Protestanten viel zur religiösen und sittlichen Bildung der benachbarten Indianerhorden gethan. Die „Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums" besitzt sowohl zu Kingston selbst zur Bekehrung der Mohawks-Indianer, als in der Ortschaft Niagara, am Strom dieses Namens, eigene Sendanstalten. Die mährischen Brüder haben mehrere dergleichen, und hin und wieder durch ihre Missionarien schon ganze Kolonien von christlichen Indianern gestiftet, welche in einer verbrüderten Gemeinde beisammen wohnen, Ackerbau, Viehzucht, Weberei, Zuckerbereitung aus Ahornsaft und andere Gewerbe treiben.

Im untern Kanada, einst französisches Gebiet, ist die katholische Kirche die vorherrschende. Seit die Briten Herren des Landes geworden sind, scheint die Bildung der Geistlichkeit, so wie ihr frommer Eifer zur Bekehrung der Heiden, sehr abgenommen zu haben. „Die Priester sind in Kanada (sagt La Rochefaucauld Liancourt in seiner Reisebeschreibung) gerade

was sie meistens auch bei uns und überall sind; verschlagen, niederträchtig, Verehrer und Stützen willkührlicher Gewalt, wenn diese der Geistlichkeit Macht und Reichthum vermehren kann, und, gleich der Kirche, weder Selbstdenken noch freies Urtheil erlauben will. Die größere Zahl der Priesterschaft kann nichts als lesen und schreiben, ist unwissend und abergläubig im höchsten Grade."

Die französische Staatsumwälzung war diesen Gegenden insofern wohlthätig, daß viele der ausgewanderten Priester sich da niederließen, und ihre durch Leiden erhöhte Frömmigkeit und ihre durch bessere Schulbildung erworbenen Kenntnisse den andern zum Muster gaben. Auch belebten diese wieder den ziemlich erloschenen Sinn für Christenthums-Verbreitung.

Es stehen unter dem Bischof von Quebek hundert und zweiundneunzig Pfarrer und Missionarien. Die letztern sind gewissermaßen als Pfarrer der christlichen Huronendörfer an dem nördlichen Ufer des Erie-Sees, der großen Indianer-Anbauung Arbre-Croche und anderer indianischen Anlagen anzusehen, die sie, als Stiftungen früherer Zeiten, mehr unterhalten als vermehren.

Ungleich größerer Eifer lebt und strebt in den vereinigten Freistaaten Nordamerika's für Versittlichung und Bekehrung der Wilden. Es wird hier ein Wetteifer aller Glauben und Kirchen sichtbar, nebeneinander aufzublühen, und Gotteskunde und Gottesverehrung zu verbreiten. Vielleicht eben dies erwartet man von einem Bundesstaat am wenigsten, wohin Tausende nur des Erwerbs willen, oder der Freiheit willen zu eilen scheinen, und wo der Grundsatz der allgemeinsten Duldung Grundlage der meisten Verfassungen ist, — ein Grundsatz, welchen weit aus die große Mehrheit der europäischen Priesterschaften verdammt. Denn diese Priesterschaften, unbewegt durch die Ueberzeugungen des gesunden Menschenverstandes, daß bei den mannigfaltigsten Stufen der Völkergesittung einerlei Gottesverehrungsart unmöglich sei; unbewegt durch das Bild der vergangenen Jahrtausende; unbewegt durch das Beispiel des barmherzigen Gottes, welcher der Vater des Säuglings, wie des betagten Weisen, und des Heiden in der Wüste, wie des Jüngers Jesu ist; unbewegt durch die erhabenen Erinnerungen Christi selbst und seiner ersten Schüler, daß jedermann, wer recht thut und Gott liebt, ihm angenehm sei, nicht der „Herr-Herr-Rufer", verdammt der stolze Eigensinn ihres Kirchenthums jeden, der nicht ihrer Meinung ist, und erblicken sie in einer edeln Freilassung religiöser Ueberzeugungen nur eine sündhafte Gleichgültigkeit gegen die christliche Religion überhaupt.

Der Geist der nordamerikanischen Freistaaten-Verfassung ist ein wahrhaft großer, ein ächt-christlicher; denn er maßt sich nicht frevelvolle Gewaltherrschaft der Gewissen an; umfängt mit gleicher Liebe Menschen aller Bekenntnisse als Gotteskinder, und ist den göttlichen Ordnungen in der Natur der verwandteste. Wer den wahren Gott bekennt, also auch der Jude, auch der Muhamedaner, genießt im größern Theil dieser Staaten freie, bürgerliche Rechte; wer Christ ist, gleichviel welcher Kirchpartei er angehöre, ist jedes Amtes fähig. So blühen nun dort gegen siebenzig verschiedene Arten christlicher Kirchen in Frieden nebeneinander;

und jede Glaubenspartei, jede Gemeinde besoldet ihre Lehrer, die sie sich wählt. Neben den Evangelischen breiten sich die Katholischen aus; und wie die schwärmerischen Zitterquäker, haben die schwärmerischen Trappisten ihre ungestörte Heimath. Da verschwindet der unsinnige Glaubenshaß. Es ist erfreulich, daß auch Protestanten zum Bau katholischer Tempel beisteuern, und hinwieder katholische Aeltern, in Ermangelung von Priestern ihres Bekenntnisses, ihre neugeborenen Kinder von evangelischen Pfarrern nach katholischem Brauche taufen lassen. Da kennt man keinen Donner vom Vatikan, welchen noch heute die europäischen Könige oft scheuen; da keinen unchristlichen Gesetzeszwang gegen Ehen zwischen Personen von zweierlei Kirchen; da keine Gräuel in Glaubensdingen, wie Irland und das südliche Frankreich zeigen; da herrschen Gott und Gesetz, nicht Priester, nicht Konkordate, nicht eine auserwählte Kirche, welche andersgläubige Bürger zu Stiefkindern des Staates, oder zu Auswürflingen desselben macht.

Die europäischen Auswanderer, welche trauernd um die Gebrechen ihrer alten Vaterlande, über den Ozean hinaus in die neue Welt wandern, sind durch ihr Schicksal größtentheils religiöser gestimmt, als diejenigen, welche im gewohnten Alltagssein zurückbleiben. Sie treten in die Fremde, wo ihnen Niemand befreundeter ist, als ihr Gott, und sie hangen ihm mit tieferer Inbrunst an, denn vorher. Viele Väter taufen da in ihren Einsamkeiten selbst; Viele reichen sich gegenseitig das heilige Abendmahl, wie nach Jesu Heimgang seine Jünger untereinander gethan. Die Religion ist immer früher gewesen, als eine Priesterschaft.

Missionarien von allerlei Glaubensparteien begeben sich predigend in die Wildnisse und Urheimathen der Wilden, unaufgefordert, unbesoldet; weit jenseits dem Missisippi und Missuri und Ohio sind sie gedrungen, und haben sie schon Pflanzstätten bekehrter Heiden gegründet. Es bestehen, besonders bei den Evangelischen, zahlreiche Missions-Gesellschaften in allen Städten und Staaten. Vor allen thätig bezeugte sich die „Gesellschaft zur Förderung des Evangeliums unter den Heiden", die zu Bethlehem in Pensylvanien am 21. Sept. 1787 ihre erste Versammlung hielt, und vom Staate Pensylvanien wenige Monden später gesetzlich anerkannt ward. Und nicht zufrieden, allein die nachbarlichen Indianerstämme zu bedenken, erhob sich (im Jahr 1812) noch ein „amerikanischer Christenverein für auswärtige Missionen", der die Boten des Heils zu den Inseln Ostindiens und Südindiens aussandte. Mit der Zahl der Einwanderer, der schnell emporwachsenden Städte, Dörfer und Kolonien wächst der Eifer zur Verchristlichung der nahen und fernen Umgebungen. Nicht wenig tragen dazu die Verbreitungen der heiligen Schriften in allerlei Sprachen bei. Vor wenigen Jahren (1816) befanden sich in den vereinigten Staaten einhundert und fünfzehn Bibelgesellschaften; wie wir vernehmen, hat sich seitdem die Menge und die Thätigkeit derselben in allen Gegenden vermehrt, selbst unter den Katholiken, unbekümmert um des Papstes Bulle. Unter diesen löblichen Vereinen befindet sich selbst eine „Bibelgesellschaft für Afrika", welche (1816) in Philadelphia errichtet wurde.

Schon sind viele der kleinen Stämme der Creks, der Delawaren, Irokesen, Huronen u. s. w. zum christlichen Glauben geführt, bei welchen sich besonders die Sendungen

der Brüdergemeinden ewiges Verdienst erwerben. Viele dieser Stämme haben mit einem heiligern Glauben sanftere Sitten angenommen, festere Wohnplätze gebaut und nützliche Gewerbe ergriffen. So gebührt den frommen Quäkern von Newyork der Ruhm, daß sie dem Stamme der Onondago's die Worte der ewigen Liebe und die Gesittung gebildeterer Nationen zuerst theuer machten. Diese vorzeiten furchtbaren Wilden, jetzt Brüder europäischer Ankömmlinge, bauen friedfertig ihre großen Felder, weiden ihre zahlreichen Heerden am Fuße des Allegany-Gebirgs, und bereiten Zucker, Seife, Gespinnst und Gewebe mancherlei Art.

Noch immer ist in Europa der Name der Irokesen, wegen ihrer alten Schrecklichkeit, sprichwörtlich geblieben. Sie sind's nicht mehr. Sie kennen den ewigen Vater der Welt durch Jesum. Im Westen Karolina's erblickt man ihre vielen Ortschaften, zum Theil zierlich aufgebaut. Mehrere hundert Menschen, europäischer Abstammung, wohnen ruhig unter ihnen, zum Theil mit Irokesinnen vermählt. Sie haben in ihren Städten öffentliche Gebäude, Kirchen und Handwerker. Ihre Schulen und Schulbücher werden gerühmt. Die Lancasterſche Lehrart ist bei ihnen gemein. Wahrlich, es gehört zu den denkwürdigen Seltsamkeiten des Zeitalters, daß das Schulwesen und der öffentliche Unterricht unter den Irokesen schon mit größerer Liebe und Thätigkeit befördert wird, als selbst in manchen Staaten Europens, wo treulose oder befangene Rathgeber der Fürsten, wo ein herrschlustiger Adel oder eine Volksverfinsterung suchende Priesterschaft lieber die Schulen des Volks verfallen läßt, und der Aufklärung des Landmanns entgegenarbeitet, um lastbare, gedankenarme Thiermenschen zu behalten! Welchem gefühlvollen Menschenfreund bebt bei solchem Anblick der Welt nicht das Innerste des Herzens? Die Kultur der Irokesen ist mit jedem Jahre fortschreitend. Spinnerei und Weberei ist das gemeinste ihrer Handwerke, neben Acker- und Gartenbau und Viehzucht. Doch haben sie auch Salpeterwerke, Pulvermühlen, Eisenschmiede, sogar Goldarbeiter u. s. w.

Die Versittlichung dieser und anderer wilden Völkerschaften ist eine der ehrwürdigsten Thaten der nordamerikanischen Staatsverwaltungen. An die sogenannten „fünf Nationen" spendet die Regierung alljährlich zehntausend Dollars zur Anschaffung von Ackerbaugeräthschaften und Werkzeugen aller Art. Die Quäker und Brüdergemeinden thun sich durch ihren Eifer am lebhaftesten hervor, die Verwilderung der Urbewohner Amerika's zu mildern durch Religion und Belehrung. Schon haben die Mohawks, die Oneidas und andere, Schulen, zum Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w. gleich den Irokesen. Die Stadt Tumssassa der Seneka-Indianer, unweit dem Alleganyflusse, besteht meistens aus Häusern von zwei Stockwerken, und hat eine zierliche Kirche. Die Huronen bauen das Feld und handeln mit Getreide.

So schneller und dauerhafter Wirkungen können sich kaum die seit Jahrhunderten mit unermeßlichen Kosten unterhaltenen Missionen der Franzosen, Portugiesen und Spanier in Amerika und andern Welttheilen freuen. Größer ist immerdar die Macht frommer Freiwilligkeit und reiner Liebe des Guten, als Zwang und eigennützige Nebenabsicht, die nur zu oft bei den

Missionen hervorschimmerte. Bindender ist die Stärke gemüthlicher Ueberzeugung, als die der bloßen Gewöhnung.

Die indianischen Völker Nordamerika's sind nicht minder spröde als andere, gegen Vertauschung ihrer Lebens- und Glaubensart um europäisches Wesen. Für Unabhängigkeit und Freiheit opfern sie willig das Leben, verachten sie den größten Schmerz mit wildem Stolze. Sie halten zwar die Europäer für ein arbeitsameres und künstlicheres Volk, aber auch für ein unnatürlicheres, lasterhafteres. Sie bleiben mißtrauisch gegen die Fremdlinge, welche ihnen zum Theil das Land der Väter genommen, ihre Jagdbezirke beengt und durch Einführung des Rums so viel Unheil gebracht haben.

Bei der Einfachheit ihrer Bedürfnisse mußte ihre Sprache dürftig an Worten bleiben; aber ihr Geist ist darum keineswegs so dunkel und blöde, wie sonst die Europäer wohl allzuvoreilig urtheilten. Alle, oft arm an Bezeichnungen für irdische Bedürfnisse, deren sie wenige kennen und begehren, sind nicht so arm daran, das Ueberirdische auszudrücken. Sie unterscheiden sehr genau ihren Geist, als das Unsterbliche, vom Körper. „Wir können sterben, aber nie todt sein!" sagen sie zu den Missionarien: „Das Maiskorn, wenn es in die Erde gethan wird, stirbt auch, aber ist doch nicht todt." Wir wissen durch Loskiels Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Delawaren und Irokesen in Nordamerika, daß die Priester derselben häufig ein tugendhaftes Leben als unabänderliche Bedingung darstellen, nach dem Tode des Leibes in den Ort der guten Geister zu gelangen. Sie bringen Opfer den Manito's, guten Geistern, (Schutzengeln) aber auch nur diesen, nicht dem großen Geiste (Gott), der keine Opfer begehre, zu erhaben sei. Sie glauben auch das Dasein eines bösen Geistes, ohne ihn durch Opfer zu verehren. Träume sind ihnen noch (wie einst der Kindheitswelt des europäischen und asiatischen Alterthums) göttliche Offenbarung.

Nicht die Evangelischen allein, auch die Katholischen in Nordamerika haben in unsern Zeiten Theil am Ruhm der Christenthums-Verbreitung genommen und segensvolle Schritte gethan. Nicht aber nur von den vereinigten Freistaaten aus, sondern auch von den französischen und spanischen Missionen in Mexiko und Louisiana ging das Licht des Glaubens in die Wälder und Einöden der freien Indianer. So ist seit den vier letzten Jahrzehenden der Glaube der katholischen Kirche über einen großen Theil der Irokesen, der Huronen und Illinesen verbreitet worden; desgleichen über die unterhalb der Natchitochen wohnenden Boluxas und über die Adaizes am Mermentas, bei denen fortdauernd eine spanische Mission lebt.

Von den Franzosen erwarb sich der P. Rasles unter den Huronen und Irokesen den Ruhm eines Apostels durch Frömmigkeit und Eifer. Im Jahr 1724 ward er von den Wilden aber ermordet. Von Quebek aus waren vorzüglich sonst die Jesuiten thätig. Man kennt aber die Antwort, welche der irokesische Gesandte im Jahr 1682 dem französischen Statthalter Herrn de la Barde bei der Friedensunterhandlung gab, als dieser fragte: warum die Irokesen ausdrücklich darauf beständen, daß keine Jesuiten mehr zu ihnen kämen? Der ehrliche Indianer

antwortete: „Diese großzackigen schwarzen Männer kämen gewiß nicht zu uns, wenn wir keine Weiber und keine Biber hätten!“

Die gegenwärtigen Freiheitskriege und bürgerlichen Unruhen im spanischen Nordamerika aber, welche seit dem Jahre 1810 ununterbrochen fortdauern, mögen die Thätigkeit der Missionen viel gelähmt haben. Wenigstens haben wir seit langer Zeit von ihrem Wirken nichts vernommen.

---

5. Bekehrungsgeist im spanischen Nordamerika. — Die Kalifornier — ihre religiösen Mythen.

Es sind erst dreihundert Jahre seit Entdeckung der neuen Welt. Es werden nicht mehr dreihundert Jahre vergehen, und die Reiche Amerika's werden mit den blühendsten der alten Welt wetteifern. Denn dort gedeihen bürgerliche und religiöse Ideen und Stiftungen, für deren Größe und Einfalt die alte Welt keinen Raum mehr zu haben scheint.

Es sind erst hundert Jahre, seit Wilhelm Penn starb, der große, fromme Quäker, welchem Pennsylvanien Namen, Anbau und Gesittung dankt. Mit ihm erst begann im nördlichen Amerika, die spanischen Besitzungen abgerechnet, der rechte Sinn, der rechte Eifer zur Versittlichung und Bekehrung der Wilden. Und jetzt schon freuen sich derselben zahllose Stämme. Noch hundert Jahre, und wir dürfen glauben, daß der größte Theil der nordamerikanischen Völkerschaften, die heut noch ohne Bildung in ihren Urwäldern umherschweifen, feste Sitze, Städte, Dörfer, Ackerbau, Handlung, Gewerbe und christliche Gottesverehrung haben werde.

Wilhelm Penn führte in seinen Kolonien den großen Gedanken völliger Religions-Freiheit aus. Sein Beispiel wirkte auf die andern Provinzen umher. Diesem Gedanken ist das weite Nordamerika seinen wunderschnellen Aufschwung und die leichte Verbreitung des Christenthums schuldig. Diese Verbreitung geschah, wie in den ersten Jahrhunderten unsers Glaubens, ohne Waffengewalt, ohne obrigkeitliche Befehle, durch fromme Privatleute. Und noch jetzt hat man diesen Weg nicht verloren.

Ganz ein anderer Geist waltete in den spanischen Besitzungen. Auch in diesen wohnen gegenwärtig zahlreiche, zivilisirte, christliche Indianer. Sie sind die verachteten Ueberbleibsel von den Nachkommen derer, die bei der Zerstörung des altmexikanischen Reichs durchs Schwert der Spanier fielen, oder in die Wälder flohen. Ihre bezwungenen, ins Sklaventhum geschleppten Väter, nahmen Glauben und Gesetz der ewigen Liebe unter den Schrecken altspanischer Grausamkeit an. So stehen sie noch jetzt unter den vier Erzbisthümern von Mexiko, Guadalaxara, Durango und St. Louis Potosi.

Aber die benachbarten freien indianischen Völkerschaften sträuben sich gegen der Spanier Gott und Sitte. Das Bekehrergeschäft geht langsam, obgleich ehemals der Madrider Hof dreimalhunderttausend Piaster für die Missionen aussetzte, die jedoch meistens sehr unregelmäßig

ausbezahlt wurden. — Die heilige Arbeit wird von Ordensmännern betrieben, die aus Pflicht oder auf Befehl ihrer Obern in die Wildnisse sich begeben; nicht wie im übrigen Nordamerika von frommen Freiwilligen aus eigener Begeisterung oder schwärmerischer Liebe zum Werk. Jene gehen nur von Soldaten begleitet und bewacht; diese gehen von keinem beschirmt, als ihrem Gott und reinem Gewissen. Wären alle europäische Christen mit so wahrhaft-christlichem Gemüth zu den Indianern getreten, wie Penn der Quäker: ich zweifle nicht, das Christenthum wäre heute schon der Glaube vom größten Theil der Ur-Amerikaner. Penn schloß mit seinen wilden Nachbarn ehrlichen Vertrag. Dies ist der einzige Vertrag, welcher zwischen diesen Völkern und den Christen geschlossen wurde, ohne beschworen zu sein. Und er ist auch der einzige, welcher nicht gebrochen wurde! — Die andern wurden auf gut europäisch mit den Waffen in der Faust unterhandelt, feierlich beschworen und leichtsinnig gebrochen.

Wenn die zahlreichen Missionen im nordamerikanischen Neuspanien, wo nur unter den Guayama's die Jesuiten und nach ihnen die Franziskaner und andere Orden vierundzwanzig Sendörter hatten, wenig fruchteten, lag auch ein Haupthinderniß in dem königlichen Befehl, daß die Indianer fünf Jahre nach ihrer Bekehrung zum Feldbau und Bergbau gezwungen wurden. Man hat zwar die Frist nachher auf fünfzehn Jahre ausgedehnt, aber nur im königlichen Befehl, nicht in der Wirklichkeit. Daher scheuen sich die Wilden. Sie betrachten die Weihe zum Christenthum als Weihe zum Sklaventhum. Der Aufstand der Indianer in der Provinz Sonora im Jahr 1751 war Folge davon. Aber man vermuthet, daß den amerikanischen Spaniern dergleichen Aufstände zuweilen nicht unwillkommen waren. Sie gewannen dann Vorwand, die Gefangenen mit größerer Härte zur Sklavenarbeit zu halten.

Ungerechnet die Bekehrungsgeschäfte, welche bisher noch im Innern, und theilweise an den Grenzen des Vizekönigreichs Neuspanien in Nordamerika betrieben wurden, wie in den Missionen der Provinzen Sonora, Cinaloa, Ostimuri u. s. w., sind auch die auf der großen Halbinsel Kalifornien von Mexiko aus fortgesetzt worden, doch immer mit schwankendem Erfolg. Von allen spanischen Missionsversuchen im nördlichen Amerika sind die von Kalifornien bisher die berühmtesten gewesen. Aber schon der Umstand, daß man den Missionen weniger einen heiligen, als einen politischen Zweck gab, Unterwerfung des Landes unter die Krone Spaniens vermittelst des Christenthums, mußte das Gelingen des Unternehmens bis auf die heutigen Tage schwächen.

Nachdem Hernando de Grigalva die Halbinsel im Jahr 1534 entdeckt hatte, welche beinahe so groß als Italien ist (wenn man die italienischen Inseln nicht dazu rechnet), war der Spanier erster Gedanke, Besitz von diesem Landstrich zu ergreifen. Seine kahle Gebirgskette versprach Gold; seine Südküste gab köstliche Perlen. Anderthalb Jahrhunderte lang wurden wiederholte Landungen gethan; doch fruchtlos. Die Wilden, von Natur gewandt und kriegerisch, und durch der Spanier erste Treulosigkeiten und Schritte mißtrauisch, schlugen die abentheuernden Eroberer mit Glück und Uebermacht zurück. Am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gab der spanische Hof mißmuthig sogar den Gedanken an die Eroberung Kaliforniens auf.

Aber er lebte noch in der Brust einiger Jesuiten fort. Am meisten beschäftigte er den Pater Eusebius Franz Kühn (Kino nannten ihn die Spanier), einen Deutschen, welcher, um in die Fußstapfen der Apostel zu treten, die öffentliche Lehrstelle der Sternkunde und Größenlehre an der Hochschule zu Ingolstadt verlassen, und im spanischen Amerika das gefahrvolle Amt eines Missionärs angenommen hatte*). Als solcher wohnte er in der Landschaft Sonora, der äußersten spanischen Besitzung nordwärts an der Südsee oder vielmehr am kalifornischen Meerbusen. Durch ihn ermuntert begab sich der muthige Pater Juan Maria de Salva-Tierra im Jahr 1697, begleitet von einigen Soldaten und Jesuiten nach Kalifornien. Die Klugheit, mit welcher dieser entschlossene und fromme Mann sich auf der Halbinsel ansetzte, wohin ihm bald auch der Mathematiker Kühn folgte, entschied über das Schicksal dieser Gegend. Kühn, welcher durch seine Landreise von Sonora nach Kalifornien zuerst zur Gewißheit brachte, daß dies Land keine Insel sei, legte am rothen Meere, wie man nun den Meerbusen zwischen Amerika und Kalifornien hieß, den Sendort Loreto an, und befestigte ihn kriegskundig. Nachdem man so festen Fuß gewonnen, sandte Spanien Unterstützungen an Waffen, Soldaten, Jesuiten, Geräthschaften und Bequemlichkeiten aller Art. Ein Sendort um den andern ward erbaut. Man gewann das Vertrauen der Wilden durch Geschenke; man lernte ihre Sprachen und Bedürfnisse. Unter den Jesuiten selbst erschienen mehrere Männer von ausgezeichnetem Heldensinn, frommem Gemüth und sanfter Denkart, welche die Herzen der Wilden eroberten. Unter denselben erwarb vorzüglichen Ruhm Johann Anton Balthasar, ein Schweizer von Luzern, welcher zuletzt zum Oberaufseher aller spanischen Missionen ernannt ward, und als Vorsteher der mexikanischen Ordensprovinz (1763) starb.

Mit der allmäligen Vermehrung der Sendörter bildeten die Jesuiten, neben dem Bekehrergeschäft, zugleich ihr politisch-merkantilisches Reich in Kalifornien aus. Zwar das Land nahmen sie als spanische Domaine in Besitz, aber sich behielten sie den wichtigsten Theil der Nutznießung. Mit Bewilligung des Hofes führte der Orden hier zugleich die Kirchen- und Staatsverwaltung; legte auf seine Kosten geworbene Soldaten in die von ihm erbauten Vestungen zum Schutze der Missionärs und Bekehrten, oder zur Zähmung der Widerspenstigen; ernannte die Hauptleute und Befehlshaber der bewaffneten Macht und setzte sie ab; eben so die übrigen weltlichen Beamten und Richter. Die Perlenfischerei verblieb dem Könige; die Frucht vom innern Anbau und Verkehr des Landes gehörte dem Orden.

Die Bekehrung der kalifornischen Ureinwohner schritt inzwischen nur langsam vor. Es war den Wilden bedenklich, daß Fremdlinge, welche aus der Ferne kamen, bei ihnen Schätze zu suchen, ihnen auch den Glauben ihrer Väter entreißen wollten. „Hat dir dein Gott, wie du sagst, weit hinter dem Meer ein schöneres Land als dieses gegeben," rief ein indianischer Priester einem Spanier zu: „warum genügt es dir nicht. Kehre heim." — Einer der

*) Er starb dort im Jahr 1710.

Missionarien machte die Bemerkung: „Die weise Vorsehung hat den wilden Völkern Goldgruben gegeben, und den gesitteten Völkern — Golddurst.“ *)

Man fand bei den Kaliforniern nicht die mindeste Spur des Götzendienstes; keine Gebete, keine Feste, keine Altäre. Aber sie kannten den unsichtbaren Gott und Schöpfer des Lebens. Doch von Völkerschaft zu Völkerschaft herrschte verschiedene Mythologie. Zum Beispiel die Eduu's oder Monki's im südlichern Theil der Halbinsel erzählten, daß Niparaya, „der Allmächtige“, obwohl er unsichtbar und nicht körperlich sei, eine jungfräuliche Gattin Anayicondi habe, und von ihr einen Sohn Quaayayp, „den Menschen.“ Dieser sei mit vielen Leuten vom Himmel gekommen, und habe die südlichen Völker unterrichtet; wäre aber endlich getödtet, und mit einem Dornenkranz gekrönt. Er blute noch immer, verwese nicht, könne als Todter zwar nicht reden, aber eine Eule thue es für ihn.

Kein Wunder, wenn die bestürzten Jesuiten in diesen Vorstellungen der Kalifornier verwischte Spuren christlicher Offenbarung zu erkennen glaubten. Auch die im mittlern Theil der Halbinsel wohnenden Völkerschaften wissen von einem unsichtbaren, allmächtigen Gumongo „Geisterkönig“, der einen andern Geist Guyiaguai vor alten Zeiten in die Welt gesandt habe zu den Menschen. Dieser Gesandte soll die Sterblichen gelehrt haben Pitahayas säen. Die Pitahaya ist nämlich die gemeinste Nahrungsfrucht des Landes, von der Größe einer Kastanie, stachlich von außen, weich und saftig von innen, an den laublosen Zweigen eines Baumes wachsend. — Diesen Vorstellungen verwandt ist der Mythos der nördlichern Kalifornier, besonders der Koschimer. Der, sagen sie, „welcher lebendig ist“ (anders wissen sie das höchste Wesen nicht zu bezeichnen), hat einen Sohn „Vollendung der Erde.“ Auch schuf Gott unsichtbare Wesen, die sich gegen ihn empörten, und böse sind.

Merkwürdig sind diese Ueberlieferungen in jedem Fall, die so lebhaft an viele Dogmen der christlichen Kirchen und der Budda-Religionen Südasiens erinnern. Schwer war es den Jesuiten, dagegen zu kämpfen, theils weil der Brodneid der kalifornischen Priester oder Zauberer sich der Ausbreitung des Christenthums widersetzte, theils weil es der Landessprache für manche christliche Lehrbegriffe an Ausdrücken gebrach. Als die ersten Missionarien den Satz: „er ist aufgestanden von den Todten“ bezeichnen wollten, tauchten sie eine Fliege ins Wasser, bis sie todt schien; dann legten sie dieselbe, mit Asche bestreut, an die Sonne, wo sie sogleich wieder lebendig ward. Die Indianer schienen erstaunt und schrien: „Ibimuhueite! Ibimuhueite!“ Die Väter schrieben diese Worte auf, und bedienten sich derselben fortan, um die Auferstehung des Messias auszudrücken. — Man kann sich aus diesem einzigen Zuge erklären, wie verworren die Begriffe der Indianer von der Religion der Christen gewesen sein müssen, oder unter ähnlichen Umständen noch heute sind.

*) Der obenerwähnte Anton Balthasar in seinem handschriftlichen noch ungedruckten Missionsbericht vom Jahr 1707, jetzt in den Händen des Hrn. Schulraths Balthasar in Aarau.

Nach Aufhebung des Ordens der Jesuiten gingen die kalifornischen, wie die übrigen Missionen des spanischen Nordamerika's, an die Franziskaner und Dominikaner über. Diese setzten das begonnene Werk im Geiste ihrer Vorgänger, wohl kaum aber mit deren ausdauerndem Eifer fort. Gegenwärtig befinden sich in Altkalifornien, oder der südlichen Hälfte der Halbinsel, außer einigen Besten, fünfzehn Missionsstätten längs den Küsten, bei welchen ungefähr zweitausend bekehrte Indianer, den Geistlichen unterthänig, wohnen und das Feld bauen. — In Neukalifornien, dem fruchtbarern nördlichen Theil der Halbinsel, oder vielmehr des über der Halbinsel gelegenen Küstenstrichs vom Festlande, sind achtzehn solcher Sendörter, bei denen gegenwärtig ungefähr vierzehntausend bekehrte Indianer leben. Sechs kleine Bestungen mit einigen hundert Mann spanischer Besatzung halten das gezähmte Volk im Zaum.

Wie mangelhaft immerhin auch die religiösen Begriffe der Neubekehrten anfangs sein mußten, verdienen doch die Mühen der Jesuiten und ihrer Nachfolger die dankbare Anerkennung der Welt. Wenigstens wurden die Nomaden durch sie zuerst an bleibende Stätten, an Ackerbau, Viehzucht und nützliche Gewerbe gewöhnt; und was in dieser Rücksicht geschah, ward nicht ohne die schwersten Opfer und Lebensgefahren errungen. Zur Veredlung unsers Geschlechts ist auch dort der Weg genommen, ein Schritt zurückgelegt.

Inzwischen war hier, wie in den meisten Sendanstalten der Mönchsorden unter den Heiden, die Bekehrung nichts, als im eigentlichen Sinne des Wortes bloße Gewöhnung, nicht Ueberzeugung. Die Missionarien erscheinen von Soldaten begleitet; entstehen Feindseligkeiten, spielen die Missionarien die Rollen der Versöhner, um sich den Wilden so beliebt, als die Krieger ihnen schrecklich zu machen. Sie suchen erst einzelne Wilde durch Freundlichkeit und Geschenke von Messern, Beilen, Spiegeln, Glasperlen u. s. w. zu gewinnen; dann mehrere. Sie nötdigen sie, Hütten in der Nähe des Sendorts aufzuschlagen; schmücken dieselben; geben ihnen Kleidungen; lehren sie Ackerbau, und Verrichtungen und Geschäfte aller Art; ertheilen ihnen Unterricht in der spanischen oder französischen Sprache, im Kreuzmachen, Knien, Beten des Rosenkranzes, und geben ihnen Taufe und christliche Namen, sobald sie ihnen die Glaubenssätze vom Geheimniß der Dreieinigkeit, von Christi Tod, Auferstehung und Himmelfahrt, von Hölle und Fegefeuer, von der Macht der Jungfrau Maria, von der Kraft des Gebetes u. s. w. ins Gedächtniß geprägt zu haben glauben.

Die Wilden, roh, schlau und eigennützig genug, lassen sich dies Alles gefallen. Sie kommen zu Hunderten, besonders wenn sie Mangel an Lebensmitteln haben, stellen sich gelehrig, lassen sich haufenweise taufen, und laufen nachher wieder zu Hunderten davon, was die gutmüthigen Missionarien gewöhnlich den Umtrieben und Ränken des Teufels zuschreiben. Fehlt es den Missionarien zuletzt an Geschenken, oder an Lust, Geschenke zu machen, oder übermannt Begierde, Alles zu haben, die Wilden: so entsteht Ueberfall, Mord und Krieg. Daher sind die Besatzungen und Bestungen bei katholischen Missionsorten unentbehrlich. Daher sind solche Missionen jederzeit sehr kostspielig zu unterhalten. (In Kalifornien bestand der jährliche Gehalt

eines Missionärs in fünfhundert Piastern). Daher muß eine priesterliche Regierung eingerichtet werden, welcher die bürgerlichen und Kriegsbehörden untergeordnet sind.

So aber verkündeten die ersten Jünger Jesu nicht das Evangelium, so nicht deren erste Schüler und die nachfolgenden in den frühern Jahrhunderten. Sie gingen, Gott im Herzen, muthig und einsam, und predigten und überzeugten, und tauften, ohne dabei Nutzen für sich und obere Behörden zu beabsichtigen. In den portugiesischen und spanischen Missionen, sobald die Wilden einigermaßen gewöhnt, gezähmt, zum Landbau und andern Gewerben abgerichtet sind: sorgen die Priester für Abgaben, welche die bekehrten Indianer ihnen und dem Könige entrichten müssen. Ja, die christlichen Indianer werden, im Gehorsam des Glaubens, nach einer für sie bestimmten Frist zu den Arbeiten in königlichen Bergwerken gehalten! Wahrlich, das Reich der Könige und Priester war's da lange allein, was man zu erweitern trachtete; nebenbei auch das Reich Gottes; dieses aber immer nur Mittel oder Vorwand für jenes.

---

6. Das spanische und portugiesische Südamerika. — Das Reich der Jesuiten am Uraguay. — Geringer Fortgang des Christenthums in neuesten Zeiten.

Ungefähr dasselbe läßt sich über den größern Theil der Missionen im spanischen und portugiesischen Südamerika sagen. Aller Welt ist der Geist der spanischen und portugiesischen Staatsverwaltungen in ihren europäischen Ländern bekannt; die Abneigung ihrer Höfe gegen das Bessere, was in andern Reichen durch Kunst und Wissenschaft herrlich aufblüht; die Furcht vor hellern Ansichten; die Begünstigung des Adels; die Vernachlässigung des Volks und der Schulen; die Macht des Priesterthums in ungezählten Kirchen und Klöstern, mit den Schrecken der Inquisition neubewaffnet; die Verfolgung jedes Aufgeklärten, jedes Freundes der Wahrheit; die absichtliche Niederdrückung des Wissenschaftlichen. — — Nun mache man selbst den Schluß von der Verwaltung der europäischen Lande auf die Verwaltung der amerikanischen Kolonien, die man nur als Goldgruben behandelte, und als nichts weiter; als Goldquellen für den Hof, für die adelichen Geschlechter, denen man Stellen geben wollte, und für die Priester und Mönchsorden.

Daher, soweit bisher spanische Herrschaft reichte, von der Landenge Panama's bis zur Terra del Fuego, von Vizekönigreich zu Vizekönigreich, gewann der christliche Glaube, nach mehrhundertjährigen Arbeiten, nur geringe Ausdehnung über die Stämme der Indianer. Es währte sogar geraume Zeit, ehe man sich nur anfangs entschließen konnte, die Indianer für wirkliche Menschen zu halten. Welche Mühe hatte nicht der edle Las Casas, diesen Beweis zu führen. Wie mußte dieser fromme Bischof von Chiapa dafür Spott oder Haß dulden! — War nicht Papst Paul III. genöthigt, in seiner Bulle vom 2. Brachmonds 1537, erst durch feierlichen Ausspruch zu erklären, „daß die Amerikaner ebenfalls wirkliche Menschen, folglich

des katholischen Glaubens und der Sakramente fähig wären?" (Veros homines, fidei catholicae et sacramentorum capaces.)

In allen drei spanischen Vizekönigreichen Neugranada, Peru und La Plata, in den Landeshauptmannschaften von Caracas (Venezuela) und Chili befinden sich zwar viele Indianer gezähmt und als Christen in den Städten, Bergwerken oder eigenen Dorfschaften; aber weitaus der größere Theil derselben sind die Ueberreste der einst unterjochten Landesbewohner, Kinder der einst Gefangenen, Mischlinge von allerlei Gattungen, aus den sich durchkreuzenden Ehen und Begattungen von Europäern, Indianern, Negern und deren Kindern hervorgegangen *). Sie sind größtentheils zur Dienstbarkeit geweiht, arm, roh, mit verwilderten Begriffen. Welche von den Indianern nicht in den Städten behalten wurden, pflegte man in eigene Ortschaften einzubannen, die sie ohne besondere Erlaubniß nicht verlassen dürften. Einer ihrer Kaziken war daselbst gewöhnlich Vorsteher unter spanischer Aufsicht. Man gab ihnen Land zum Anbau ihrer Lebensmittel. Dafür wurden sie zu den öffentlichen Arbeiten, zum Bergbau u. s. w. benutzt. Das Gesetz sprach ihnen zwar Bezahlung zu, die sie aber von der Gewinnsucht der Aufseher selten voll, oft gar nicht erhielten. Außerdem hatten sie noch Steuern zu entrichten, von denen ihr Kazike den vierten Theil bezog, damit er sie strenger einzog.

Das ungefähr war auch das Loos aller Indianer, welche man durch ausgesandte Mönche und Priester unter den freien Stämmen für das Christenthum gewann. Darf man sich wundern, wenn die trotzigen freien Natursöhne vor solchen Wirkungen des Christenthums erschraken?

Es gibt freilich auch freie Indianer, die sich zum christlichen Glauben bekennen. Es sind diejenigen, welche zwar unabhängig, aber im täglichen Handelsverkehr mit den Spaniern, Wörter aus deren Sprache, Gebräuche aus deren Sitten, Uebungen aus deren Kirchenthum angenommen haben. Allein Christen verdienen sie kaum geheißen zu werden, wenn sie schon getauft sind, oder Rosenkränze und Amulette tragen, oder Kreuze schlagen. Ihre altheidnische Geisterlehre steht daneben unverletzt, und der Peruaner mit dem christlichen Taufnamen feiert noch, wie zu Pizarro's Zeiten, den Sonnendienst.

Die spanischen „Missioneros" machen im Durchschnitt die unterste Klasse der Geistlichkeit

*) So zählen die Spanier eilf Abstufungen der Mischlinge; nämlich

Mestizos, Kinder eines Europäers und einer Indianerin;
Quarterones, Kinder eines Europäers und einer Mestiza;
Ochavones, Kinder eines Europäers und einer Quarterona;
Pulchueles, Kinder eines Europäers und einer Ochavona;
Kinder eines Indianers und einer Pulchuela gleichen schon den Spaniern;
Mulatos, Kinder eines Europäers und einer Negerin;
Quarterones, Kinder eines Europäers und einer Mulattin;
Saltatrás, Kinder eines Quarteron und einer Europäerin;
Calpan mulatos, Kinder eines Mulatten und einer Indianerin;
Chinos, Kinder eines Calpan Mulato und einer Indianerin;
Zambos oder Zambajos, alle von Schwarzen und Indianerinnen erzeugten Kinder.

aus. Es fehlte nie an dergleichen Männern, welche aus innerer Frömmigkeit, oder aus stummer Pflicht des Gehorsams, oder weil sie froh waren, den Klosterzwang verlassen zu können, das Bekehreramt übernahmen. Inzwischen war der größere Theil derselben sehr unwissend und abergläubig; unvertraut mit der Welt und dem menschlichen Herzen; das hohle Kirchenthum für Religion haltend, und in allen Begriffen von klösterlichen Vorurtheilen bestochen. Selbst die wissenschaftlich-gebildetern Jesuiten, welche aus Europa kamen, hatten diese Vorurtheile nicht ganz abstreifen können. Daher betrachteten sie Alles, was sie von den religiösen Mythen der Indianer vernahmen, als Teufelswerk, und stellten es im falschen Licht dar, in welchem sie es sahen. Der abiponische Nationalgott Keebet, der unsichtbare, der furchtbare, kam selbst dem gelehrten Pater Dobrizhoffer als der wahre Teufel vor, und weil die Abiponen oder Mepones, welche zwischen dem Rio Grande Vermejo, dem Rio Salado und dem La Plata auf den unermeßlichen Pempas oder Ebenen zu Pferde herumstreifen, ihren Gott auch den „Urvater“ (Groaperikie) hießen, machte der Jesuit ohne Umstände daraus den Satz, die Abiponen hielten den Satan für ihr „Großväterchen.“

Weit richtiger, als die Europäer von den Wilden, urtheilten oft diese, vermöge ihres gesunden Menschenverstandes, von den Europäern. Sie sahen dieser Versunkenheit in Lastern, vor welchen der Natursohn Grausen empfindet, und konnten die Frömmigkeitslehre der Missionero's mit der ungeheuern Sittenverderbtheit der Weißen nicht paaren. „Warum kommst du zu uns, Väterchen?“ fragte einst ein Abipone den Pater Dobrizhoffer: „Warum machst du nicht erst deine spanischen Brüder zu Christen?“ — — Der Kazike Ychoalay sagte zum Pater Brigniel: „Du verbietest uns, als Christen, mehrere Weiber zu haben. Sind die Spanier nicht auch Christen? Und doch begnügen sie sich nicht an einer Frau. Sie thun viel ärger, denn wir. Sie fallen unverschämt alle Weibsleute an, die ihnen begegnen, wenn ihnen die Lust ankommt. Du sagst, Christen dürfen nicht stehlen. Hast recht. Man soll's nicht, auch ohne Christ zu sein. Warum kommen denn deine Spanier und stehlen uns unsere Pferde, ja, unsere jungen Knaben und Mädchen, und schleppen sie in ihre Knechtschaft fort?“

Bei solchen unter den Wilden Südamerika's herrschenden Ansichten, und in der Erinnerung der gräuelhaften Grausamkeit der alten Spanier bei Eroberung des Landes, — Dinge, welche in Sagen und Liedern von Stamm zu Stamm, von Geschlecht zu Geschlecht, noch den Nachkommen überliefert werden, — ist der Name der Christen unter zahllosen unabhängigen Völkerschaften des Welttheils ein Fluch-Name geworden und geblieben, und Haß oder Furcht und Abscheu erblich fortschreitend.

Nur dem beharrlichen Sinn, der Klugheit und dem Muthe der Jesuiten gelang es, mehr denn allen andern Orden, in den Gebieten der freien Indianer Eroberungen für den katholischen Glauben zu machen. Diese Eroberungen aber waren, wie bekannt ist, zuletzt weder für die Menschheit, noch für das Christenthum, noch für die spanische Krone ein wirklicher Gewinn. Wie wir die Behandlungsart der Wilden und das Bekehrergeschäft dieses Ordens schon aus

der Betrachtung Kaliforniens kennen gelernt haben, finden wir es im südlichen Amerika wieder. Aber hier ward es, besonders in den Landschaften von Paraguay, mit größerm Glück betrieben.

Früh schon, im sechszehnten Jahrhundert, sandte der Orden viele seiner Glieder in die südliche, wie in die nördliche Hälfte des neu entdeckten Welttheils, das Reich Gottes zu predigen. Diese unerschrockenen Männer, immerdar aus Religion oder Ehrgeiz zu großen Unternehmungen geneigt, zerstreuten sich unter den Indianern. Und wieviel ihrer auch durch die Wilden im Haß gegen Portugiesen und Spanier ermordet wurden, soviel kamen andere nach, unbewaffnet, nur mit den zärtlichen Worten des Friedens und der Liebe auf den Lippen. So flößten sie allmälig den Trotzigen Vertrauen, durch Geschenke aller Art, Zuneigung ein. Der Jesuit ging zuletzt unangefochten durch die Wildnisse, und zähmte mit Worten und Winken Horden, gegen welche sich der portugiesische und spanische Soldat nicht mehr wagte.

Wilden das Gut höherer Ideen zu geben, war nothwendig, sie erst einigermaßen an bleibende Stätten zu binden, ihnen mit den Künsten des Ackerbau's und friedlichen Lebens wenigstens die Gesittung von Halbbarbaren zu ertheilen. Die Jesuiten siedelten sich selbst unter ihnen an, bewogen Einzelne, bei ihnen zu wohnen, unterrichteten Kinder, fesselten durch Gaben und Geschenke die Alten an sich. So entstanden mitten in Einöden indianische Dörfer; neben den Hütten eine Kirche. Dann wurde von heiligen Dingen geredet; im Christenthum unterrichtet und getauft. So war der Anfang der meisten Missionen in Neugranada, La Plata, Peru, Venezuela und den übrigen Provinzen. Viele vortreffliche Männer aus der Gesellschaft Jesu wären hier zu nennen, welche, von einem menschenfreundlichen Sinn geleitet, in den finstern Wildnissen dem Christenthum und der Menschlichkeit die erste Bahn brachen. Wie groß waren nicht die Verdienste des einzigen Paters Decré, des Apostels der Yameo's, der Itubalis und Inquiavaten, welcher Cuença in Quito zum Hauptsitz einer weit wirkenden Sendanstalt machte (der er noch im Jahr 1727 ruhmvoll vorstand); welcher christliche Lehrbücher für die Wilden in achtzehn ihrer Mundarten übersetzte; und die Neubekehrten, welche er mit ächt-christlicher Liebe vor Bedrückungen sicherte, durch rührende Güte an sich band, wieder frei hinaus in die Wälder und Gebirge sandte, Apostel Jesu unter ihren Stammverwandten zu werden.

Zwischen den Strömen des Paraguay und Uraguay, längs den Ufern des Parana- und Vermejo-Stroms, hatte der Orden von Loyola's Jüngern den ausgedehntesten Schauplatz seiner Thätigkeit erwählt. Hier glücklicher und zahlreicher, denn irgendwo, breitete er unter den Guarani's, Charrua's, Chiquito's und andern wilden Völkerschaften der Gebiete vom Rio del la Plata, Paraguay, Tucuman und Tarja, seine zahlreichen Anbauungen aus. Menschenfreundliche, unerschütterliche Güte und Klugheit vermochten mehr als Waffen. Bald verschönte europäischer Anbau des Bodens die Umgebungen der Sendörter; die elenden Hütten und Kapellen von Baumpfählen und Reisern verwandelten sich in gemauerte Häuser,

anfangs von gestampfter Erde, bald von Kalk und Stein. Die Dörfer empfingen durch breite, regelmäßige Straßen städtisches Ansehen. Die Kirchen in jedem Dorfe, hoch und schön gebaut, mit Thürmen von vier bis fünf Glocken geziert, verschönerten sich von innen mit Orgeln, reichvergoldeten Hochaltären, silbernem Kirchengeräth und vielen Bildern. Ein prachtvoller Gottesdienst rührte die Sinne der erstaunten Wilden. Sie wurden im Kirchengesang und auf allerlei Werkzeugen der Tonkunst unterrichtet; nicht minder im Mauern, Zimmern, Uhrmachen und andern Künsten der Lebensbequemlichkeit. Die Geschäfte des Tages waren von der ersten bis zur letzten Stunde unter den Bewohnern jeder Ortschaft mit einer Genauigkeit angeordnet und vollzogen, wie in einem Kloster. Mit Stolz und Lust sahen die Jesuiten auf ihre Schöpfung. So stand sie schon in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts da, und erkennen wir sie aus der Reisebeschreibung (vom J. 1692) des Pater Anton Sepp, der aus dem Tirol dahin zur Seelsorge der Japeyu-Völkerschaft berufen ward.

Die Jesuiten bildeten hier nun eine Staatsverfassung aus, wie Mönche sie geben können, und wie sie eine solche gern noch heut aller Welt geben würden, wenn die Zeit nicht gewaltiger wäre als sie. Aber die Eigenthümlichkeiten der Völker am Paraguay und Uraguay begünstigten das Werk. Die Guarani's und andere Indianer dieser Gegenden waren schon unter dem Sonnendienst der Ynka's mehr oder weniger zur Theokratie gestimmt, und von ziemlich milden Sitten. Durch die Ohrenbeichte ward die Theokratie vollendeter, als sie unter den Ynka's sein konnte. Der Priester kannte das Verborgenste in der Brust seiner Unterthanen. Die Indianer, ohne Begriff des Eigenthums, gewöhnt an Gütergemeinschaft, ließen sich ohne Bedenken gefallen, daß alles Land und alle Arbeit auf dreierlei Art vertheilt ward: für die Tempel, oder wie es P. Franz Xaver de Charlevoix nennt, „Eigenthum Gottes"; für das Gemeinwesen und für die Einzelnen. Alles, sagt Raynal, was man in der Gesetzgebung der Ynka's bewunderte, fand sich im Priesterstaat von Paraguay wieder, und vollendeter: die Arbeit für Greise, Waisen und Soldaten; Belohnung schöner Thaten; Aufsicht über die Sitten, Kriegsübungen; Verwahrung gegen Müssiggang; Ehrfurcht für die Religion, die Tugend und den Diener Gottes.

Hier kannte man kein Geld, und doch fand man in den Missionsstaaten der Jesuiten mehr Bequemlichkeiten, ja mehr Luxus sogar, als in Cusco und Lima, den Hauptstädten Peru's. Uhrmacher, Schreiner, Goldschmiede, Schlosser, Schneider u. s. w. legten ihre Waaren in die öffentlichen Vorrathshäuser der Priester nieder, und man gab ihnen dagegen andere Nothwendigkeiten. Der Landmann hatte für sie gesäet, der Weber für sie gewebt. Alle bildeten eine große Familie mit ungetheiltem Eigenthum; Alle gehorchten mit kindlichem Sinne. Die Jesuiten waren die Väter der Familie, die Lehrer, die Kaufleute, die Kriegsbefehlshaber, die Regenten. Jeder Jesuit stand in seiner Pfarrei, unabhängig von der andern, als geistlicher und weltlicher Oberster, nur unter einem einzigen Provinzial, und dieser unter dem General des Ordens.

Anfangs sorgte man löblich dafür, daß keine Spanier in diese Kolonien kommen dürften, damit deren zügellose Lebensart den Neubekehrten nicht zum Aergerniß gereiche, oder andere indianische Stämme verhindere, zum Christenthum überzugehen. Nachmals ward dieser Grund zum Mittel gemacht, dem spanischen und portugiesischen Hofe die Einrichtung des Jesuitenstaats zu verbergen. Indem sich die Jesuiten nämlich erboten, von den bekehrten Indianern jährlich eine Kopfsteuer an die Schatzkammer zu zahlen, und im Kriege eine gewisse Zahl Männer in den Dienst des Königs zu stellen, bewirkten sie ein königliches Verbot, daß ohne Erlaubniß der Jesuiten kein Spanier in das Land ihrer Missionen eintreten dürfte. Zu dem Ende hielten sie an den Grenzen strenge Wachtposten. Kein Fremder ward hereingelassen. Die königlichen Statthalter und Bischöfe, wenn sie selten einmal zum Besuch kamen, wurden mit so vielen Festen, Liebkosungen und Geschenken geblendet, daß sie nicht anders, als rühmen konnten. Ohnedem hielt man doppelte Visitationsbücher, andere für die Bischöfe, andere für die Provinzialen.

Um dies jesuitische Reich hermetischer für die Spanier zu verschließen, ward die spanische Sprache in den Kolonien verboten, und nur die guaranische erlaubt. Man nahm von spanischen Jesuiten nur wohlgeprüfte Mitglieder ins Land; lieber ließ man französische und deutsche kommen. Als im Jahr 1640 sich Portugal von Spanien trennte, und Brasilien portugiesisch blieb, benutzten die Jesuiten diesen Anlaß, vom Madrider Hofe Feuergewehr zu verlangen, um sich gegen die Portugiesen zu vertheidigen. Sie richteten das Kriegswesen auf europäische Weise ein; bildeten Regimenter und Kompagnien, Fußvolk und Reiterei. Sie legten befestigte Plätze an, Doktrinen genannt, worin ein oder zwei Jesuiten unbeschränkte Befehlshaber waren. Sie wiesen jeder Festung einen bestimmten Strich Landes an, dort ihren Unterhalt zu bauen. Der spanische Hof gab dazu weder Geld, noch Kleider, noch Waffen.

So gründeten die Väter der Gesellschaft Jesu sich, unter dem Vorwand das Himmelreich zu gründen, ein behagliches irdisches Reich, und trachteten es mit eben so viel Muth, als Klugheit zu befestigen und zu erweitern. Mit Lebensgefahr und dem Tode vieler der Ihrigen, deren uns Dobrizhoffer mehrere als Märtyrer nennt, hatten sie diesen neuen Staat gestiftet. Er zählte im Jahr 1729 dreißig Ortschaften oder „Reduktionen", wie sie dieselben nannten, davon fünfzehn am Flusse Paranna mit 62,263 Seelen, und fünfzehn am Uraguay mit 69,405 Seelen lagen. Doch der Sendstätten am Paraguay- und Vermejo-Flusse waren ebenfalls mehrere, hier noch nicht gezählt.

Man kann nicht läugnen, das Ganze war, wenn thierisches Wohlsein das höchste Gut der Menschheit ist, wohl berechnet und klug ausgeführt. Aber der jesuitische Unterthan blieb auch nur zivilisirtes Thier; mehr nicht. Jeder höhere Gedanke, jede Selbstthätigkeit des Geistes ward, als Reiz zum Sündigen, mit Sorgfalt vernichtet. Man klärte die Indianer nur so weit auf, als es für den Priesterstaat nützlich war, und daß es den Leuten nicht beifallen konnte, sie über den ihnen angewiesenen Kreis hinauszuschreiten. Unbedingter Gehorsam ward, wie im

Orden, so auch bei den Indianern Grundpflicht. Wer gefehlt hatte, begab sich zum Priester und flehte zu seinen Füßen um die verdiente Strafe, und küßte dankbar die Hand, welche ihn gezüchtigt hatte. Man sah hier durch Gewohnheit, Aberglauben, Gottesfurcht, Unwissenheit und bürgerliche Einrichtungen eine Geisteskneehtschaft, wie sie, so vollendet, die Welt nirgends sonst, als etwa in Klöstern erblickt hatte. Wundere sich Keiner, daß der Herrschlust ein solches Kunststück an einem ganzen Volke gelang, und so leicht gelang, wie in Mönchszellen; ein Kunststück, welches allerdings in Europa die Schaaren der kleinen Herrscherlinge, die an Roms Brüsten erzogenen Priester, die im Schatten pergamentner Stammbäume erwachsenen Edelleute, oder die gern großmächtelnden Patrizier kleiner Städte, als unerreichbares Urbild bewundern mögen. Aber das jesuitische Missionenland war allerdings wie ein einziges Kloster anzusehen; jede der sogenannten Reduktionen wie eine Zelle, mit Menschen bevölkert, deren kindische Unwissenheit jedem Eindruck nachgab; deren Wildheit einerseits durch die Schrecken frommen Wunder- und Aberglaubens, durch die Pracht des neuen Gottesdienstes, durch die Macht der Gewöhnungen, durch die (vermittelst der Beichte erhöhte) Allwissenheit der Priester, anderseits durch den Reiz so vieler Lebensbequemlichkeit und Sorglosigkeit gezähmt war. Der Priester in dem Reduktionsort war der Oberherr, der Dollmetsch Gottes, der Lehrer, der Erzieher, der Verwalter, der Kriegsmeister, der Arzt, der Richter, der Gesetzgeber, der Rathgeber Aller. Alle Familien-Angelegenheiten gingen durch ihn ihren Gang, wie er wollte. Selbst die Einrichtung war getroffen, daß nicht der Mann die Braut suchte, sondern das Mädchen den Mann. Hatte eine junge Indianerin also zur Ehe Lust, so begab sie sich zum Pater der Reduktion, vertraute ihm ihre Neigung, und genehmigte er's, so berief er den Erwählten und kündigte ihm sein Loos an, das er selten verwarf. P. Antonius Sepp, in seiner Beschreibung des Missionenlandes, wunderte sich selbst über diesen merkwürdigen Brauch, durch welchen auch Mädchen und Weiber durch die zartesten Geheimnisse ihres Herzens an die sehr ehrwürdigen Väter des Ordens geknüpft waren.

So war allerdings in der ganzen Republik eine Ruhe, eine Eintracht, ein Gehorsam, eine Ordnung, wie in keinem andern Reich der Welt zu finden. Mit Recht konnte P. Charlevoix zu seiner Zeit (in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts) daher rühmen: „Hier weiß man nichts von Klagen und Prozessen; das Mein und Dein ist daselbst völlig unbekannt!“ — Es war nur Beten und Arbeiten, schweigender Gehorsam und Gedankenarmuth.

Dies Reich der Jesuiten blieb lange den Höfen von Spanien und Portugal Geheimniß. Zwar schon der Vizekönig Martino de Barrua hatte (im Jahr 1730) seinem Hofe darüber bedenkliche Berichte abgestattet. Einzelne Schriftsteller hatten von der Sache öffentlich geredet. Aber die Beichtväter in Madrid und Lissabon besänftigten ohne Mühe die Besorgnisse der Könige; jesuitische Schriftsteller zerstörten die Angaben der Plauderer, als Verleumdungen des Neides; selbst den Ludwig Anton Muratori, als ihnen fremd, bewogen sie, ihr Lobredner zu werden, indem sie ihm den Stoff zu seinem bekannten Werke durch den P. Cataneo lieferten; und durch

die Verfolgungen, welche sie gegen den Bischof von Paraguay, Ferdinand von Cardena verhingen, als er am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts strengere Untersuchungen über die christlichen Gemeinden am Uraguay und Parana anstellen wollte, schreckte die Freimuthigkeit Anderer zurück.

Zufällig enthüllte ein zwischen Madrid und Lissabon im Jahr 1750 geschlossener Vertrag über die Grenzen der Kolonien in Südamerika das Geheimniß und zerstörte alle Entwürfe der Jesuiten. Denn um gerade Linien zu ziehen, schonten die Unterhändler des Vertrags des Missionenlandes nicht, zogen die Linien quer durch dasselbe, so daß viele der Reduktionen an Brasilien fielen. Umsonst arbeiteten die ehrwürdigen Väter in Europa gegen Vollziehung des Vertrags. Die Grenzkommissarien beider Mächte erschienen (1752). Aber die Mühe derselben war eitel. Das Land der Missionen stand gegen sie in Waffen. Truppen wurden ausgeschickt, die Indianer zu zwingen, und fanden so starken Widerstand, daß sie nichts ausrichteten. Die Jesuiten betheuerten, das sei nicht ihre Schuld; man konne die Wuth der Indianer nicht mehr mäßigen. Allein sie ward gemäßigt, als die spanischen und portugiesischen Befehlshaber nach erhaltenen Verstärkungen mit vereinter Macht gegen die Reduktionen vorrückten, und im Hornung 1756 die Indianer in regelmäßig gelieferter Schlacht besiegten, worin diese zwölfhundert Mann, viele Kanonen und Fahnen verloren. — Die Grenzscheidung ging vor sich; bald darauf ward der Orden der Jesuiten aufgehoben. Auch in Paraguay verschwand er. Kein Indianer zuckte weiter das Schwert für ihn.

Als die Jesuiten (im Jahr 1767) ihre Sendstätten verließen, hatten sie, nach Dobrizhoffers genauer Angabe, dreizehn derselben am Parana, und neunzehn am Uraguay. Jene waren noch im Jahr 1732 von 57,649 Seelen, diese von 83,533 Seelen bewohnt, aber bei dem Abzuge der Jesuiten zählte man überall noch kaum eine Bevölkerung von hunderttausend Indianern. Krieg, Pocken und andere Kinderkrankheiten hatten viel Volks hinweggerafft. In den zehn Kolonien bei den Chiquitos am rechten Ufer des La Plata gegen die peruanischen Grenzen waren (im J. 1766) 23,788 bekehrte Indianer, und in den Kolonien am Rio Vermejo bei den Chako's in gleicher Zeit 5424 Christen, oder wenigstens Getaufte.

Nach Aufhebung des Ordens der Loyoliten vernahm man von den spanischen und portugiesischen Sendwerken in Südamerika wenig Denkwürdiges; wohl aber häufige Klagen über die Missionarien aus dem Dominikaner- und Kapuziner-Orden, daß sie an den Grenzen beträchtlichen Schleichhandel trieben; daß sie die Indianer zu nöthigen wüßten, ihnen, ohne gesetzliche Entschädigung die Felder zu bauen, oder ihnen die Amulette, Rosenkränze, Kruzifixe und andere geistliche Waaren in unmäßigen Preisen abzukaufen u. s. w.

So sind denn noch immer die unermeßlichen Steppen, Blachfelder oder „Pampen“ und Hochlande des innern Südamerika's dem Heidenthum überlassen, südwärts bis zum Feuerland der gutmüthigen Pescheräh's. — Der Abfall des Welttheils vom spanischen Zepter, der fürchterliche Unabhängigkeitskrieg, der vom breiten Silberflusse oder La Plata bis Darien wüthet, hat

das Missionswesen fast gänzlich gestört. Die alten Sendörter zu St. Michael und Santa Teresa de Maypures am Orinoko, die am Putumayustrom und dem gewaltigen Marañon, viele längs dem La Plata und Uraguay liegen versäumt; andere verbrannt. Die Abiponen, die grausamen Tobas, die freigebliebenen Berg- und Wald-Peruaner und wie jene nie gezähmten Völkerschaften alle heissen, welche dem spanischen und christlichen Namen mit erblicher Scheu feind blieben, freuen sich der großen Verwirrungen, in denen ihre Freiheit gesicherter steht. Und viele von den bekehrten Stämmen verwildern wieder mit den wilden kriegerischen Europäern, denen sie abwechselnd helfen oder schaden.

(Der Beschluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Italien.

Blick auf Volksbildung überhaupt. — Die Bell-Lancasterische Schule in Neapel. — Stand des Volks-Unterrichts im Toskanischen. — Die Volksschulen im lombardisch-venetianischen Reich. — Normalschulen in Mailand. — Lancaster-Schulen im Piemont. — Beobachtungen beim Erdbeben von Sizilien im Jahr 1818.

Unser Welttheil hat seine Ueberlegenheit offenbar gegen die andern nur seiner höhern Geistes-Ausbildung zu danken; nur durch sie war das alte Rom gegen die Barbaren mächtig geworden; nur durch sie bildete sich im finstern Mittelalter das Reich des römischen Priesterthums über die unwissenden Höfe und Nationen Europens aus; nur durch sie haben England und Frankreich in neuern Zeiten ihren Land und Meer beherrschenden Zepter so hoch über den Welttheil ausgestreckt, und konnte sich der kleine preußische Staat in die Linie der ersten und stärksten Europens stellen.

Jedermann weiß das. Man sollte daher das Weltbekannte nicht noch einmal sagen. Und doch kann diese einfache Wahrheit nicht genug ins Gedächtniß der großen und kleinen Staatenführer zurückgerufen werden. Denn wenn man sieht, wie gleichgültig die Volksbelehrung und Volkserziehung in den meisten Ländern behandelt wird, überzeugt man sich, daß jene dem Kinderverstand klare Wahrheit von den gelehrten, vielerfahrnen Staatsmännern entweder rein vergessen, oder, was noch ärger wäre, gar nicht mehr geglaubt und verstanden wird.

Es fehlt fast in keinem europäischen Lande unserer Zeit mehr an zahlreichen Bildungs-Anstalten für die höhern Stände, das heißt, für alle, die nicht arme Handwerker oder Landleute sind. Wir haben überall gelehrte Gesellschaften, Akademien, Gymnasien, Universitäten, Klosterschulen u. dgl. Alle diese Stiftungen waren ehmals hinreichend, dem Staate eine geistige Ueberlegenheit gegen die verwahrlosetern Nachbarn zu schaffen; jetzt aber schwerlich mehr so

sehr, da sie ziemlich überall zu finden sind. Nur Länder, in welchen das Licht von oben auch schon nach der Tiefe gedrungen ist, nur Länder, in welchen von den Kenntnissen der höhern Stände auch ein Theil in Denkart und Leben des Volks übergegangen ist, behaupten noch dies geistige Uebergewicht, welches zugleich die Masse des öffentlichen Wohlstandes, den Gemeinsinn, die Vaterlandsliebe, die Waffenmacht, vergrößert.

Je gebildeter und einsichtsvoller die Masse des Volks ist, je überlegener muß nothwendig der Staat gegen diejenigen sein, in welchen das Volk nur als Thier und Maschine gilt, und sich als solche bewegt. Ich frage aber, in welchem unserer europäischen Staaten ist die wissenschaftliche und sittliche Ausbildung des Volks schon mit der Sorgfalt und mit dem Kostenaufwand besorgt, wie die Bildung der höhern Stände? Und doch sind diese höhern Stände nur der kleinste Theil in den Nationen! — Der gemeinen Handwerker und Landleute sind die große Mehrheit.

Aber gehen wir durch unsere kleinen Städte und durch unsere Dörfer — welche Rohheit, welche Armuth an Gedanken, welche verworrenen Begriffe, welche Vorurtheile, welche Unbeholfenheit! Daher der träge Gang in allen Verbesserungen, welche man zuweilen menschenfreundlich, oder politisch, oder auch nur aus finanziellen Gründen befördern möchte.

Und was stämmt sich der Veredlung und Verallgemeinerung des Volksunterrichts in unsern Tagen noch am meisten entgegen? Warum sind Pestalozzi's, ja auch nur Bell's und Lancasters Lehrart bis jetzt nicht überall mit gleicher Liebe empfangen und angewandt? — Es ist derselbe Geist, der sich im barbarischen Mittelalter gegen das Licht sträubte, welcher sich heute dagegen sträubt; es ist der Blödsinn der Aristokratie und Hierarchie! „Die da herrschen, müssen wissen; das Volk hat nur zu gehorchen!“ — Als wenn weniger Verstand dazu gehörte, gut gehorchen zu können, denn gut zu herrschen! Man fürchtet sich, wenn das gemeine Volk zu aufgeklärt und verständig würde, vor Revolutionen! Als wenn Staatsumwälzungen von jeher nicht immer durch die Thorheiten, Ausschweifungen, Ungerechtigkeiten und Mißgriffe der höhern Stände, der Staatsführer selbst, entstanden, und dann erst durch die Bestialität des ungebildeten Volks gräßlich gemacht worden wären!

Wie tief gesunken sind heute Portugal und Spanien durch die verkehrten Grundsätze der Regierungen der letzten Jahrhunderte, durch die Adels- und Priestermacht, die dort in ihrer vollen Größe blühten! Wie tief gesunken ist das weiland weltbeherrschende Italien, sonst gewohnt den Europäern Gesetze zu geben; nun schon längst gewöhnt, von der höhern Einsicht und Stärke der Nachbar-Nationen das Gesetz zu empfangen! Man wühlt da in den Gräbern der Vorwelt; gräbt mit Aufwand ungeheuerer Summen alte römische Münzen und Mauertrümmer aus dem Boden, um sich an der Größe eines untergegangenen Menschengeschlechts zu weiden, und Keinem fällt bei, mit einem Aufwand ähnlicher Summen lieber die Hoheit des gegenwärtigen Menschengeschlechts wieder herzustellen.

Die Volksbildung kann kaum irgendwo vergessener und versäumter sein, als im Königreiche

beider Sizilien. Aber welch ein Volk auch, jene Neapolitaner mit ihren Lazzaroni, jene Kalabresen, jene Sizilianer, neben Deutschen, Schweizern, Franzosen, Briten! — Wie es in andern Ländern Geld kostet, Einsicht und Kenntniß zu verbreiten, kostet es dort dem Staate viel, die Einsicht und Kenntniß zu unterdrücken. Schulen für die untern Volksklassen fehlen ganz und gar, oder sie sind in den Händen meistens unwissender Geistlichen. Ohne Vorwissen des Polizeiministers darf dort kein Buch gedruckt oder verkauft, und ohne Vorwissen des Kultus-Ministers kein Buch in Schulen und Kirchen gebraucht werden. So liegt die Volksmasse in fast unglaublicher Finsterniß verloren. Das aber ist dem zahlreichen Adel mit seinen dreihundert und sechszig Fürsten und Herzogen, mit seinen sieben bis achthundert Marchesen, Grafen und Baronen ziemlich gelegen, nicht minder den zahllosen Geistlichen beiderlei Geschlechts in und außer den Klöstern, welche wohl den dritten Theil aller Landesgüter besitzen.

Es ist daher in mehr als einer Hinsicht eine merkwürdige Erscheinung, daß seit Kurzem im Neapolitanischen für die ärmere Volksklasse eine Bell-Lancasterſche Lehranstalt errichtet worden ist. Aber freilich gilt sie noch nicht für die ländliche Jugend, sondern bloß der dürftigen Jugend in der Hauptstadt Neapel ward sie gewidmet. Dazu ward die sogenannte Armen-Herberge, Albergo dei poveri, in Neapel noch bekannter unter dem Namen des Seraglio, ein weitläufiges, großes Gebäude, eingeräumt. Es werden gegenwärtig hier täglich über vierhundert arme, acht- bis zwölfjährige Knaben unterrichtet, die außerdem ganz ohne Unterweisung geblieben wären. Die Sache gefällt. Einige Große unterstützen sie. Das Vorurtheil ist gegen die Lehrart und ihren Zweck sogar minder stark in Neapel, als es selbst zu Freiburg in der Schweiz bei denen war, welche alle Geistesthätigkeit im Volk gern getilgt hätten, um, gestützt auf Jesuiten und Ligorianer, allein wohlweise Herrn zu sein.

Die Unwissenheit, Armuth und Unbeholfenheit des Landvolks im Kirchenstaat ist bekannt. Die ländlichen Schulen sind meistens im traurigsten Zustande, oder haben auch diesen kaum. Niemand wundert sich mehr darüber. — Ist doch der Volksunterricht selbst im Toskanischen noch äußerst verwahrloset, und doch sieht man Toskana als das italienische Attika an.

Vor den Zeiten des weisen und menschenfreundlichen Großherzogs Leopold von Toskana waren hier gar keine Schulen für die Armen; selten überhaupt Schulen in Dörfern. Erst unter seiner Gesetzgebung empfingen die Gemeinden festere Einrichtungen, auch die Pflicht, Schulen haben zu müssen. Allein die Gesetze wurden mangelhaft vollstreckt, besonders, als Leopold selbst zur Vollstreckung derselben fehlte. Gemeinden hatten wohl Schulen, aber für ihre Bevölkerung selten in gehöriger Zahl, und der Unterricht in den wenigen, wie übel war er beschaffen. Noch im Jahre 1818 zählte man im Toskanischen Gebiet siebenhundert und fünfzigtausend Menschen, die weder schreiben, noch rechnen, noch lesen konnten. Drei Viertheile des ganzen Volks lebten also in der größten Unwissenheit, ungefähr eben so dumpf hin, wie im barbarischen Mittelalter!

Bei dem allen ist Toskana noch als das zivilisirteste Land Italiens angesehen. Man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß in den übrigen Theilen der großen und schönen Halbinsel vier Fünftheile der Bevölkerung in jenem Stande geistiger Rohheit leben, das heißt, zehn bis zwölf Millionen Menschen, die kaum ihren Namen recht schreiben, oder Gedrucktes lesen können! Diese Angabe wird durch folgende nähere Umstände höhere Wahrscheinlichkeit gewinnen.

Nach einem ziemlich genauen Ueberschlag, den ein Florentiner selbst, ein wohldenkender und wohlunterrichteter Mann, Herr Luigi Serristori, voriges Jahr (1818) gemacht, waren im Toskanischen in eben diesem Jahr fünfundzwanzigtausend Knaben, fähig den öffentlichen Unterricht zu besuchen. — Der Aufwand der zweihundert und zweiundzwanzig Gemeinden des Großherzogthums für die Schulen betrug zu derselben Zeit jährlich 140,000 Florentiner Lire. Folglich kamen auf eine Schule 640 Lire. Aber in diesen Schulen genossen kaum sechstausend Knaben den Unterricht; somit kostete jeder von den Knaben in der Schule mehr als zwanzig Lire.

Im lombardisch-venetianischen Königreich ist gegenwärtig ungleich besser für Volksbildung gesorgt. Auch in den kleinsten Gemeinden befinden sich Schulen, wo nun schon seit verschiedenen Jahren für den Unterricht auch des ärmsten Kindes Bedacht genommen ist. Diese Schulen werden mittelst einer Abgabe von Gutsbesitzern der Gemeinden unterhalten. Zu Mailand selbst zählt man jetzt (1819), die höhern Lehranstalten ungerechnet, achtzehn Normalschulen, welche jährlich 26,698 Francs kosten. Die Anzahl der Zöglinge in denselben beträgt zwölfhundert ungefähr; — eine kleine Zahl gegen eine Bevölkerung von einhundert und zwanzigtausend Einwohnern! — — Inzwischen ist das Verhältniß noch immer vortheilhaft gegen Florenz. Denn in den Schulen von Florenz ist nur der vierte Theil der Kinder, die eigentlich da angetroffen werden sollten; in Mailand hingegen sind es zwei Fünftel derselben.

Auch in den Staaten des Königreichs Sardinien erwacht, wenn gleich sparsam, der Sinn der Edlern, die Nation aus der alten Versunkenheit und Barbarei durch bessern Unterricht hervorzuheben. Man rühmt am Prinzen von Carignan, daß er im Piemont die erste Bell-Lancastersche Schule für Kinder der Armen gegründet habe. Eben so hat der Marchese de Breme auf eigene Kosten eine solche Schule zu Sartirana, einer kleinen Gemeinde Piemonts, gestiftet. Aber wie unerheblich sind diese Bemühungen Einzelner! — Und doch verdienen sie als Anfänge des Bessern Beachtung und Ruhm.

Die Briten sorgen dafür, daß selbst die Negerkinder an den Westküsten Afrika's Lesen, Schreiben und Rechnen lernen. In dem altklugen Europa ists noch vieler Orten eine unentschiedene Frage: Ob man das gemeine Volk aus dem Schlamm der Unwissenheit ziehen solle, oder nicht.

Nun ist's ein Jahr, seit die größte und schönste Insel der Mittelmeers, das reizende Sizilien, abermals durch ein Erdbeben, gewaltiger denn seit langer Zeit, und bis in seinen tiefsten Grundvesten erschüttert ward. Alle Städte und Dorfschaften, die den Fuß des unruhigen

Aetna umringen, litten bedeutenden Schaden, der, so wie die Stärke des Erdbebens, in gleichem Verhältnisse schwächer ward, als das Land vom Aetna entfernter lag. Doch wurden die fürchterlichen Erdstöße bis in Kalabrien, bis Malta hinaus empfunden.

Es ist bekannt, diese Naturschrecken gehörten von jeher zu den Plagen Siziliens. Seit dem entsetzlichen eilften Jänner 1693, da die ganze Stadt Catanea zum Trümmerhaufen und das Grab von achtzehntausend Menschen ward, erlebte man zwar kein so zerstörendes Unglück wieder; aber die Stöße des ersten Septembers 1726 waren bedrohend genug; das kalabrische Erdbeben vom 5. Hornung 1783 warf auch einen Theil Messina's zu Boden; mehrere Bewegungen des Erdbodens wurden von Zeit zu Zeit, wie im Jahr 1810 und 1817 verspürt. Das Erdbeben vom 20. Hornung 1818 war hingegen wieder eines der furchtbarern. Auch ward es von dem Naturforscher Doktor Agatino Longo, Professor der Experimentalphysik zu Catanea, mit größerer Aufmerksamkeit beobachtet. Aus seiner darüber gegebenen Abhandlung im Herbststück der Biblioteca italiana von 1818 heben wir unsern Lesern die wesentlichsten Angaben aus.

Mehrere bedenkliche Zeichen gingen der schrecklichen Erscheinung voran. Das Meer schien am Morgen desselben Tages ganz still, und doch schlug es, wie von einem unbemerkbaren Strom gejagt, schäumend gegen das Gestade; hin und wieder schien die glatte Fläche des Wassers wie gefurcht, an einigen Orten wie aufbrausend oder kochend. Zuweilen kam eine ungeheuere Woge, und warf sich, als wär' es Sturm, über die Hafendämme. In höher gelegenen Häusern vernahm man leises Anklingen der Hausklingeln und sanftes Bewegen freischwebender Körper. — Der Aetna selbst zeigte sich ruhig, wie er es seit dem Oktober 1811 immer gewesen war. Das Wetter blieb schön. Es hatte vor zehn Tagen stark geregnet.

Als es am Abend dunkler wurde, sah man mit Verwunderung droben über den Wäldern des Aetna, wo sein kahler Obertheil nur von Schnee und Asche bedeckt ist, über der alten Lava schlangenhaft niederkriechende Flammen; hin und wieder blitzte es matt aus den Lavaspalten auf.

Noch war es ein paar Stunden vor Mitternacht. Da bebte die Erde. Von den Giebeln der Häuser stürzten Steinmassen und zerschlugen die Dachungen und Gewölbe. Zum Glück war es noch nicht spät; noch alles Volk auf. Niemand ward erschlagen. Aber der Schreck war nicht minder groß; eine betagte Frau starb daran plötzlich. Leider wurden Barometer und Thermometer nicht beobachtet; selbst Richtung und Dauer der Stöße nur unvollkommen. Die Richtung schien von Südost nach Nordwest zu gehen; anfangs aufstoßend, dann wellenförmig. Die Erde schien sich einer großen Menge Elektrizität zu entladen. Es fuhren Blitze und Strahlen. Die Leute in den benachbarten Dörfern von Catanea sahen diese Stadt, wie von Flammen eingehüllt. — Die Bewegung dauerte über fünfundzwanzig Sekunden. Man unterschied bestimmt zwei aufeinander folgende Erschütterungen in Catanea; die zweite war am stärksten. Thüren und Fenster öffneten sich im Innern der Häuser. Mauern spalteten

auseinander, daß der Mond einen Augenblick durchschien und schlossen sich wieder, daß man nachher kaum Spuren des Risses wahrnahm.

Sobald die ersten Stöße vorbei waren, heulten von allen Thürmen die Glocken voller Andacht, um das Ungewitter der Erde zu beschwören. In allen fünfundzwanzig Klöstern der Stadt erscholl Gebet; Gebet auf den Straßen und in den Kirchen.

Schadenreicher war das Ereigniß in andern Nachbarschaften des Aetna. Masaluccia ward zur Hälfte umgewälzt, und sieben Personen kamen um; Nicolosi, Trecastagne und Viagrande litten viel; zu Aci-Catane stürzten Tempel und andere Gebäude zu Boden, von den Trümmern ihres Klosters wurden mehrere Mönche erschlagen. Im Dorfe Zafrana erschlug das einstürzende Kirchengewölbe dreißig Betende.

In der Nacht des folgenden Tages (21. Hornung) empfand man abermals, doch schwächer, eine Erschütterung zu Catanea und in den Umgegenden des Aetna; zwei andere sehr starke den 28. Hornung, die besonders das Val di Noto stark beschädigten; die alten Lavarisse des Aetna spalteten, leichte kriechende Flammen spielten daran umher; aus andern Spalten floß ein schlammiges salzig-schwefeliges Wasser.

Schon einige Tage vor dem Ereignisse hatten sich viele Brunnen getrübt, ein Vorzeichen des Erdbebens, das schon Plinius gekannt hat. An einem Orte, Parasporo heißt er, sah man fünf oder sechs Minuten vor dem Erdbeben plötzlich mit mächtigem Brausen vierzehn starke Strahlen gesalzenen Wassers aus der Erde, ungefähr sechs Palmen hoch in die Höhe fahren, und ungefähr zwanzig Minuten lang fortdauern. Die Oeffnungen, aus welchen das Wasser gespritzt war, hatten noch nach zwei Tagen eine solche Hitze, daß man die Hand nicht hineinhalten konnte. Neben einigen derselben erstarben die Pflanzen; neben andern aber grünten sie fort. Nicht weit davon hörte man einen starken Schlag, wie Donnerschlag, und man sah ein Gebäude auseinander geworfen nach verschiedenen Richtungen. Das Meer zeigte nur leichte Bewegung; doch eine Barke, die unweit dem Ufer vor Anker lag, stieß dreimal mit dem Bauch auf den Grund.

Gleich nach dem Erdbeben verlor die Luft ihre Klarheit; der Himmel bewölkte sich. Doch schon nach einigen Stunden heiterte es sich wieder auf und der Mond schien helle herab. Eigentliche elektrische Meteore nahm man weder vor noch während, noch nach den Erderschütterungen wahr. — Von den Thieren ward die Naturerscheinung am bestimmtesten im Vorgefühl erkannt, wie gewöhnlich; auch von vielen Menschen. Einige empfanden an den Füßen eine eigene Art Durchwärmung; Andere hatten Schwindel, Andere Betäubung und Dumpfheit.

Inhalt des siebenten und achten Heftes.

Von dieser Zeitschrift erscheinen monatlich zwei Hefte, jedes drei bis vier Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus vierundzwanzig Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preiß 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.



Jahrgang 1819.

Erstes Mai-Heft.

Nro. 9.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Darstellung gegenwärtiger Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball.

(Beschluß).

---

7. Blick auf Brasilien und die Guianas.

König Johann VI. von Portugal, welcher (im J. 1807) Rio Janeiro, die brasilische Hauptstadt, zu seinem Wohnort machte, hat in die ihm unterworfenen Gegenden Süd-Amerika's mit seiner Gegenwart große Hoffnungen des Bessern erregt. Es ist bekannt, wie er sich bestimmt gegen die Einführung der Inquisition erklärt hat; wie er in seinen Staaten allmälige Vernichtung des Sklavenhandels verhieß, und sich der Wiederherstellung des Jesuitenordens widersetzte. Es ist bekannt, mit welcher Großmuth er (seit 1814) europäische Einwanderer und Ansiedler begünstigt, um sein amerikanisches Königreich blühender und stärker zu machen. Inzwischen geht dieses Letztere nur langsam vor sich. Die Menge strömt lieber der Freiheit Nord-Amerika's zu, in der sich jeder Glaube seine unangefochtene Kirche baut, während in Brasilien die katholische Kirche nur als die alleinseligmachende gelten darf. Zwar werden Protestanten, wenn sie nicht öffentliches Bekenntniß ihrer kirchlichen Meinungen fordern, unverfolgt geduldet. Aber Duldung ist wohl ein geringes, und vom Leben und Willen eines Königs abhangend, ein unsicheres Gut.

Die Ausbreitung des römischen Glaubens unter den Ur-Einwohnern wird ohne besondern Erfolg, mehr amtsmäßig, als aus innerm Triebe, wie seit alten Zeiten, fortgesetzt. Noch bestehen die ehemaligen Sendörter der Jesuiten am Toncantines und Rio Doca, am Maranon, am Negro bis zu den Grenzen Peru's. Sie sind von andern Mönchen besetzt. Ihre Wirkungen sind nicht glänzend. Weitaus der größere Theil der Indianer, selbst derer, die mitten unter den Europäern wohnen, ja sogar unzählige von den zahlreichen Negern, wissen nichts vom Christenthum. Sie leben friedlich in Verehrung ihrer altväterlichen Gottheiten. Es ist mehr auffallend, als räthselhaft, daß Portugiesen und Spanier lieber Heiden unter sich dulden mögen, als evangelische Christen, oder Verehrer des wahren Gottes nach mosaischer Lehre.

Beinahe mehr noch, als Brasilien, ist in neuern Jahrhunderten das benachbarte Guiana, rücksichtlich der Menschen-Entwilderung vernachlässigt worden. Die französischen und holländischen Pflanzörter und Anbauungen längs den Meeresküsten begnügten sich, die schwärmenden, kriegerischen Urbewohner des Landes mit den Waffen zu schrecken, oder mit jährlichen Geschenken zu versöhnen,

um ihren Zucker, Kaffee, Indigo, Roucou, ihre Baumwolle, Gewürznelken in Sicherheit bauen und verhandeln zu können. Vorzeiten war, besonders in den französischen Besitzungen, mehr Bestrebsamkeit, die Indianer durch Predigt des christlichen Glaubens zu veredeln. Aber was die ersten Missionarien gepflanzt hatten, entartete und verwilderte nachmals wieder, oder ging ganz unter. Noch haben die Karaiben die entstellte Sage behalten, daß das höchste Wesen seinen Sohn vom Himmel herabgesandt habe, eine ungeheuere Schlange zu tödten, nach deren Besiegung Würmer aus den Eingeweiden des Thieres hervorgingen, von denen jeder einen Karaiben und eine Karaibin erzeugte. Wie abentheuerliche wüste Vorstellungen mögen die christlichen Heilsboten mit ihrer Dogmatik oft im Gehirne ihrer bekehrten Wilden hinterlassen!

Weit edler, und häufig ist dies der Fall bei wildgeheißenen Volksstämmen, sind bei ihnen die eigenthümlichen Begriffe von göttlichen Dingen, als die von christlichen Priestern empfangenen, mißverstandenen Dogmen. Die Indianer, wie kindisch und albern auch ihre übrigen Vorstellungen sein mögen, glauben in diesen Gegenden (sagt der ungenannte Verfasser einer Reise nach Guiana und Cayenne*) dennoch, das höchste Wesen, welches ihnen Alles gibt, wessen sie bedürfen, sei zu erhaben, als daß es Geschenke und Opfer von Menschen empfangen, und zu gut, als daß es Bitten und Gebete verlangen sollte. Sie wissen von Unsterblichkeit der Seele. Doch kennt man beiweitem nur, und nur dunkel, die religiösen Ideen der wenigsten, den Europäern benachbarten Völkerstämme; die Indianer jenseits der Gebirge sind sogar noch großentheils dem Namen nach kaum bekannt.

Seit der französischen Staatsumwälzung verlor sich in den französischen Niederlassungen Amt und Geschäft der Missionarien fast gänzlich. Bis dahin war es von den Jesuiten, darauf von andern Mönchsorden bekleidet gewesen. Im holländischen Guiana hatte man für Verbreitung des Christenthums, wie gesagt, von jeher ungleich weniger geleistet. Was lag den trägen, wollüstigen und tirannischen Pflanzern am Ausbreiten eines Glaubens, der in ihr eigenes Gemüth so dürftige Wurzeln getrieben hatte! Stedmans Nachrichten von Surinam haben die ganze Abscheulichkeit jener halbmenschlichen Kolonie-Herrn, Verwalter und Krämer, enthüllt. Nicht einmal für ihre Neger, die sie als Thiere behandelten, mochten sie das Geringste thun; und die wenigen lutherischen und evangelischen Prediger zu Paramaribo, Berbice und Essequebo waren viel zu beschränkt, zu abhängig, um mehr zu leisten, als die dringendsten ihrer amtlichen Pfarrpflichten erheischten. Nur die evangelische Brüder-Unität allein drang mit ihrer Thätigkeit seit dem Jahr 1730 auch hieher; bildete erst zu Paramaribo eine kleine Hausgemeinde, die sich von ihrer Hände Arbeit ernährte; legte dann einen Sendort zu Saron am Strom Sarameka, vermittelst einiger getauften Indianer (im Jahr 1757) an, desgleichen zu Hope (1735), am Flusse Corentyn, im Quama, unweit den Saramека-

*) In der zweiten Abtheilung des siebenten Bandes der „Neuern Geschichte der Land- und Seereisen.“ Hamburg 1799.

Quellen (seit 1765) unter den Freinegern und zu Berbice. Doch von großer Wirksamkeit scheint ihr Thun hier nicht gewesen zu sein.

Seit die Engländer sich der vornehmsten holländischen und französischen Anbauungen in Guiana (1804) bemächtigten, wurden diese Gegenden auch fleißiger von den britischen Missionarien besucht, mit neuen Sendörtern zu Semmelsdyk und Demarara (seit 1807) bereichert, und mit gedruckten Bibeln versorgt. Von letztern kauften aber besonders nur die surinamischen Juden, weil sie in ihren Synagogen das alte Testament in holländischer Uebersetzung gebrauchen.

---

8. Die westindischen Eilande. — Die Negersklaven. — Das Reich der Schwarzen auf Haiti. — Thätigkeit der evangelischen Missionarien auf britischen und dänischen Inseln.

Die weitläufigen Inselgruppen, welche zwischen den beiden großen amerikanischen Festlanden unter dem Namen der Antillen und Bahama's zerstreut umherliegen, waren von den Europäern zuerst entdeckt, zuerst erobert, zuerst mit dem Blute der Einwohner gedüngt, dann wieder mit habsüchtigen Pflanzern und afrikanischen Negersklaven bevölkert. Nur auf den Inseln St. Vincent, Tabago, Martinique und St. Dominica erhielten sich noch wenige, traurige Ueberbleibsel der Ur-Einwohner, der Karaiben.

Es bauten sich die grausamen Eroberer zu ihren Städten und Dörfern zahlreiche Kirchen, Kapellen, Mönchs- und Nonnenklöster. Sie freuten sich, das Kreuz in der neuen Welt aufpflanzen zu können. Aber die Religion des Gekreuzigten ward mit dem Kreuze nicht verbreitet. Die Getauften waren ruchloser, als die ermordeten Ungetauften, oder als die elenden Neger, welche man wie Thiere betrachtete und behandelte. In der That wären den Europäern, die sich hier ansiedelten, ächt christliche Heilsboten nöthiger gewesen, als den Ueberwundenen und Sklaven.

Lange Zeit gab man sich gar nur nicht die Mühe, den Negern, mit welchen man die Inseln von neuem bevölkerte, christlichen Unterricht zu ertheilen. Man ließ sie in ihrem Heidenthum; genug, wenn sie den Wink der Peitsche verstanden. Ohnehin war es schwierig, sie zu bekehren, da ihnen theils von der Arbeit zu wenig Zeit übrig blieb, theils weil sie so oft Ort und Herrn änderten, oder im Elend umkamen. Jährlich mußten über hunderttausend Schwarze aus Afrika herbeigeschleppt werden, um die Stelle der Abgegangenen zu ersetzen.

Erst im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fing man ernstlicher an, die Verchristlichung der Neger zu betreiben, wenigstens der Freigelassenen. Die Jesuiten erwarben sich auch hier, besonders in den französischen Inseln, das meiste Verdienst. Die spanischen Kolonien zeigten für Veredlung ihrer Sklaven weniger Eifer. Politische Schriftsteller, selbst Geistliche, widerriethen es sogar. Die einen ungefähr aus dem Grunde, dessen sich noch in unsern Zeiten europäische Edelleute, Mönche und Andere, welche gern im Finstern herrschen, rücksichtlich ihres Volks, bedienen: Aufklärung könnte der Ruhe der Kolonien gefährlich werden; man

müsse den Verstand niederhalten. Andere widerriethen es, als sehr eitle Mühe; denn der Neger wäre, wenn auch Mensch, doch eine geringere Race, und nicht des geistigen Aufschwungs fähig, wie ein Europäer. In Deutschland hat selbst einer der trefflichsten Naturforscher, Sömmering, diese von allen neuern Erfahrungen vernichtete Einbildung, vermittelst seines anatomischen Messers in unsern Tagen noch zu beweisen getrachtet.

Wirklich sind in den spanischen Pflanzungen Westindiens auch gegenwärtig noch die meisten Neger Fetischanbeter und Heiden; die Bekehrten aber haben keine andere Pflicht, als einigemal im Jahre die Messe zu hören. Wer das versäumt, büßt dafür unter Geldstrafen oder Geisselhieben.

Wie gesagt, herrschte in den westindischen Inseln Frankreichs, wenigstens in dieser Hinsicht, edlerer Sinn. Die Thätigkeit der Jesuiten, Kapuziner und andrer Mönchsorden ward ermuntert und unterstützt. Die (im J. 1704) von den Jesuiten auf St. Domingo angelegte Mission zählte im Jahr 1745 schon neunzehn Pfarreien. Gegenwärtig aber, im unabhängigen Neger-Staate Haiti, ist kein Dorf ohne Kirche. Die vierundfünfzig Pfarrgemeinden des Königreichs sind unter Aufsicht der Bischöfe von Port au Prince, Leogane, Kap Henry und Sans-souci vertheilt. In Port au Prince wohnt der vom König ernannte Erzbischof des Reichs. Kein Dorf ist ohne Anfangsschulen; keine Stadt ohne öffentliche Anstalten für Kunst und Wissenschaft. Mehr Bildung, mehr Kunstfleiß, mehr Wissenschaft, mehr Literatur herrscht gegenwärtig in diesem westindischen Negerstaate, als im benachbarten noch spanisch gebliebenen Theil von St. Domingo. Und wohl mit größerm Recht nennen die haitischen Schriftsteller unserer Zeit ihren König Heinrich I. den „Numa der Neger“, als europäische Schriftsteller mit ähnlichen Prunknamen viele ihrer Fürsten schmeichlerisch ausstatten.

Noch verdient hier erwähnt zu werden, daß die britischen Bibelgesellschaften ihren wohlthuenden Einfluß auch auf Haiti ausgedehnt haben. König Heinrich seinerseits, wie der damalige Präsident Pethion anderseits, empfingen dankbar und ehrend die Erbietungen der frommen Briten (1816), die sogleich gegen zweitausend Stück der heiligen Schriften durch die Insel zerstreuten, und eine besondere englisch-französische Ausgabe für Haiti veranstalteten.

Auch auf den britischen, dänischen, schwedischen und niederländischen Eilanden Westindiens fing man die christliche Belehrung der Neger erst seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mit Ernst an. Auf Jamaika erschienen (seit 1754) Herrnhuter, wesleyische Methodisten (1781) und Baptisten, welche zahlreiche Sendörter anlegten. Derselben sind gegenwärtig dreiundzwanzig; und von mehr denn dreimalhunderttausend schwarzen Bewohnern der Insel ist nun schon der sechste Theil zum Christenthum übergeführt. Die geistvollsten oder frömmsten der freien Neger werden zu Predigern geweiht, und schon gegen hundert derselben sind thätig, das göttliche Wort weiter zu verbreiten. Nicht minder glücklich sind die Herrnhuter in ihrem Wirken zu Basse-Terre auf St. Kitts (seit 1774); zu Saron auf Barbados (seit 1765) wo der Statthalter Kodrington, in der Mitte vorigen Jahrhunderts, dreißigtausend Pfund

Sterling an Ländereien in seinem letzten Willen zur Anlegung einer Bildungsanstalt von Missionarien ausgesetzt hat; zu St. Johns, Gracehill und Gracebai (seit 1756), auf Antigua u. s. w.

Neben den Herrnhutern waren die wesleyschen Methodisten in Westindien, besonders auf den britischen Inseln am regsamsten. Sie hatten (seit 1788) auf den Bahama-Inseln und Trinidad ihre bleibenden Sendörter; auf letzterm Eilande neben den katholischen Pfarrern, die, aus spanischer Zeit noch, unter dem Namen Missionarien, in den acht Dörfern der eingeborenen Indianer wohnen. Auch die Insel Grenada versehen sie (seit 1788) mit Bekehrern, desgleichen St. Vincent, die schwedische Insel St. Barthelemi (seit 1788), die gebirgige Dominica, Antigua u. s. w. Letzteres Eiland enthält ihre blühendste Sendanstalt, zu der jetzt bei eilftausend Seelen gehören *).

Auf den dänischen Inseln St. Croix, St. Thomas und St. Juan begannen die Herrnhuter die Negerbekehrung schon im Jahr 1732. Vorher war dafür nichts gethan. Ein Deutscher, Leonhard Dober, verließ zuerst Herrnhut, und begab sich zur Erfüllung des heiligen Zwecks, arm, ohne Mittel, ohne Sprachkenntniß, nach St. Thomas, Sklaven ins Christenthum einzuweihen. Ihm folgten bald andere in die übrigen westindischen Inseln Dänemarks. Oldendorp, in seiner Missionsgeschichte der evangelischen Brüder zu den karaibischen Inseln, erzählt mit großer Umständlichkeit die Menge der Hindernisse, welche hier zu bekämpfen waren. Viele lagen im bösen Geiste der europäischen Herrn selbst, viele in der Zerstreuung der Neger auf den zahlreichen Pflanzstätten; die größten aber in der Mannigfaltigkeit der Sprachen. Die Schwarzen stammten von ganz verschiedenen Nationen ab. Die Gebieter derselben waren Dänen, Franzosen, Holländer, Deutsche, und noch dazu von verschiedenen Glaubensbekenntnissen. Die Katholiken bezeugten häufig den größten Widerwillen, ihre heidnischen Neger durch Protestanten im Christenthum unterweisen zu lassen. Vielmals waren die Missionarien in Lebensgefahr, nicht durch die Neger, nein, durch die christlichen Weißen.

Inzwischen bewirkte doch die Standhaftigkeit der Herrnhuter, daß im Jahre 1755 eine königliche Verordnung das Bekehrergeschäft erleichterte, Besoldungen für angestellte Katecheten aussetzte, die Zahl der Missionarien vermehrte, und die Taufe der Sklavenkinder anordnete. Eben diese Verordnung untersagte zwar alle Zwangsmittel bei den Versuchen, die Schwarzen zum Christenthum zu bewegen, bediente sich aber selbst dergleichen, und zwar der kräftigsten. Sie verbot nämlich die Ehe derjenigen Sklaven, die das Christenthum noch nicht angenommen hatten.

Gegenwärtig ist unter den Negern dort der christliche Glaube ziemlich allgemein eingeführt. Die Geistlichen sind thätiger geworden. Die Herrnhuter haben in St. Thomas zwei Niederlassungen, Neuherrnhut und Niesky; eben so viele auf St. Juan, nämlich Bethanien und

*) Nach Versicherung des William Brown in seiner 1813 erschienenen History of the propagation of Christianity among the Heathen, since the Reformation. London. 2 Bde.

Emmaus; und drei auf St. Croix, nämlich Friedensthal, Friedensberg und Friedensfeld. Und wir kennen die Frucht des Evangeliums aus den Zeugnissen der dänischen Kolonisten. Die Negersklaven wurden durch die Christuslehre ruhigere, gewissenhaftere Unterthanen, redlichere Bürger, arbeitsamere Diener, frömmere Dulder. — Ja, selbst die Pflanzungsherrn wurden menschlichere Menschen durch den Anblick der bessern Neger.

9. Allgemeine Betrachtungen über die Verchristlichung Amerika's.

Amerika war lange Zeit, von seiner Entdeckung an, in den Augen der Europäer nur als der Fundort von Edelsteinen, als Gold- und Silbergrube, als Pflanzland von Baumwolle, Zucker, Indigo, Kaffee, Tabak, Kakao, Vanille, Farbehölzern u. s. w. wichtig. Um den Menschen in Amerika bekümmerte man sich nicht. Vielmehr drängte man ihn zurück, oder mordete ihn, weil der zivilisirte christliche Europäer ihn nicht als Waare behandeln konnte.

Nachdem die Kolonien Europa's in der neuen Welt zahlreicher und bevölkerter geworden waren, gewannen jene Gegenden an Werth; nicht weil sich die Mittel vervielfacht hatten, den wilden Urbewohnern daselbst näher zu kommen, und ihnen höhere Gesittung zu geben, sondern weil man in Amerika neue Märkte zum Absatz europäischer Fabrikate haben konnte. Es waren nicht europäische Regierungen, sondern entweder menschenfreundliche Privatleute, oder Mönchsorden, welche sich angelegen sein ließen, das Edelste, was der Welttheil trug, den Menschen, zu berücksichtigen und ihn durch Unterricht würdiger seiner Bestimmung in der Geisterwelt zu machen. Zwar Hohe und Niedere in unserm Europa rühmten sich des Christenthums und der Nachfolge Jesu, aber unter vielen Tausenden dachte kaum einer daran, zu thun, was Jesus und seine heilige Jüngerschaar. Kolumbus schien nur eine neue Welt entdeckt zu haben, um die alte Welt mit neuen Mitteln des Luxus zu vergiften. Selbst die in die Kolonien ausgewanderten Europäer wurden zu dem Behuf knechtischer gehalten, und verloren mit Ansiedlung jenseits des atlantischen Meeres gleichsam die europäischen Rechtsansprüche.

Diese, endlich stärker, empfanden den Druck bald mit Unwillen. Sie thaten, was immer geschah und immer geschehen wird, wenn Völker zur Erkenntniß des Bessern und ihrer eignen Kraft gelangen, und sie sich durch unverständige oder eigennützig-ungerechte Beherrscher mißhandelt und zurückgesetzt finden. Die englischen Kolonien Nordamerika's rissen sich vom Mutterstaate los, und blühten in Selbstständigkeit auf, als demokratischer Bundesstaat. Fünfundzwanzig Jahre später folgten diesem Beispiele die spanischen Amerika's. Noch währt ihr Kampf. Sein Ausgang ist vorauszusehen. Von nun an gewinnt die neue Welt politische Bedeutsamkeit für die alte, nicht bloß merkantilische Bedeutsamkeit. Das Leben Amerika's machte bisher mit dem Leben Europens ein Einiges. Jenes getrennt, dieses wieder isolirt und wie vor dem sechszehnten Jahrhundert auf sich selbst beschränkt, müssen die Verwandlungen Amerika's von unzuberechnenden Wirkungen auf den Zustand Europa's werden. Wie das einst blühende Asien neben Europa veraltete, so droht Europa neben dem jugendlichen Amerika zu

veralten. In Amerika frisches Aufstreben in Kunst, Wissenschaft, Handel, Freiheit; in Europa gothisches Vorurtheil, Herkömmlichkeit, Kastenwesen. Dort freies, in mannigfaltigen Kirchen blühendes Christenthum; hier Intoleranz, Priestergewalt, Kirchlichkeit, Zensur, Inquisition, Jesuitenwesen.

Als das Christenthum aus Asien in das kältere, klügelndere Europa überging, litt es von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Konzilien zu Konzilien die gewaltsamsten, unnatürlichsten Veränderungen. Hierarchie, Dogmenkram und todte Kirchlichkeit verdrängten das Göttliche, Lebendige, Einfache der Jesus-Offenbarung.

Neue Veränderungen stehen mit dem Uebergang des europäischen Christenthums nach Amerika abermals dem Christenthum bevor. Es wird bei der Unabhängigkeit der Staaten jenseits des Weltmeers nicht lange dauern, daß die dortigen Katholiken ihren Papst in Rom suchen, und von einem andern Welttheil Entscheidungen und Orakel begehren. Die Kirchen werden andere Formen annehmen, und gewiß, nach der reinern Bildung und bessern Erkenntniß des Zeitalters, einfachere. Amerika hat bis jetzt keine Reformatoren hervorgebracht. Die Lebenskraft dieses Welttheils bedarf noch ihrer ganzen Macht, um die verschiedenartigen, noch immer durch neue Einwanderungen von außen her wachsenden Massen der Gesellschaft in ein Einiges zu bilden und aufzulösen. Ist dies einmal vollendet, wird die Lebenskraft von innen heraus wirken, und nicht mehr empfangen müssen, sondern selbstthätig schaffen. Amerika wird seine kirchlichen Reformatoren erhalten.

Denn, was die Europäer bisher dahin brachten, war europäisches Werk, Frucht der europäischen Staats-, Kirchen- und Schulverhältnisse, Nachlaß europäischer Jahrhunderte, kaum für die amerikanischen Klimate und Ortsverhältnisse passend. Es besteht noch, weil die Menschen noch leben, die es dahin trugen und haben. Aber schon jetzt wirkt der amerikanische Himmel merklich auf die fremde Pflanze, um sie ganz zum Kinde seiner Einflüsse zu machen. Gottes Wort wird bleiben, aber nicht die europäische Exegese; Jesu Offenbarung und Lehre wird bleiben, aber es bleiben nicht die Acta conciliorum, die augsburgische Konfession und der Heidelberger Katechismus.

Die Zahl der Menschen, welche heut auf dem ungeheuern Raum von mehr denn achtmalhunderttausend Geviertmeilen Amerika's lebt, ist unbekannt, und da wir das Innere des Welttheils und seine unstäten Nationen zu wenig kennen, schwer auszumitteln. Immer aber ist gewiß, daß der größere Theil dieses Festlandes noch Heimath des Heidenthums sei.

Die den bekehrten Indianern durch die Missionen der katholischen Kirche beigebrachten religiösen Begriffe verlieren sich oft nur in leere Kirchlichkeiten, äusseres Formenwerk und Gewissenszwang. Häufig ist, wie in andern Weltgegenden, in Amerika weniger der göttliche Geist Jesu, als der irdische Geist der Mönchsorden sichtbar geworden. Die Ehre Gottes ward zur Schau gestellt, aber die hierarchische Ehre und der Vortheil der Kirche arbeiteten hinter dem Schaubilde meistens als Triebfedern.

Von der andern Seite waren auch die Missionen der evangelischen Kirche nicht immer zu rühmen. Von Genf aus wanderten im Jahre 1556 die ersten vierzehn protestantischen Bekehrer in die Wildnisse der neuen Welt; seitdem folgten ihnen aus mancherlei Ländern in allen Richtungen, tausend, mit edelm Willen, aber nicht immer mit ächt-apostolischer Weihe. Am thätigsten bewiesen sich die Quäker, Baptisten, Methodisten und die evangelischen Brüder-Gemeinden. Doch war der Eifer dieser Heilsboten, wie in andern Weltgegenden, mehr schwärmerisch als aufgeklärt.

Die Gesandten beider Parteien, der Katholiken und der Evangelischen, (ich rede aber von der Mehrheit der Missionarien, nicht von den hochwürdigen Ausnahmen auf beiden Seiten) schlugen für ihre Zwecke gewissermaßen entgegengesetzte Wege ein. Die katholischen trachteten durch äussere Gewöhnungen, durch äussere Zähmung, durch Bestechung der Sinne, die Wilden erst zu zivilisiren, um sie für das Höhere der göttlichen Offenbarungen vorzubereiten und empfänglich zu machen. Die evangelischen Missionarien dagegen wollten durch das Innere des Gemüths die ganze Veredlung der äussern Verhältnisse bewirken. Sie erzählten den Wilden von Menschwerdung, Leben, Leiden und Tod des göttlichen Sohnes, und hofften mit einem wahren Wunderglauben, daß durch diese Geschichte, durch die Hinweisung der Herzen zum Lamm Gottes und zu seinem Blute Alles gethan, und die Gnade in den Wilden mächtig werde. Alles sollte aus der Liebe zum Heiland entsprießen, jede christliche, jede bürgerliche Tugend aus ihr erblühen.

Beide Wege haben ihre Vortheile, beide ihre Nachtheile. Auf beiden wurden Seelen gewonnen. Und wenn auch die religiösen Vorstellungen der Getauften, wie es nicht anders sein kann, höchst mangelhaft, verworren und abentheuerlich waren, wurde der Verwilderte doch damit dem gesittetern Europäer näher geführt, ihm verwandter und menschlicher. Die Bahn zum Bessern ward gebrochen. — Wir sehen in Haiti einen von Negern gegründeten Freistaat, ein von ihnen gegründetes Königreich, mit Verfassungen, Sitten, Gesetzen und Einrichtungen, die denen vieler europäischen Staaten gleich stehen. Noch ein Jahrhundert, und unsere Enkel wissen von neuen in christlicher Gesittung aufblühenden Reichen der zimmetfarbenen Urbewohner Amerika's, und die Musen Griechenlands und Roms, Englands, Frankreichs, Italiens, Deutschlands haben ihre Tempel in den heut noch undurchdringlichen Wäldern längs den Cordilleras de los Andes und Apalachen.

V. Süd-Indien.

1. Neuholland. Die erste christliche Niederlassung bei den Neuseeländern.

Noch bleibt mir übrig, den Blick auf jene zerstreute Inselwelt zu werfen, die sich auf der südlichen Halbkugel, im Osten der asiatischen Eilande bis zum westamerikanischen Meere, verbreitet. Ist dies nicht das jüngste Erzeugniß des Erdballs, welches er aus dem Schoose

des Meeres hervortrieb, ist es doch der jüngste der von Europäern entdeckten Theile der Welt. Diesen Namen verdient Australien wohl, da sein Flächenraum um den vierten Theil größer, als des gesammten Europa sein mag, wenn eben gleich dieser große Raum kaum soviel Einwohner enthält, als ein kleines Königreich in Europa beherbergt.

Der Mensch steht hier noch in seiner Urwildheit und Urgüte. Aber wie unbekannt auch noch das roheste Völkchen mit den einfachsten Lebensbequemlichkeiten sein mag; wie arm die Sprache manches Stammes, wie stumpf der Sinn desselben scheinen mag; wie gefühllos, reinthierisch hier oft das Herz schlägt, wo man morden und nach der Gräuelthat in die dumpfeste Gleichgiltigkeit übergehen kann, wie das Raubthier, welches sich der That nicht mehr erinnert, wenn es den blutigen Platz verlassen hat; wie grausam das Gemüth einzelner Horden sein mag, die noch Menschen fressen, und mit einer verstorbenen Mutter ihren Säugling lebendig begraben: dennoch haben alle diese Wilden Keime der Religion, Ahnungen höherer Wesen, Glauben der Unsterblichkeit, Gedanken an Geister.

Noch kennt man beiweitem Umfang und Inhalt der größten von den Südinseln, Neuholland, nicht genau genug; geschweige ihre Bewohner und deren religiöse Vorstellungen. Sie wohnen noch, den ersten Menschen gleich, in Höhlen, in ausgebrannten Baumstämmen, in Hütten von Baumzweigen. Ihre gesellschaftlichen Verhältnisse sind noch die erzväterlichen der Urwelt. Sie haben keine Könige und Fürsten; der Vater der Familie ist ihr Haupt; der Greis hochgeachtet. Sie sind roh, wild, aber nicht ohne Sinn für Kunst. An ihren Felsen sieht man oft Abbildungen von Menschen, Thieren, Waffen, Schilden, wenn gleich mit unvollkommenen Werkzeugen unvollkommen, doch kenntlich, oft in den Umrissen sehr genau eingehauen. Ihre wenigen Geräthe, ihre Fischernetze verrathen viel Geschicklichkeit.

Seit sich die Briten (im J. 1788) hier niederließen, ihre Kolonien von Sidney, Port Jakson, Paramatta, Hawkesbury, Neucastle u. s. w. gründeten, und zum Theil mit Verbrechern jeder Gattung bevölkerten, gelang es ihnen lange nicht, mit den Eingeborenen ein geselligeres Verhältniß anzuknüpfen. Diese waren zu schüchtern, und argwöhnisch gegen die fremden Ankömmlinge. Erst nach und nach gewann man das Vertrauen einiger Stammhäupter, die man mit europäischen Lebensannehmlichkeiten und Vortheilen bekannt zu machen suchte, um so Bedürfniß einer bessern Gesittung und Erkenntniß in ihnen zu wecken. Es ging langsam damit. Die Geistlichen in den Kolonien fanden wenig Gelegenheit, den Wilden von göttlichen Dingen hellere Vorstellungen zu geben, und mußten sich meistens auf Belehrung und Bekehrung der zahlreichen zum Anbau der Pflanzungen hieher gelieferten Verbrecher beschränken. In der That hatten sie der Arbeit mehr als genug, diesem unzüchtigen, diebischen, mörderischen, dem Trunk und Spiel ergebenen Gesindel christliche Begriffe und christlichen Sinn beizubringen. Ihr Wirken auf diese Menschen, verbunden mit der Strenge der bürgerlichen Gesetze, war, wie man von Jahr zu Jahr erfährt, nicht ohne Frucht.

Wenn einstweilen der Bekehrungseifer wenig Hoffnung zur Aufklärung der Neuholländer hat,

bietet sich seit einigen Jahren desto freundlichere von Seiten der Neuseeländer dar. Wirklich hat auf Betrieb des vortrefflichen Kolonieypredigers Samuel Marsden zu Paramatta in Neusüdwallis die kirchliche Missionsgesellschaft zu London jährlich funfhundert Pfund Sterling für das Bekehrungswerk in Neuseeland ausgesetzt, und der helldenkende menschenfreundliche Gouverneur von Neusüdwallis, Lord Macquarie, begünstigt das schöne Unternehmen. Unter dem Vorsitze dieses Mannes bildete sich in Neuholland (Anfang des Jahres 1814) eine eigene Gesellschaft, deren Zweck ist, Verbreitung des Christenthums und der Gesittung in den zahllosen Inseln der Südsee zu befördern.

Die mit hohen, waldreichen Gebirgen bedeckten zwei Inseln Neuseelands sind von mehr denn hunderttausend Menschen bewohnt, die von Natur kriegerisch, dabei aber doch in den einfachen Bedürfnissen und Verhältnissen ihres Lebens sinnreich sind. Ihre Dörfer, immer auf Anhöhen, mit Pfahlwerk und Graben und Wällen umgürtet, gleichen Vestungen. Ihre Schifffahrten erstrecken sich bis Neuholland. Sie haben das von Europäern empfangene Getraide mit Glück angebaut; mahlen es auf ihnen geschenkten Handmühlen. Sie pflanzen schon Kartoffeln, gelbe Rüben, Runkelrüben, Kohl, Zwiebeln u. s. w. Ihre Gärten liegen meistens in Thälern, oder an sanften Abhängen. Die Neuseeländer sind im Ruf der Grausamkeit; aber sie wurden erst grausam gegen die Europäer, gereizt durch die Ausschweifungen von Matrosen und Schiffskapitänen, die von Zeit zu Zeit an diesen Küsten gelandet waren. Vielmehr sind sie gefällig, gastfreundlich und gutmüthig, wie wir aus bisher erschienenen Missionsberichten vernehmen. Nur das Fleisch von den Anführern ihrer besiegten Feinde schmausen sie beim Siegesmahl. Sie sind reizbar, aber zur Fröhlichkeit geneigt; Freunde des Tanzes und Gesanges.

Der Himmelsstrich dieser Gegenden ist mild, der Erdboden ungemein fruchtbar. Die neuseeländische Flachspflanze (Phormio tenax), deren Zasern dauerhafter und schöner, als die unsers Hanfes sind, und woraus die Eingebornen ihre Kleider, Schlafmatten, Seile, Körbe, Netze verfertigen, ist die köstliche Gabe, welche die Natur diesen Völkerschaften verlieh. Ehe noch Europäer diese Ufer berührten, hatten die Neuseeländer schon die Staffel bürgerlicher Ausbildung, daß sie staatenweise unter Häuptlingen wohnten, denen die Vorsteher anderer Bezirke gehorchten, und daß sie Gesetze über Mein und Dein besaßen. Ihre Besitzungen waren ausgemarket, selbst ihre Fischereiplätze gegeneinander. Diebstahl und Ehebruch wurden von ihnen mit dem Tode bestraft; aber Vielweiberei war erlaubt.

Noch ist ihre religiöse Glaubenswelt nicht ganz erforscht. Aber sie haben Priester und Priesterinnen verschiedener Art. Sie beten. Sie betrachten ihr Glück und Unglück als etwas, das von einem höchsten Wesen komme. Dies höchste Wesen, um die Geistigkeit desselben zu bezeichnen, vergleichen sie mit einem Schatten, den Niemand ergreifen und empfinden könne, der Alles geschaffen, selbst unerschaffen und unvergänglich sei.

Der edle Samuel Marsden, der Apostel und erste Lehrer des Ackerbaues bei den Neu-

seeländern, machte bald nach seiner Ankunft in Port Jakson und Sidney mit einzelnen dahin von Neuseeland gekommenen Häuptlingen Bekanntschaft. Er behandelte sie gütig; lernte von ihrer Sprache; beschenkte sie mit Maiz und Waizen zur Aussaat; lehrte sie das Feld bauen und Ackergeräth verfertigen. Als er die Gelehrigkeit der Neuseeländer sah, und von ihnen vernahm, wie willkommen Lehrer europäischer Kunst bei ihnen sein würden, kaufte er, zum leichtern Verkehr mit ihnen, eine Brigg an, und sandte (im May 1814) einige von England zu Missionen unter den Heiden bestimmte Männer dahin, um vorerst die Oertlichkeit zu untersuchen. Dieselben wurden vom König Duaterra in Ranghi Hub so freundlich aufgenommen, daß sich Marsden noch dasselbe Jahr entschloß, eine ganze Missionskolonie dahinzuführen. Duaterra ist Fürst eines großen Gebietes. Seinem Befehl gehorchen die Häupter von vier Bezirken; viele andere sind ihm bundesverwandt. Es vollzog Marsden seinen Entschluß. Unweit Ranghi Hub, das aus zweihundert Häusern besteht, kaufte er um zwölf Aexte ein Stück Land von mehr denn zweihundert Juchart an. Abudi o Gunna, ein Häuptling, dem das Land gehörte, erklärte vor allem Volk, daß das Land nun ausschließliches Eigenthum der weißen Leute, und zu ihrem Gebrauch tabuirt, das heißt religiös geweiht sei. Den von den Europäern darüber ausgefertigten schriftlichen Aufsatz unterzeichnete der Verkäufer, statt durch Namensunterschrift, mit einer genauen Zeichnung der zwar wunderlichen, doch künstlichen Punktirungen, die in sein Gesicht nach neuseeländischer Art eingeschnitten sind.

So entstand und besteht also noch in Neuseeland die erste christliche Missions-Anstalt. Und freundlich begleiteten nachher den wackern Marsden zehn Neuseeländer nach Port-Jakson zurück. Es waren meistens Häuptlinge ihres Volks, welche von ihm europäische Künste und Einrichtungen lernen wollten.

---

2. Die Verchristlichung der Gesellschafts-Inseln. — Blick auf die Freundschafts- und Sandwich-Inseln.

Von den Religionen der alten Welt ist zwar früher, als die christliche, schon das Bekenntniß Fobi's und Muhameds in diesen Weltgegenden erschollen. Die Oranbadschu's, welche an den Küsten des süd-indischen Neuguinea's, der größten Insel nächst der von Neuholland, umherschwärmen, sind offenbar asiatischer Abkunft. Ihre Gestaltung, ihre Sprache, ihr Glaube, wie sehr dies Alles auch nach und nach Entartungen angenommen hat, verräth es. Und ist der Weg von Malacca bis Neuguinea durchs weite Meer nicht von einer ununterbrochenen Kette benachbarter großer und kleiner Inseln gebaut? Aber eben diese dürftigen Wilden, ohne bleibende Stätte, deren Wohnungen bedeckte Kanots sind, auf welchen sie längs den Meergestaden den Mündungen fischreicher Flüsse nachfahren, sorgen wenig um Verbreitung ihrer von Arabien und China stammenden Religionen.

Destomehr ist durch die fromme Gesellschaft von Neusüdwallis und durch die großen Vereine Londons für das Christenthum in diesem insularischen Welttheil zu hoffen, wo, wie in Europa

der künstliche Stand der Gesittung, noch der wilde Naturstand der Menschen in allen gedenkbaren Abschattungen zu finden ist; wo, wie in den glückseligen Inseln der Dichter, Völkerschaften im Schooße des Ueberflusses und der Wollust, mit Unschuld und Kindersinn angethan, und wieder menschenfressende Bestien in menschlicher Gestalt angetroffen werden; wo das erste Ankeimen gesellschaftlicher Ordnung durch patriarchalische Verhältnisse, und wieder der roheste Despotismus auf Erden erblickt wird, wie auf Neugeorgien, wo dem Häuptling des Eilandes Alles, dem Unterthan nichts, selbst das Leben nicht, gehört, und Todesstrafe sogar den trifft, welcher nur auf des Königs Schatten tritt.

Die glänzendsten Fortschritte des Christenthums im süd-indischen Welttheil sind auf den gesellschaftlichen Inseln gethan. Seit Entdeckung derselben waren diese Inseln gleichsam begünstigte Lieblinge Europa's geblieben, durch die Anmuth der Landschaften, wie durch die schöne Bildung und Sittenmilde der Bewohner. Daß einst, vor etwa dreißig Jahren, wegen Meuterei einige Matrosen des englischen Schiffes the Bounty, auf eine dieser Inseln ausgesetzt und ihrem Schicksal überlassen wurden, ward der unerwartete Anfang einer unerwartet raschen Verbreitung europäischer Ansichten, Begriffe und Einrichtungen. Die Ausgesetzten verbanden sich mit otaheitischen Mädchen, lehrten ihre Verwandte und Bekannte englische Sprache, englische Gebräuche und christlichen Glauben, und sahen sich bald, als Urheber von einer glücklichen Kolonie, geachtet.

Seit dem Jahre 1797 nahm die Londner Missions-Societät sich der Verpflanzung des Christenthums in den Gesellschafts-Inseln ernstlicher an. Papetoai auf dem Eiland Eimeo, weil diese Insel neben ihrer Größe und Fruchtbarkeit, den bequemsten und sichersten Hafen für europäische Schiffe darbot, ist zum Hauptsitz der neuen Sendanstalt gewählt. Vorher war es die Hauptinsel Otaheite, wo sie den Schutz des Königs Pomarre genoß. Aber dieser Schutz war lange Zeit nicht hinreichend, die Missionarien gegen den Zorn von den Verehrern der alten Götter, besonders vor denen in den otaheitischen Bezirken von Pare, Hapajano, Matarai, Atahura und Pajara, sicher zu stellen.

Ehe noch ein Europäer diese Weltgegend gesehen hatte, waltete hier schon der Glaube an ein unsichtbares, allmachtsvolles höchstes Wesen. Zu diesem, Eatooa Rahai genannt, dessen Thron die Sonne ist, eine Welt, herrlicher als die irdische, wandten sich ihre Gebete. In der Sonne hoffen sie, nach dem Tode des Leibes, den seligen Aufenthalt frommer Seelen zu finden. Geheimnißvoll und dreieinig ist das Wesen Eatooa's. Er wird der Weltvater Tane de Medöoa geheissen auch der Gott im Sohne Tooa tee te Myde gedacht, und der von einem geflügelten Geiste Mannoo te Hooa geredet. Aber Schutzgötter hat jedes Eiland, hat jede Familie, haben die Meere. Die Diener der Gottheiten und Ausleger ihres Willens sind die Priester auf den Inseln. Diese heischen Opfer, häufig Menschenopfer auf den Begräbnißplätzen oder Morai's, wo die Seelen der Verstorbenen eine Zeitlang in der Nähe ihrer Leichname und zwar verborgen in den hölzernen, neben den Gräbern aufgerichteten Bildnissen, verweilen, und nebenbei ein

schadenfroher böser Geist, den nur Priester zähmen und leiten, in einem Behälter hauset, worin man die Todtenschädel sammelt.

König Pomarre selbst, ein geist- und gemüthvoller Mann, zu religiösen Betrachtungen vorzüglich hingeneigt, und den die Otaheiten für den größten ihrer Fürsten halten, den sie je gehabt, war sonst der eifrigste Verehrer der Götter gewesen. Auf seinen Befehl wurden ihnen vorzeiten viele Altäre errichtet, zahllose Gaben und Opfer gebracht, selbst Menschen geschlachtet. Einer der britischen Missionarien berechnet, daß er gegen tausend Menschen aus Götterfurcht geopfert habe. Eben so eifrig aber, als er von den britischen Lehrern hellere Begriffe von göttlichen Dingen empfangen hatte, umarmte er nachher die Lehre von Christo. Er selbst ward thätiger Apostel unter seinem Volke, auch mit Gefahr seines Thrones und Lebens. Mit ihm gleichen Sinnes und in Thätigkeit zur Verbreitung eines heiligern Glaubens wetteifernd, war sein erster Rath, welcher (im Dezember 1814) in der Taufe den Namen Christoph Farefan annahm. Er hatte bei den Missionarien die Kunst des Lesens und Schreibens erlernt, wie auch Pomarre und jeder, welcher sich zum Christenthum geneigt zeigte.

Die Ratira's oder Häuptlinge in den Bezirken, die Priester der alten Götter, und alle ihre Anhänger sahen mit unwilligem Erstaunen die Anzahl der „Bure Atua" oder betenden Leute, wie sie die Christen nannten, überall wachsen. Sie beschlossen Ausrottung derselben, während Farefan kühn den alten Glauben durch Wort und That zu vertilgen trachtete, und die Oberhäupter mehrerer benachbarter Inseln für seine heilige Sache gewann. Es kam zum Religionskrieg (im Sommer 1815). Aber die Verfechter des Alten, bald unter sich selbst entzweit, unterlagen im Kampf, indem sie sich zum Theil untereinander selbst aufrieben. Farefan zerstörte, auf Pomarre's Befehl, die Morai's, die geweihten Götterbilder, die heiligen Bäume. Es offenbarte sich in diesem Kampfe, daß der christliche Glaube unter den Völkerschaften schon tiefere Wurzeln geschlagen, und größere Verbreitung gehabt habe, als die Feinde desselben ahneten und die britischen Missionarien selbst wußten. Viele Häuptlinge, viele Priester entsagten öffentlich und fest dem veralteten Götterdienst und bekannten ihre bessern Ueberzeugungen. Die Menschenopfer wurden aufgehoben. Der größere Theil des Volks auf den Inseln Otaheite, Eimeo, Rajatea, Tahaa, Paparra oder Borabora (dem Vaterlande Farefans, der am 29. Juli 1818 zu Otaheite starb), Huhaeine, Tapua-Manu und Maura nahm das Christenthum an. Statt der zerstörten Morai's erhoben sich Kirchen und Bethäuser (sechszig waren in den Jahren 1816 und 1817 auf Otaheite, achtzehn auf Eimeo erbaut).

Der ehrwürdige Marsden unterstützte das große Werk mit seiner vielumfassenden Thätigkeit. Von Port Jakson sandte er (schon 1815) in der Sprache dieser Inseln gedruckte neutestamentliche Geschichten, Katechismen und Liederbücher; von der alttestamentlichen Geschichte ließ er zu Sidney in Neusüdwallis ebenfalls viele Exemplare in taheitischer Sprache abdrucken. Die Londner Missionsgesellschaft rüstete acht neue Missionarien (im J. 1816) aus, die mit ihren Gattinnen nach Otaheite seegelten, und eine eigene Buchdruckerei mit sich dahin nahmen.

Billig werden die Namen eines John Davies, William Scott, Harry Nott, James Hayward, Sam. Tessier, Will. Henry, Charles Wilson, Harry Biknell in der Geschichte, als die Namen der ersten und glücklichen Apostel christlichen Glaubens auf den gesellschaftlichen Inseln bewahrt.

Zwischen diesen Gesellschafts-Inseln und Neuholland oder auch den neuen Hebriden, verbreitet sich der große Archipel der Fidschi-, Schiffer- und Freundschafts-Inseln. Vielleicht hieher zuerst wird nun von Otaheite und Eimeo das Christenthum übergepflanzt werden. Der Missionär Crook, welcher in Neusüdwallis mehrere Jahre lebte, um medizinische Kenntnisse und Geschicklichkeit in der Buchdruckerei zu erwerben, und gegenwärtig auf Eimeo lebt, hatte durch seinen Aufenthalt in jenem Archipel Gelegenheit, den Geist der Völkerschaften genauer zu beobachten. Von der Fruchtbarkeit der Insel Tonga rühmt er, daß sie Alles übertreffe, was er je Aehnliches in der Welt gesehen habe; von den Einwohnern die hohe Reinlichkeit, ungemeine Kunstgeschicklichkeit, und Gutmüthigkeit. Hier bestehen schon streng geordnete gesellschaftliche Verhältnisse, Fürsten, stufenweise untergeordnete Stände mit mannigfaltigen Ehrenbezeugungen, regelmäßiger Landbau, Tauschhandel, Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum. Hier sind Glauben an höhere und niedere Götter, an Unsterblichkeit; aber auch ehrgeizige und habsüchtige Priester und Menschenopfer.

Bisher fand zwischen den Europäern und diesen Eilanden wenig Verkehr statt; mehr schon mit den Bewohnern der dreizehn Sandwich-Inseln, davon die größte, Owaihi, berühmt durch des Weltumseglers Cook Tod, im Besitz der Briten (seit 1794) ist. Doch kamen die Engländer hieher nur als Kaufleute; nicht anders die nordamerikanischen Schiffer auf ihren jährlichen Fahrten nach China und den amerikanischen Nordwestküsten. Der beständige und immer wachsende Verkehr zwischen Amerika und Asien machte Owaihi zum bedeutendsten Platze der Südsee, und brachte europäische Einrichtung, Kunst und Verderbtheit zu diesen Völkerschaften. Schon sprechen die Häuptlinge der Inseln und ihre vornehmsten Beamte, der König selbst, englisch. Dieser lebt auf europäische Art; hat Engländer und Amerikaner in seinem Dienst, die er mit Ländereien bezahlt, wohnt in einem gemauerten Pallast, der auf der Landseite mit Pfahlwerk und Schanzwällen, von Sechszehnpfündern besetzt, umgeben ist und Tag und Nacht von zweihundert Mann bewacht wird. Das Volk ahmt seinen Großen nach, aber nicht immer zum Vortheil der Sittenreinigkeit. Das Destilliren geistiger Getränke aus der Theewurzel hat das Laster der Trunkenheit und aller seiner übeln Folgen in Schwung gebracht, und selbst nach Otaheite hin verbreitet. Denn die unternehmenden Sandwich-Insulaner fahren schon handelnd häufig zu den gesellschaftlichen Inseln und den amerikanischen und asiatischen Küsten; ja fangen an Seeräuberei zu treiben. Schon einige europäische Schiffe sind von ihnen überfallen und ausgeplündert worden.

Während den Bewohnern der Sandwich-Inseln durch europäischen Handelsverkehr nur europäischer Luxus und Leidenschaftskitzel gebracht wurde, blieb die Veredlung ihrer religiösen

Begriffe vergessen. Der König der Eilande hatte sich die Unantastbarkeit des alten Glaubens vorbehalten, der einen zahlreichen Priesterstand, feierliche Götterdienste, selbst eine Art Mönch- und Einsiedlerthums hat. Schwer ist hier das Heidenthum zu erschüttern, an dessen Altären, bei allen großen Gelegenheiten, selbst Menschenopfer bluten. Denn wo zur Religion auch schon Kirchlichkeit, mit priesterlichem Gepränge, mit den Schrecken des Todes und der Ewigkeit, getreten ist: da gilt es nicht mehr die höhern Ueberzeugungen, sondern die hohe Stellung eines bürgerlichen Standes im Staate, dessen Rechtsame im Spiel liegen, und die und deren Genuß er um keinen Preis opfern will.

Die übrige süd-indische Welt, theils von Asiaten und Europäern selten oder nicht besucht, theils unbekannt, gehört wahrscheinlich noch manches Jahrhundert lang der alten Finsterniß an, in welcher sie sich gegenwärtig thierisch, wie im Schlamme, regt. Steht dereinst das weitläufige Amerika, jetzt schon im Morgenroth eines göttlichen Lichtes glänzend, hell im vollen Tagesschimmer da, wird auch für Australien die Geistessonne aufgehen, wo heute sich einzelne Punkte nur, an den Küsten Neuhollands und im Südmeere, gleich einzelnen Gebirgsgipfeln in Nacht begrabener Länder, vom ersten Dämmern heller zu färben beginnen.

---

3. Beschluß der Uebersicht.

Wir sind mit schnellem Blick durch die Welttheile, durch die Mengen der Völker geflogen, um die gegenwärtige Verbreitung des christlichen Glaubens auf dem Erdball, als ein Ganzes, überschauen zu können. Dies Bild, schon geschichtlich anziehend, ist für den christlichen Weltweisen so niederschlagend als erhebend, eine Anregung großer Ahnungen, tieferer Ueberzeugungen, menschenfreundlicher Wünsche.

Das unveräusserliche, theuere Heiligthum jedes Sterblichen ist sein Glauben und Wissen vom Ueberirdischen, von göttlichen Dingen. Der Weiseste hat es; der stumpfsinnigste Wilde hält es und erhebt sich an ihm. Das ist die ewige Selbstoffenbarung Gottes in seinen Kindern; das die unverkennbare Urkunde: wir sind seines Geschlechts, Geister, dem heiligen, unendlichen, gnadenreichen Urgeist des Weltalls entsprungen und verwandt; das die göttliche Inspiration, durch die wir unsere Unvergänglichkeit wissen.

Keiner von allen, die je auf Erden lebten, hat die Tiefe der Gottes-Urkunde so hell aufgethan, so klar alle Räthsel des Lebens gelöset, und Verhältniß und Verbindung der Geisterwelt zum höchsten aller Wesen enthüllt; Keiner unter den Weisen Indiens, Aegyptens, Griechenlands, Roms, Arabiens, als der Einzige und Höchste und Unerreichbarste der Menschensöhne, Jesus von Nazareth. In uns Allen ist das Göttliche. In ihm war die Fülle der Gottheit. Und seine Offenbarungen zucken, wie Lichtstrahlen, durch die Finsterniß des Geisterreichs und verwandeln die Welt. Er konnte sagen: Die Welt wird vergehen, aber mein Wort vergeht nicht. Verklärt durch ihn, adelt sich das menschliche Geschlecht, indem es Gott näher tritt,

und sich in Gesinnungen und Werken vergöttlicht, und was es ist und thut, nur in Bezug auf Gott und Ewigkeit ist und thut, nicht für Gold, Sinnenkitzel und Ehren, nicht für den schnöden Gewinn eines unsterblichen Namens auf den Zungen der Sterblichen.

Es kann nicht und wird nicht fehlen: die jetzt bestehenden mannigfaltigen Kirchen, soviel deren sind, werden, wie sie allmälig entstanden, allmälig wieder veralten; aber das Licht aus Gott bleibt unwandelbar. Kirchen sind Erzeugnisse der Zeitalter und verändern in diesen, gleich ihnen, die Gestalten; aber die Religion (der Geisterstand zu Gott) ist wie das Gesetz, welches die Erscheinungen der Natur bewegt, über den Wechsel der Zeit und ihrer Erscheinungen erhaben, aus Gott und in Gott selbst.

Wer wird daher nicht beklagen, wenn Bekenner Jesu sich um Kirchlichkeiten verfolgen, und ihren gegenseitigen Haß in entfernte Welttheile tragen, wo sie wie Jesus lehren und Geister näher zum ewigen Vater führen wollen? Wer wird nicht beklagen, wenn die Missionarien Gewinn gemacht zu haben glauben, sobald sie nur einen Christen andern Bekenntnisses zu ihrer Kirche übergeführt, oder den Heiden ein Kirchenthum und eine Dogmatik beigebracht haben, welche beide so geformt, weder Christus noch seine ersten Jünger gekannt haben.

Inzwischen was immer der Missionar auch den Heiden bringe, wie immer der kluge Jesuit, der fromme Quaker, der ernste Methodist, der gemüthliche Herrnhuter lehre: jedesmal ist in der äussern Schaale seiner Dogmen etwas Göttliches eingeschlossen. Dies wird bleiben, dies leise fortwirken und erleuchten, während die Schaale gemach wieder verwittert und zerfällt.

Wir Geister sind nicht Bürger der Erde, sondern der Stadt Gottes, die Weltall heißt, und unser Leben füllt nicht den Augenblick, sondern die Ewigkeit aus. Was können wir, in dieser erhabenen Stellung unserer Bestimmung Würdigeres verrichten, als gleich Christo und durch sein Wort, die vom Irrthum und Heidenthum gefesselten Geister befreien, und Gott, dem Vater der Barmherzigkeit, näher bringen? Wie sich jeder freut, nicht Thier zu sein, nicht Säugling geblieben zu sein; wie es Eltern freut, ihre Kinder in Erkenntniß wachsen zu sehen: so soll es die Wollust aller mündigern Geister sein, die unmündigern emporzuheben. Es soll bei Missionen nicht um neuen Ländergewinn, oder um Erweiterung des Handelsverkehrs, oder um die Ehre der Kirche zu thun sein — das ist Nichtiges! sondern um Verklärung, Heiligung, Beseligung aller uns verwandten Geister.

Welche religiöse Verfinsterung deckt noch einen großen Theil der europäischen Menschheit, welch ein christlich-kirchliches Heidenthum betäubt noch besonders die Menge der untern Volksklassen! Denket an Asiens Barbarei, an die Verwilderung der Afrikaner, an die Verlassenheit des innern Amerika's, an die mit Menschenblut befleckten Altäre Süd-Indiens. — Es fehlt nicht am Spielraum für göttliche Glaubenshelden, es fehlt nicht den Fürsten, den Nationen, den Kirchparteien, den zahlreichen Gesellschaften, deren Zweck Beförderung des Guten ist, an Mitteln zur Unterstützung zahlreicherer Missionen; nein, es fehlt nur an Ermunterung dazu, selbst am Gedanken daran!

Sollte dieser Gedanke durch das hier gelieferte Bild vom gegenwärtigen Stand der Verbreitung des Christenthums im Gemüth irgend eines Fürsten, irgend einer Gemeinde, irgend eines großsinnigen christlichen Mannes zum Leben geweckt worden sein: ich würde die Stunden segnen, in denen ich das flüchtige Bild zeichnete.

Heinrich Zschokke.

Ein wichtiges Aktenstück zur neuesten Geschichte des Adels.

In dem freisinnigen würtembergischen Volksfreund befinden sich oft lesenswerthe Bemerkungen über das Adels-Institut, von denen wir nur eine derselben aus Nro. 35 des Jahrgangs 1818 dem folgenden Aktenstücke vorhergehen lassen.

„Wer die Geschichte des Ursprungs und der Fortbildung des Adels zu einem dauernden Staats-Institute kennt, weiß, daß er nur als Stütze der Thronen sein Dasein empfangen hat; die geschichtlichen Thatsachen, welche darthun, daß, in früherer Zeit zumal, die Ritterschaft in allen Staaten germanischen Ursprungs nicht bloß die Stütze des Throns, sondern auch der Nationalität und der Verfassung durch Tapferkeit und Treue war, leiden keinen Widerspruch."

„Ausgenommen in reinen Demokratien und in vollendeten Despotien findet sich übrigens überall in der Geschichte, von den frühesten Zeiten an und bei allen Völkern, ein privilegirter, von allen übrigen sich auszeichnender Stand; woraus von selbst zu folgen scheint: daß die Idee des Adels von dem natürlichen Gefühl der frühern Menschen, und ihrer Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit wegen, ins Werk gesetzt worden ist."

„Eine politische Einrichtung von einer so alten geschichtlichen Dauer und von einer so umfassenden wirksamen Bedeutung, wie die des Adels, hätte sich wahrlich nicht von selbst machen können, wenn nicht ein mächtiger innerer Trieb, der immer nur aus einem starken, sich als nothwendig ankündigenden Bedürfniß quillt, in der politischen Materie wirksam gewesen wäre."

„Von der andern Seite darf aber auch nicht unbeachtet bleiben, daß jedes Zeitalter seine eigenthümliche Formen hat, und seine eigenthümliche Art die Dinge zu sehen und nach seiner Erkenntniß, wie nach seinem Bedürfnisse anzuwenden. Beide, Erkenntniß und Bedürfniß, wollen aber in unserer Zeit schlechthin, daß dasjenige, was die Nothwendigkeit und die Einsicht früherer dunkler Zeit als Macht und als Stütze einsetzte, nicht länger also bestehe in dieser zu dem Gefühle und zu der Erkenntniß einer höhern Nothwendigkeit, der Nothwendigkeit, die Macht des Rechts allseitig zu gründen, herangereiften Zeit, deren Aufgabe es ist, die seit Jahrhunderten schon locker gewordene Kette des Feudalismus, als eine Geburt der

Gewalt, ganz abzuschütteln, um ausschließend und allein durch die Bande des Rechts die bürgerliche Gesellschaft zu einen und zu schützen."

„Der Organismus des monarchischen Staats bedarf, als ein wesentliches Glied desselben, des Adels; der Thron bedarf seiner aber nicht mehr als Stütze (im Sinne jener Zeit der Feudalität oder der Gewalt); er stützt sich auf seinen eigenen Schwerpunkt, der in der Macht des Rechts ruhet, welches fernerhin allein nur Dauer und Sicherheit ihm verleihen kann. Die Zeit ungebildeter Stärke ist untergegangen; die Herrschaft des Geistes ist an ihre Stelle getreten; und was in der erstern das Vaterland der Tapferkeit seines Adels dankte, soll jetzt in der Zeit der Herrschaft des Geistes, seinem Geiste, in dem hohen Berufe zur Mitwerkung an einer zeitgemäßen Rechtsbildung, anvertraut werden."

„Dies ist der hohe und zeitgemäße Beruf des Adels und sein schönstes Erbtheil, welches ihn über den Mittelstand erhebt. Durch die Erfüllung dieses Berufs soll er die ihm ertheilte Privilegien verdienen; wähnt er aber in egoistischer Unbesonnenheit, diese Privilegien gebühren ihm von Rechtswegen als Erbstück von seinen Vorfahren, und ganz in dem Umfange, wie jene solche besaßen, auch ohne daß er sie mittelst seiner Wirksamkeit zur Verwirklichung der Idee des Rechts, als höchsten Staatszwecks, verdiene, so verkennt er sein Verhältniß im Staate, seine Zeit und ihre Bedürfnisse, so wie die Forderungen des Rechts und dessen gebietende Verdammung aller Selbstsucht; er zeigt sich unfähig zu Erfüllung seines Berufes, und unwürdig, dem Staats-Institute anzugehören, dessen Prinzip Ehre ist, und das nur denjenigen seiner Glieder Ehre verleihet, deren Bestreben es ist, sich der Ehre würdig zu zeigen durch hingebende Treue und Bekämpfung des Eigennutzes."

Diese so gemäßigte als gründliche Ansicht theilend, ist aber die Aufgabe dadurch nichts weniger als gelöset, und wie in so vielen andern Dingen ist auch hier das Verhältniß der Theorie zur Praxis kein freundliches. Die Mitglieder des privilegirten Standes, welche die Zeit und ihre Anforderungen, so wie die Bedingungen, unter denen ihre bevorrechtete Stellung im Staate eine rechtliche genannt werden darf, vollständig begreifen, gehören fast zu der schönen Ausnahme einer unschönen Regel. Auf die Wiener Kongreßakte gleichsam trotzend verlangen sie Begünstigungen als rechtgemäße Nothwendigkeit, ohne an eine andere Nothwendigkeit, welche der Erfüllung ihrer Ansprüche vorangehen muß, nämlich die Beurkundung ihres Werthes für den Staat, wodurch die Begünstigung allein gerechtfertigt werden kann, nur zu denken.

Wenn es uns daher erfreulich ist, nicht nur eine schöne Ausnahme zur Oeffentlichkeit zu bringen, sondern auch mittelst derselben den einzigen Weg bezeichnen zu können, der in Beziehung auf die Adels-Ansprüche eingeschlagen werden muß, wenn Friedlichkeit und Ruhe in unserm deutschen Vaterlande gesichert werden sollen; so ist es uns auf der andern Seite wahrhaft betrübend, daß das edelherzige Anerbieten des Freiherrn von Benningen ohne Erfolg

geblieben ist. Die großherzoglich badensche Regierung schien anfänglich die Vorschläge so zu würdigen, wie sie es gewiß verdienten, da nach dem Ausspruche eines der größten Staatsmänner Deutschlands durch Hrn. von Venningens Vorschlag: „die Basis zu einer vollständigen Ausgleichung des Adels mit dem Zeitgeiste" gefunden ist. Es wurden daher Unterhandlungen mit ihm angeknüpft; und obgleich diese den Karakter der Großartigkeit, welche solches Geschäft erfordert, nicht trugen, so zweifelte man doch um so weniger an einer glücklichen Beendigung, als der edle Ritter in allen Punkten bewies, wie ihm bloß die Sache am Herzen lag, und nicht etwa kleinlicher Eigennutz.

Zeitgenossen und Nachwelt mögen das redliche Wollen dieses Edelmannes im Gegensatze der allgemeinen Ausgleichung, welche die großherzoglich badensche Regierung gefunden haben will, beurtheilen. Nach sichern Nachrichten erhalten nämlich die Mitglieder der ehemaligen Reichsritterschaft unter mehrerm:

1) ein erbliches Ordensband;

2) die volle Patrimonial-Gerichtsbarkeit;

3) das Recht, von den in ihren Orten wohnenden Juden das ehemalige Schutzgeld zu erheben, auf welches der Staat selber schon seit einer Reihe von Jahren, als den Gliedern des mosaischen Bekenntnisses das Bürgerrecht ertheilt wurde, verzichtet hat, und für diese Einnahme bei der Einführung der Gewerbssteuer Ersatz fand. Wie man diesen Vergleich nun auch betrachten mag, das letztere Auskunftmittel wird wohl Niemand als einen glücklichen Fund betrachten. Schützen kann nur die höchste Staatsgewalt; aber es stehet so wenig in ihrer Macht, — vorausgesetzt daß sie sich nicht selber zerstören will — die Schutzmacht an einen ihrer Unterthanen abzutreten, als diese in der Wirklichkeit sie ausüben können. Den Juden wird der Vorwurf gemacht, Geld einzunehmen, das ihnen nicht gebühre; würde nicht derselbe Vorwurf ihren neuen Schutzherrn treffen?

Schreiben des Freiherrn von Venningen an den großherzoglich badenschen Staatsminister Freiherrn von Reitzenstein.

Wenn ich mich jetzt in einer meinen Familien- und Staatsbürgerpflichten gleich hochwichtigen Angelegenheit ohne allen Rückhalt an Eure Exzellenz wende, so werden Hochdieselben diese Freiheit mit dem Vertrauen entschuldigen, welches ich in die Einsichten eines geprüften und rechtlichen Staatsdieners und in den reinen Patriotismus eines dem Regenten und Lande längst verpflichteten und ergebenen Staatsbürgers zu setzen berechtigt bin; und endlich sind meine Wünsche bei dem Chef des Komité's für Verfassungsgegenstände als der kompetenten Behörde am sichersten dargebracht.

Meine Familie fühlte sich früher mit den Umwälzungen der Gegenwart dadurch einigermaßen ausgesöhnt, daß sie unter die Hoheit eines Regentenhauses gestellt wurde, an welches sie

die ungeheucheltste persönliche Ergebenheit schon früher geknüpft hatte; daß diese Verhältnisse durch die unausgesetzten Angriffe der Staatsverwaltung auf das Eigenthum und die Subsistenz meiner Familie in dem Zustande einer aufgedrungenen Nothwehr untergiengen, war und ist mir noch eines der schmerzlichsten Ereignisse.

Willig, die Vergangenheit bald möglichst zu vergessen, habe ich keine Angelegenheit, mich dem Fürsten zu nähern, außer Acht gelassen, und dieses persönlich im Jahr 1814 bewiesen, wo ich mit meinem damals erst sechszehnjährigen Bruder, noch lange nicht milizpflichtig, mich in die Reihen der Freiwilligen stellte, welche das Vaterland zu seinem Schutze aufrief und der Regent um seine höchste Person versammelt hielt.

Die neue Verfassung, so abgemessen sie mir allenthalben das Interesse des Regentenhauses festzuhalten scheint, regt in mir die Hoffnung an, daß die Stürme der Umkehrung einmal schweigen, und Stetigkeit und Recht wieder aufblühen sollen. Einzig und allein diese schöne Aussicht suche ich mir damit vorzuhalten, ungeachtet sich unwillkührlich die Tendenz einer Nivellirung, vor welcher alle Mittelstände unwiderruflich verschwinden sollen, mir aufdringen will.

Auch hier will ich der Staatsgewalt nicht hinderlich werden, welche aber auch in mir den Hausvater schonen wird, der die Erhaltungsmittel seiner Angehörigen nicht unüberlegt auf den Altar des Vaterlandes niederlegen darf, vielmehr die Pflicht, für die Seinigen zu sorgen, vor allem heilig achten muß, damit diese selbst nicht den übrigen Staatsgliedern zu einer drückenden Last werden.

Allen halben Maasregeln feind, bin ich es auch aller Halbherrlichkeit.

Die Mediatisirten sind in dieser Hinsicht der Regierung ein Anstoß, und werden es bleiben.

In der Unbestimmtheit der jüngsten Edikte spricht sich schon der Anlaß zu ihrer Vexation aus, und wenn diese auch nicht in dem Willen des Gesetzgebers liegt, so ist sie in der Anwendung und bei der Illiberalität der Unterbeamten nicht zu verhindern.

Soll der Kampf grundhaft werden, und die neue Verfassung mit Liebe ins Leben treten, was als erste Bedingung ihres Gedeihens erforderlich ist, so muß das Uebel von der Wurzel aus zerstört werden.

So viel und wie ich dazu beitragen kann und will, werden Eurer Exzellenz meine jetzigen Vorschläge entwickeln.

Ich bin bekanntlich als Besitzer von sechs ansehnlichen, reichsritterschaftlichen, und drei denselben gleichberechtigten vogteilichen Dörfern einer, wo nicht der begütertste Grundherr im Lande.

Meine Besitzungen erreichen die Seelenzahl von siebentausend und bilden beinahe ein zusammenhängendes Ganze. Die Bedeutenheit meines Grundbesitzes stellte mich in der Reihe der Mediatisirten gleich nach den fürstlichen Standesherrn.

Der ganze Komplex meines Besitzthums steht in einem strengen Fideikommiß- und Majorats-Verband, welcher erst vor zwei Jahren die vollständige Staatsgenehmigung erhalten hat; in dieser Gemäsheit ist nur der Stammhalter der Besitzer der ganzen Majoratsmasse; alle Nebenlinien und Nachgeborne werden mit Appanagen in Geld abgefunden.

Ich bin unter Verbürgung des Konsenses aller Familien-Interessenten erbietig an den Staat

1) alle Gerichtsbarkeit,

2) alle Patronatrechte,

3) den privilegirten Gerichtsstand in Realsachen,

4) die Forstgerichtsbarkeit abzutreten; auch

5) meine Güter einer durchaus gleichen Besteuerung,

6) meine männliche Descendenz gleicher Militärpflicht, mit Verwahrung jedoch gegen das unanständige öffentliche Visitiren der Kriegspflichtigen, unter nachstehenden Bedingungen zu unterwerfen, daß mir

a) eine Erblandsstimme für den Stammhalter meiner Familie in der ersten Kammer der Stände ertheilt werde;

b) daß der Staat alle meine Zinsen, Frucht- und Weingülten, Zehnten, Erbpächte, Frohnrechte (welche bis auf unbedeutende Botengänge und Jagdfrohnen alle in ständige Geldabgaben reluirt sind), alle meine Sterbfallberechtigungen (welche eine jährliche Rente von fünf bis zehn Gulden nur abwerfen mögen), alle sonstige Gutspflichten und Entschädigungsrenten für entzogenes Ohmgeld, Gewerbsrekognitionen und Konzessionen, kurz alles Gründeinkommen, bis auf jenes von meinen Pachtgütern und Waldungen übernehme, und mir dafür in der Nähe meiner bisherigen Grundorte, oder anderswo, jedoch in einem geschlossenen oder zusammenhängenden Umfange, ein Aequivalent in bloßen Gütern, Waldungen und etwas Jagd abgebe. Die Vergütungsnorm wäre der Ertrag der letzten zwanzig Jahre, sowohl für die Erdende, als auch die Aequivalente.

Von der Forstgerichtsbarkeit wünsche ich nichts als die Holzanweisungen und Dispositionsrechte in meinen eigenthümlichen Waldungen, auch die Ansetzung der Strafen vorzubehalten, die Strafen selbst aber dem Fiskus zu überlassen, wobei ich auch geschehen lassen kann, daß die Staatsgewalt zu Ersparung von Besoldungen meinen Förstern die Aufsicht auf Gemeinds- und Korporations-Waldungen in Orten, wo ich einen Förster anstellen muß, unentgeldlich übertrage. Eben so erbiete ich mich, die dem Staat übergeben werdende Grundgefälle auf so lange gegen eine mäßige Verlohnung von meinem Rentamte administriren zu lassen, bis solche schicklich in andere landesherrliche Domanial-Verwaltungen eingetheilt werden können, auch wenigstens zehn Jahre lang dem Staate alle nöthige Auskunft durch meine Beamtung auf Erfordern an die Hand geben zu lassen. Schließlich und

c) behalte ich mir die Aufhebung des Lehenverbandes oder wenigstens Verwandlung meines ganzen Majorats-Komplexes, mit allen bedeutenden Allodien sogar, in ein Erblehen bevor, wo

dann der Majorats-Verband selbst, wenn die Succession an weibliche Descendenz übergeht, fortdauern solle.

Doch behalte ich mir die Freiheit des Verkaufes und Vertauschens von Majorats-Parzellen gegen Ersatz in unveräusserlichen Liegenschaften ohne Weitwendigkeit bei der Staatsbehörde vor, was selbst nach unserer Gesetzgebung (Landrecht S. 577. c. f. und c. g.) zulässig, mithin mit dieser nicht im Widerspruche ist.

Alle Aequivalente treten in den hausgesetzlichen Majoratsverband.

Die dermalige Eigenschaft eines Scheingerichtsherrn gedenke ich dann mit der eines thätigen Landwirths gemeinnütziger umzutauschen und durch Errichtung einer Probewirthschaft, wozu ich ein im Lande vorzüglich gelegenes Familiengut bestimmen werde, das Beispiel höherer Landwirthschaft zu geben, damit die Wirkungen unsicherer Versuche auf mich zu nehmen, den Vortheil nützlicher Erfahrungen dem Vaterlande allein zuzuwenden, und vielleicht durch Einführung neuer Produkte oder Kulturarten neue Hilfsquellen dem gesunkenen Wohlstande zu eröffnen.

Jetzt sind mein politisches Glaubensbekenntniß, die Tendenz meiner künftigen Bestimmung, und meine Wünsche Eurer Exzellenz unumwunden und vertrauensvoll enthüllet; Hochdieselben werden nicht verkennen, daß diese Vorschläge die Wünsche der Regierung, die Forderungen des Zeitgeistes und meine hausväterliche Pflichten durchaus befriedigen.

Die vielen Fäden, womit der Grund-Unterthan an meine Familie geknüpft ist, und wodurch sein Schicksal zum Theil in meiner Hand liegt, sind damit gelöset, und solcher ganz der Staatsgewalt zugethan.

Ich suche keinen Vortheil auf Kosten der Gesammtheit und keinen in einem ungleichen Realwerthe, denn hier wird nur Grundvermögen gegen Grundvermögen, Gulden gegen Gulden reinen Ertrages, mithin mit Vergütung der weitwendigern gegen die leichtere Administration sogar umgetauschet, ja dem Staat bei der Gerichtsbarkeit noch ein Ueberschuß eingeräumt, da ich selbst die Justiz für keine Finanzquelle ansehe. Ich lege die schönsten und legitimsten Rechte meines ahnväterlichen Besitzthums und meiner Familie vor dem Throne nieder, von dem ich kein Opfer, sondern nur ein Aequivalent verlange, welches meiner künftigen nützlichen Bestimmung und der Erhaltung meiner Familie die sichersten und angemessensten Mittel bewahrt. Ich zweifle nicht, zu diesem Antrage den Beifall Euer Exzellenz zu erhalten, so wie mir jener der öffentlichen Meinung gewiß ist. Daher darf ich zu seiner Realisirung die Fürsprache und Beförderung Hochderselben, ohne die Bescheidenheit zu überschreiten, vertrauensvoll erbitten.

Die Staatsgewalt ergreift vielleicht diese Gelegenheit gerne, um ihre Liberalität werkthätig zu zeigen, und damit würden meine Standesgenossen ein neues Zutrauen in die Wohlgemeintheit der Regierungsgrundsätze gewinnen müssen, weil damit offenkundig wird, daß die Aufstellung

zeitgemäßer Einrichtungen nicht bloß in der unentgeldlichen Hinopferung des Einzelnen für Alle, oder wenigstens für Viele gesucht werden wolle.

Sind Eure Exzellenz und das hohe Komité geneigt, auf diesem Wege die Ansprüche einer nicht ganz unbedeutenden mediatisirten Familie nach dem Beispiele anderer Staaten zufrieden stellen zu lassen, da ich mit dem Edikte vom 23. April und verschiedenen Bestimmungen des neuen Verfassungsurkunde nicht wohl mich beruhigen kann, so bitte ich um Befehl, wo und wie ich diese Angelegenheit weiter verfolgen könne; oder wünschten Hochdieselben über die Bestandtheile und Flüssigkeit der von mir angebotenen Cedenden, welche alle auf klaren und einfachen Rechtstiteln und in voller Giebigkeit ohne alle Passiv-Ansprüche beruhen, noch nähere vorläufige Auskunft, so wird es von Hochdero Befehlen abhängen, ob und wohin ich einen genau unterrichteten Geschäftsmann abzuordnen habe, um mit den nöthigen Notizen an Handen zu gehen. Was aber auch immer das Resultat dieser annähernden Eröffnungen sein möge, so werden sie nicht im mindesten auf jene respektuösen Gesinnungen influiren, welche Euer Exzellenz zu widmen die Ehre hat.

Eichtersheim, den 23. Oktober 1818.

Freiherr von Venningen.

Mannigfaltiges.

Aus England.

Uebersicht der Zeitungsliteratur in Großbritanien vom Jahr 1819. — Das Sprachgedächtniß des Geistlichen Samuel Lee. — Geburts- und Sterbeliste von Island.

Täglich erscheinen dies Jahr (1819) zu London acht Morgenzeitungen, die sowohl in der Hauptstadt selbst, als in den Provinzen gelesen werden. Vier derselben stehen im Dienst und Sold des Ministeriums; drei derselben schwanken ohne Grundsätze, geistlos im Wahren und Falschen hin, wie es sich eben giebt; eine behauptet sich unabhängig, nämlich the Morning Chronicle.

Sechs Zeitungen erscheinen jeden Abend zur bestimmten Poststunde, und laufen vornehmlich aufs Land hinaus. Von diesen sind zwei den Ministern ergeben, drei neigen sich auf die Gegenseite, und eine spricht sich mit eigenthümlichem unabhängigem Sinne aus, wir meinen the Statesman.

Sieben Zeitungen kommen einen Abend um den andern heraus; davon sollen fünf im Geist der Minister, oder der Männer am Platz sprechen, die übrigen sind ziemlich gleichgültig oder unparteiisch.

Sieben andere werden an verschiedenen Wochentagen ausgegeben; sie sind aber entweder dienstbar oder machen gar keinen Unterschied; im letztern Fall haben sie sich weder durch eigenthümliche Kraft noch durch selbstständige Ansicht ausgezeichnet.

Ausser diesen schon genannten, die um die Aufmerksamkeit des Publikums buhlen, werden noch alle Sonntage nicht weniger als zwanzig andere Zeitungen ausgegeben, davon einige auch am Montag zur Post erscheinen. Von diesen ist die volle Hälfte im Geist des Ministeriums; drei oder vier ziehen unterschiedlich allerlei Saiten auf, während der Champion, jetzt mit großer Gewandtheit von Hrn. Thelwall redigirt, — the Constitution, von Hrn. Lovell, — the Independent Whig, von Hrn. White, — the Examiner von Hrn. Hunt, — the British Gazette von Hrn. Wooler, und the News vom Hrn. Philipps, mit Sachkunde, Standhaftigkeit und Kraft, der Sache des Rechts und der Freiheit das Wort sprechen.

In diese Aufzählung der Londner politischen Zeitungen sind noch nicht die wöchentlichen politischen Betrachtungen oder Abhandlungen der Hrn. Cobbet, Wooler, Sherwin und des Herausgebers des Gorgon einbegriffen, die besonders erscheinen.

Ausser den Blättern der Hauptstadt erscheinen aber auch noch wöchentlich hundert und neunzehn Zeitungen in den verschiedenen Städten von England und Wales, ausser dreien, die wöchentlich zweimal ausgegeben werden.

In Schottland kommen fünf wöchentlich dreimal, fünf wöchentlich zweimal, und siebenzehn nur einmal in der Woche heraus.

In Ireland werden sechs Zeitungen täglich, eilf in der Woche dreimal, achtzehn zweimal und neun einmal in der Woche ausgegeben.

Auf den Inseln Jersey, Guernsey und Man erscheinen alle Woche einmal sieben verschiedene Zeitungen.

Das macht also eine Summe von vierhundert und dreiundzwanzig verschiednen Zeitungen, die von Woche zu Woche in Großbritanien ihre Leser suchen und finden. Man kann füglich rechnen, daß von dieser Masse zwei Siebentel dem gegenwärtigen Ministerium freiwillig zugethan oder dienstbar sind; drei Siebentel nehmen mit allem vorlieb; zwei andere Siebentel sind beharrliche Freunde von den Grundsätzen der Freiheit. Diese Erscheinung ist allerdings bedeutsam und für die ächten Briten erfreulich. Denn während der Verwaltung von Pitt war das eben bezeichnete Verhältniß ganz anders. Man konnte damals sechs volle Siebentel der öffentlichen Blätter zu den zwei ersten Klassen, und nicht mehr als ein Siebentel zur letztgenannten zählen; und daher die schädlichen Verblendungen über öffentliche Angelegenheiten in jener Periode!

Die erste jener drei Klassen, und auch manche Redaktionen aus der andern, genießen von der Regierung allerlei Vortheile, Gunstbezeugungen und Zusagen, nebst dem eifrigen Schutze der in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung angestellten Personen. In London haben sie

Monopolien von amtlichen Kundmachungen, oder amtlichen Mittheilungen u. s. w. In den Provinzen sind obrigkeitliche, kirchliche, gerichtliche und andere Kundmachungen in bestimmten Blättern, amtliche und persönliche Begünstigungen der Familie des Zeitungs-Eigenthümers die Reizmittel und Hebel.

Die letzte von den erwähnten Klassen, die edelsinnigere und oft gedrückte Minderheit, genießt dagegen den Beifall der Volksmehrheit. Sie hat folglich auch einen ausgedehntern Kreis von Lesern, als die ganze Masse ihrer schmiegsamen Nebenbuhler. Ehre ist ihre Hauptbelohnung.

Zu den freisinnigen Zeitungen, die außerhalb London in England erscheinen, gehören the Bury Post — Bristol Gazette — Bristol Mercury — Brighton Herald — Birmingham Argus — Carlisle Journal — Chester Guardian — Coventry Herald — Exeter Alfred — Hull Rokingham — Kentish Chronicle — Litchfield Mercury — Liverpool Mercury — Manchester Observer — Newcastle Chronicle — Norfolk Chronicle — Nottingham Review — Oxford Herald — Salopian Journal — Scheffield Iris — Stamford News — Taunton Courier — Worcester Herald — York Herald. — Ferner auch Bath Herald — Gloucester Journal — Schrewsbury Chronicle — Exeter Gazette — Derby Mercury — Windsor Expreß — Colchester Gazette — Hampshire Telegraph — Hull Advertiser — Manchester Chronicle — Chester Chronicle — Sussex Advertiser — und der Cambrian.

Unter den schottischen Zeitungen verdienen in dieser Hinsicht genannt zu werden the Scotsman, Montrose Review, Glasgow Western Star, Edinburgh Chronicle, Edinburgh Reflector und das Aberdeen Journal.

In den irischen Blättern weht meistens ein freierer Geist, als in denen von Großbritanien. Doch haben die Minister auch dort ihre dienstbaren Leute, deren knechtischen Lehren und Meinungen aber besonders kräftig das Dublin Fremans Journal, Dublin Evening Post, Belfast Register und der Cork Advertiser entgegenarbeiten.

— — In einer neulichen Versammlung der Hilfsbibelgesellschaft zu Shropshire, nahm der Archidiacon Corbett in seiner Rede Anlaß zwischen dem berühmten Crichton und einem noch lebenden britischen Geistlichen Samuel Lee, rücksichtlich des ungeheuern Gedächtnisses für Sprachen, eine Parallele zu ziehen, die als Merkwürdigkeit wohl ausgehoben zu sein verdient.

Herr Lee, von armen Eltern, lernte in einer Dorfschule Lesen, Schreiben, Rechnen. Als er zwölf Jahre alt war, nahm man ihn aus der Schule, und that ihn zu einem Zimmermann, um ein Handwerk zu lernen. Hier, in den Nebenstunden, die er von seiner Arbeit absparte, lernte er für sich selbst allein das Lateinische, Griechische, Hebräische, Chaldäische, Syrische und Samaritanische. Diese sechs Sprachen hatte er binnen sechs Jahren

vollkommen inne. Dabei blieb es nicht, als er das Handwerk verließ und in die Reihe der Gelehrten trat. Er lernte nun noch deutsch, französisch, italienisch, arabisch, persisch, äthiopisch, koptisch, malayisch, bengalisch, und die Sanskritsprache; in allem siebenzehn Sprachen in vierzehn Jahren.

— — Auf der Insel Island wurden im Lauf des Jahres 1817 geboren 1,317 Kinder, davon 688 männlichen und 629 weiblichen Geschlechts waren. Unter diesen befanden sich — wer sollte das von den frommen, kalten Isländern, bei ihrer Sitteneinfalt erwarten? — 187 uneheliche Kinder und 44 todtgeborne. Die Zahl der Verstorbenen betrug in derselben Zeit 918. Unter diesen Verstorbenen waren 86 Personen durch Zufälle ums Leben gekommen, z. B. durch Schneelauinen, Seestürme u. s. w., und vierzehn Personen waren — Hungers gestorben.

Aus Nordamerika.

Besoldungen der obersten Beamten der Bundesbehörde. — Aufblühen der Stadt Lexington. — Die zunehmende Schönheit und Größe der Stadt Cincinnati.

Alle Reisende, mit wenigen Ausnahmen, welche aus Nordamerika zurückkamen, erzählen Wunder von dem Lande der Freiheit, vom Glück des Volks, weil es frei erwerben, frei denken, frei reden, frei beten, und frei arbeiten kann. Es fällt keinem Nordamerikaner ein, nach Europa zu gehen, um da zu wohnen. Bei aller Freiheit jedes Einzelnen bewegt sich doch jeder willig in gesetzlicher Ordnung; bei aller Preßfreiheit, die der Regierung wenig schont, wenn Einer etwas an ihren Verfügungen tadeln zu müssen glaubt, ehrt man doch die Regierung überall im amtlichen und bürgerlichen Leben; ob es gleich keine Grafen, Baronen, Edelleute, Ducs und Pairs in den Regierungen gibt, weiß man doch die durch Einsicht, Vaterlandsliebe und Thätigkeit ausgezeichneten Glieder sehr gut zu unterscheiden; und während man sich über die Kunst des Regierens in Europa müde spricht und schreibt, regiert man in Amerika sehr wohl, weil nicht mehr, als nöthig.

Die Gehalte der vornehmsten Beamten der Bundesregierung sind für den Umfang ihrer Pflichten, Geschäfte und Aufopferungen sehr mäßig, besonders wenn man dabei die Theurung vieler Lebensbedürfnisse in Anschlag bringt.

Der Präsident, als Haupt des Bundes, hat jährlichen Gehalt	25,000	Dollars.
Der Vizepräsident	5000	—
Der Minister Staatssekretär	5000	—
Der Sekretär des öffentlichen Schatzes	5000	—
Der Sekretär des Kriegswesens	4,500	—
Der Sekretär des Seewesens	4,500	—
Die bevollmächtigten Minister	9000	—
Ein Mitglied vom Kongreß hat täglich	8	—

Man posaunt da nicht viel von der Milde landesväterlicher Regierungen, aber man empfindet die Milde und rügt ohne Umstände die Willkühren der Beamten, weil man in diesen nur bezahlte Diener des Volks kennt und sieht, die ihre Pflicht thun sollen, wie jeder andere. Man hat überall, wenn man arbeiten mag, zu leben, und hat wenig Steuern und Abgaben zu entrichten. Man weiß da nichts von Zensur-Edikten, Inquisitionen, Hierarchien, Privilegirten; man findet, ist man arm, um billigen Preis Land genug, sich und seine Familie zu nähren, und der Kapitalist legt sein Geld in dortige Ländereien, überzeugt, daß er es nirgends sicherer und stärker vermehren könne.

So ist das gewaltige Aufblühen dieser Freistaaten kein Wunder. Und hier einige neue Beispiele davon, wie sie Herr John Palmer gibt, der mit vieler Unbefangenheit den nördlichen Theil der vereinigten Freistaaten im Jahr 1817 sah, und mit ächt britischem Ernst, was er sah, beschrieb *). Wir wollen hier aber nur das Auffallendste bezeichnen, das Wachsthum zweier Städte, Lexington und Cincinnati.

Lexington, die Hauptstadt vom Staat Kentuky, an den Mündungen des Kentukystroms in den Ohio, hatte im Jahre 1811 erst 3500 Einwohner; im Jahre 1817 aber in mehr als tausend Häusern (es ward noch immerfort gebaut) 6000 Einwohner. Der Magazine und Krämerladen sind zahllose, die mit allen Lebensbequemlichkeiten versorgen. Es befinden sich da gegenwärtig drei presbyterianische Kirchen, eine bischöfliche, eine katholische und eine der Methodisten. Ein neues Kollegium für viele Professoren und Zöglinge ist eben erbaut. Ausser dieser höhern Lehranstalt sind daselbst mehrere untere Schulen, auch eine Lancastersche. — Wo jetzt die Stadt prangt, war im Jahre 1773 noch freies Feld mit einem Paar Jägerhütten. Das Land herum ist sehr fruchtbar und mit reizenden Aussichten. Vier bis fünf englische Meilen von der Stadt kann man noch Güter, zu vierzig bis fünfzig Dollars den Acre, kaufen.

Weit überraschender ist der Anblick dee Staat Cincinnati, in einer Gegend, die vor Kurzem noch eine Wildniß und Zufluchtsstätte der Indianer gewesen ist. Cincinnati ist das Wunder der westlichen Welt, sagt Palmer, unser Gewährsmann, und wird höchst wahrscheinlich binnen wenigen Jahren eine der größten Städte Amerika's sein. Sie ist äußerst nett und zierlich gebaut von innen und außen. Die Zahl der Wohnhäuser und öffentlichen Gebäude beträgt dreizehnhundert bis vierzehnhundert; der Einwohner daselbst sind achttausend, und zwar insgesammt Weiße. Ueber vierhundert Häuser der Stadt sind von gehauenen und Backsteinen errichtet; manche derselben drei Stockwerke hoch und in edelm Geschmack. Die öffentlichen Gebäude alle sind massiv und in so gutem Styl gebaut, daß sie die Zierden europäischer Städte sein würden. In den Hauptstraßen sind die Bauplätze (man nennt sie Stadt-Loose townlots) außerordentlich theuer. Man zahlt für den Schuh (nach der Länge der Stirnseite

*) In seinem Journal of travels in the United States of North-America. London 1818.

des künftigen Hauses gegen die Straße genommen) zweihundert Dollars. Land, in der Nähe der Stadt, wird mit zweihundert Dollars der Acre bezahlt. Zahllose Gewerbe und Handwerke, alle vollauf beschäftigt, sind hier vorfindlich, und der Handel auf dem Ohio mit Pittsburg und Neu-Orleans und ins Innere des Landes mit Fuhrwerk, ist im größten Zunehmen. Es herrscht in Hausgeräth und Kleidern überall europäische Zierlichkeit. Wöchentlich erscheinen in Cincinnati zwei Zeitungen, deren jede über fünfzehnhundert Exemplare absetzt. Viermal in der Woche ist Markt, wo man mit Lust den Ueberfluß und Reichthum des glücklichsten Landes bewundert.

Das Hauptfest von Cincinnati ist die Jahresfeier der amerikanischen Unabhängigkeit. Es wird in allen Kirchen, es wird mit kriegerischem Pomp, es wird in allen Familien mit Gastmahlen, Bällen, öffentlichen Belustigungen jedesmal am 4. Juli gefeiert. — Was man von der Ungesundheit der Gegend durch frühere Sagen weiß, scheint, als noch Alles Wildniß war, richtig gewesen zu sein; jetzt aber ist hier wohl, und Farbe und Leben der Einwohner bezeugen es, eine der gesundesten Landschaften.

Inhalt des neunten Heftes.

Von dieser Zeitschrift erscheinen monatlich zwei Hefte, jedes drei bis vier Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus vierundzwanzig Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preiß 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.



Jahrgang 1819.

Zweites Mai-Heft.

Nro. 10.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Der Territorial-Streit zwischen Baden und Baiern und seine Quellen.

Dieser von so vielen politischen Schriftstellern behandelte Gegenstand, welcher die öffentliche Aufmerksamkeit so lange und zum Theil auf sehr beangstigende Weise beschäftigte, gehört nur noch der Geschichte an. Deutschlands Ruhe blieb unerschuttert. Der Verfasser nachfolgender diplomatischen Abhandlung wirkt mit seinen Gründen und Ansichten nichts mehr, weder für noch wider eine der Parteien: aber indem er auf die Quellen des Streites zurückzuführen sucht, wird seine Arbeit dem einstigen Geschichtschreiber dieser Zeiten werthvoll.

D. H.

Es ist noch keinem derjenigen, welche den Territorial-Streit zwischen Baden und Baiern erörtert haben, gefällig gewesen, bis zur Urquelle desselben zurückzugehen. Es hat vielleicht noch keiner es wagen mögen, den am 8. Oktober 1813 zwischen Oesterreich und Baiern zu Ried abgeschlossenen Vertrag seiner Natur nach zu zergliedern und zu würdigen. Daher die verschiedenen, ganz entgegengesetzten Ansichten und Folgerungen. Es sei mir gegönnt, solches in folgenden Zeilen zu thun.

Außer allem Zweifel ist es, daß der Zweck der vereinigten Kräfte der verbündeten Mächte die Befreiung Europa's und insbesondere Deutschlands, als seines Mittel- und Stützpunkts, von der so lange erduldeten fremden Herrschaft, war. Wie kommt es nun, daß bei diesem heiligen Zweck — welcher bei dieser Verbindung der einzige zu denken ist, und dessen Erlangung hinreichende und überaus ersprießliche Folgen gehabt haben würde — eine Macht, die diesen Bund durch den Rieder Vertrag sich anschließt, dem Zweck ganz fremde Bedingungen darin aufnehmen läßt? In diesen Bedingungen lag der Ursprung des viel besprochenen Streites. Er ist anderswo nicht zu suchen und zu finden. Er liegt in den geheimen Artikeln dieses Vertrags, die der würdige von Martens der Welt mitgetheilt hat.

Schon muß es befremdend vorkommen, daß Baiern mit Oesterreich allein und nicht mit sämmtlichen verbündeten Mächten sich einließ, und daß Oesterreich die Zusage dieser Mächte übernimmt. Wenn, wie so oft schon in baierischen Aufsätzen gerühmt worden, die Wichtigkeit dieses Beitritts von so großem Belang war, — wenn, wie nicht zu bezweifeln ist, Baierns Beitritt dem Bunde angenehm sein und nothwendig scheinen mußte, so sieht man nicht ein, warum Baiern, dessen Rückblick auf frühere politische Erscheinungen nicht gleichgültig sein

konnte, sich bloß an Oesterreich, nicht an den gesammten Bund wendet, mit dem gesammten Bund nicht abschließt, sondern Oesterreichs Fürsprache anruft, und sich demselben in die Arme wirft. Oder — was man nicht glauben kann — hat wohl Baiern den Gedanken gehegt, daß die verbündeten Mächte seine ehemals gegen den Unterdrücker Europa's bewiesene Anhänglichkeit rächen werden, und daß es also durch Abtretungen eine dieser Mächte für sich gewinnen müsse? Fern sei dieser Gedanke von jedem Europäer, von jedem Deutschen insbesondere. Die Uebermacht Frankreichs hatte den rheinischen Bund zu Stande gebracht; dem all- und übermächtigen Götzen mußte Alles weichen.

Diese aus der Natur einer selbstständigen, im deutschen Reiche, besonders im mittägigen Theile desselben, so gewichtigen Macht fließenden Gedanken und Begriffe müssen einem jeden Unparteiischen und Forschenden sich aufdringen. Muthmaßungsreich ist aber der Beweggrund zu dem einseitigen Rieder Vertrag, und folgenreich sind die Schlüsse aus demselben.

Der erste Artikel sichert Baiern seine gänzliche Unabhängigkeit von jedem fremden Einflusse, und seine volle Souveränität, Staatsobergewalt. Es hatte zuvor schon in einem offenkundigen Artikel dem Rheinbunde entsagt, und war in den Befreiungsbund aufgenommen worden. Zu welchem Zwecke also diese weitern Bestimmungen? Gab es denn in den verbündeten Mächten Eroberer? Machten nicht zwei deutsche Fürsten und Alexander das Bundestriumvirat aus? — Auch zugegeben, daß Baiern diese Bestimmungen als wichtig und nothwendig angesehen habe, so sollten jedoch die Rieder Vertragspunkte hiermit ihr Ende erreicht haben. Mit nichten!

Der zweite Artikel enthält schon eine, dem Gegenstand des Bundes ganz fremde Bestimmung, nämlich: die Festsetzung einer Oesterreich und Baiern angemessenen Militärlinie. Man frage jeden Unparteiischen, ob nicht dieser Artikel, wenn man den Bund zur Befreiung Europa's vor Augen hat, aus der Luft gegriffen zu sein scheint; ob er nicht schon allein, und noch vielmehr, wenn man ihn mit den drei übrigen zusammenstellt, unwillkührliche Muthmaßungen von andern Zwecken und Absichten erregt?

Auch diese Festsetzung einer Militärlinie will ich als nothwendig zugestehen. Sie durfte aber bloß die Staaten der beiden verhandelnden Mächte, und zwar ihre dermaligen Staaten betreffen; sie konnte keinen Bezug auf andere Staaten haben, und die Vollziehung derselben mußte Oesterreich und Baiern allein überlassen bleiben. Einen andern Sinn, andere Folgerungen, kann man nicht wohl annehmen, wenn der Schuster beim Leisten bleiben soll. Aber die Worte: le roi de Bavière se prêtera à toutes les cessions, qui seront jugées nécessaires etc., lüpfen schon den Vorhang etwas in die Höhe. Baiern soll also alle Opfer bringen, um die gedachte Militärlinie zu bewerkstelligen; das heißt: diese Linie soll ganz zu Gunsten Oesterreichs ausfallen, und Baiern muß sich Alles, was Oesterreich zu Festhaltung dieser Linie an Länderabtretungen verlangen wird, gefallen lassen. Auf eine solche Art benahm sich der mächtigste der mittägigen

deutschen Fürsten gegen einen Genossen des Befreiungsbundes, bloß um in diesem Bunde aufgenommen zu werden? Das ist keineswegs wahrscheinlich.

Daß man Baiern solche Bedingungen aufgedrungen habe, kann und wird niemand behaupten; denn Baiern konnte in die andere, wie in die erste Wagschale die 70,000 Mann, und hierdurch ein eben so großes, vielleicht noch größeres Gewicht legen, wenn es gegen das ganz entblößte Ostenland seine Streitkräfte gewandt hätte. Baiern hat also die Bestimmungen des Rieder Vertrags gesucht, aber mit einer Absicht gesucht, die ich in der Folge entwickeln und insbesondere zeigen werde, daß dieser Artikel der Verzähnungsstein zu den übrigen geheimen Artikeln ist.

Der dritte Artikel steht außer aller Verbindung mit dem zweiten, und sollte der vierte, die sämmtlichen vorhergehenden umfassende Schlußstein sein.

Der vierte Artikel lüpft den Vorhang noch mehr. Es ist hier nicht mehr von einer bloßen Militärlinie, von unbedeutenden Territorial-Ausgleichungen, die sie erfordern könnte, sondern wie der erste Absatz dieses Artikels lautet, von einer neuen Bestimmung der Grenzen zwischen Oesterreich und Baiern die Rede, und zwar von einer solchen, wie die geographische Lage dieser Staaten sie erheischen wird. Baiern willigt hier ebenfalls in die Abtretung von Ländereien, die zu dieser Grenzbestimmung erforderlich sein werden, und begnügt sich mit der allgemeinen Zusicherung einer gänzlichen und vollen Entschädigung. Daß aber Oesterreich diese Entschädigung leisten werde, ist nirgends ausgedrückt.

Baiern erscheint daher immer als der seine Länder anbietende Theil. Will man dieses nicht, gar nicht zugeben, so muß man doch eingestehen, daß zwischen den beiderseitigen Bevollmächtigten bestimmte Entschädigungs-Gegenstände mündlich zur Sprache gekommen sind.

Im dritten Artikel verspricht Oesterreich, auf das kräftigste sich zu verwenden, und „nöthigenfalls alle seine Streitkräfte aufzubieten“, um dem König von Baiern die vollkommenste, auf die geographischen, statistischen und finanziellen Verhältnisse und Beziehungen berechnete, dem Königreich Baiern wohlgelegene und mit demselben ununterbrochen zusammenhängende Entschädigung zu verschaffen.

Noch ist durch diesen Artikel der Vorhang nicht ganz gehoben; aber die Gewißheit leuchtet doch hervor, daß Baiern mit damaligen österreichischen Besitzungen nicht entschädigt werden soll. Man sieht, daß Oesterreich seine Staaten zuründen, vergrößern, und Baiern aus dem mittägigen Deutschland verdrängen, und ins mittlere verschieben will. Dies ist unläugbar. Es ist nicht mehr einer Militärlinie, von Grenzbestimmungen, sondern von ganzen Provinzen, die an Oesterreich abgetreten werden sollen, die Rede. Dieser Ausdruck Provinz ist wörtlich, und in der Mehrzahl, im genannten Artikel des Vertrags enthalten.

Welche Provinzen konnen aber an Oesterreich abgetreten werden? Wohl keine andere, als solche, die den österreichischen Staat der Schweiz näher bringen, und an Baiern keine andere als Bestandtheile Würtembergs und Badens. Nach der damaligen Lage der Dinge lassen sich

keine andere denken. Die Folge hat diese Vermuthung zur Gewißheit erhoben. Nur hat Würtemberg aus dem ihm geworfenen Garn sich früher als Baden loszuwinden gewußt.

Bedenkt man ferner, daß Oesterreich alle seine Streitkräfte aufzubieten verspricht, um Baiern eine volle Entschädigung zu verschaffen, so entsteht die Gewißheit, daß man Widerstand vermuthet hat. Er konnte nur von denjenigen Staaten erwartet werden, deren Länder man wider ihren Willen sich zueignen wollte. Baiern begründet also durch den Rieder Vertrag einen Ländertheilungs-, einen Kriegsplan gegen seine Nachbarn, gegen seine deutschen Mitfürsten. Indem es die deutschen Völker von den Fesseln einer fremden Macht befreien helfen will, geht es zugleich damit um, einen Theil derselben von ihren bisherigen Regenten los- und an sich zu reißen. Hat es die unabsehbaren Folgen, die daraus entstanden wären, berechnet, wenn, wie es hätte geschehen können, der Rieder Vertrag vor oder auch selbst bald nach der Schlacht vom 18. Oktober kund geworden wäre?

Aus dem Bisherigen ergibt sich:

1) daß Baiern einen einseitigen Vertrag mit Oesterreich zu Ried abgeschlossen,
2) in den öffentlichen Artikeln desselben dem Rheinbunde entsagt, und dem Befreiungsbunde sich angeschlossen,
3) in den geheimen Artikeln aber nicht nur seine Selbstständigkeit und Staatsobergewalt gesichert, sondern auch
4) noch andere Zwecke, nämlich die Bestimmung einer Militärlinie, sofort neuer Grenzen zwischen Oesterreich und dem baierischen Staat, damit in Verbindung gesetzt, Gebietstheile und ganze Provinzen an Oesterreich abzutreten versprochen, und um zu seiner vollen Entschädigung zu gelangen, die Aufbietung der sämmtlichen Streitkräfte Oesterreichs sich ausbedungen hat.

Dieser Rieder Vertrag ist die eigentliche Pandora-Büchse, woraus nicht nur alle bisherigen deutschen Ausgleichungszwistigkeiten entsprungen sind, sondern er hat auch den übrigen deutschen Fürsten zum Unterwerfungsmuster dienen müssen, und man fühlt bei jedem derselben, daß Baiern dabei nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben ist.

Würtemberg muß schon am 2. November 1813 sich alle Einrichtungen gefallen lassen, welche bei dem künftigen Frieden erforderlich sein würden. Es wird demselben die Verbindlichkeit zu allen Länderabtretungen auferlegt, welche die geographischen, militärischen und politischen Verhältnisse der deutschen Staaten erheischen werden. Wer fühlt hier nicht den dritten Artikel des Rieder Vertrags? Würde man dem König von Würtemberg solche Bedingungen gemacht haben, wenn nicht schon im Rieder Vertrag der allgemeine Verzähnungsstein enthalten gewesen wäre? Die dagegen dem Könige von Würtemberg versprochenen Entschädigungen sind unbestimmt, sollen nach Zulassung der Umstände abgemessen, möglichst den gegenwärtigen Dimensionen des Königreichs angenähert werden, und so viel möglich im Zusammenhang mit denselben gelegen sein. Baiern hingegen hat im Rieder Vertrag gänzliche und volle, dem Königreich wohlgelegene, und mit demselben ununterbrochen zusammen-

hängende Entschädigungen sich ausbedungen. Baden mußte am 20. desselben Monats sich alle Cessionen gefallen lassen, welche die Erhaltung von Deutschlands Macht und Unabhängigkeit erheischen wird. Es wurde ihm hiefür nur das, was zur Zeit des allgemeinen Friedens disponibel sein würde, und nicht einmal Entschädigungen zugesichert, die mit dem Großherzogthum zusammenhängend, oder seiner Konvenienz wohl gelegen wären. Die beiden hessischen Staaten bekamen noch minder vortheilhafte Bedingungen.

Am 3. Juni 1814 kam zu Paris zwischen Oesterreich und Baiern ein geheimer Vertrag zu Stande, der die im Rieder Vertrag von Seite Baierns eingegangenen Verpflichtungen näher bezeichnete, und die Abtretungen an Oesterreich namentlich enthielt. Oesterreich verspricht zwar im Allgemeinen vollständigen Ersatz, und, soweit es die Mittel hierzu haben und die Umstände es zulassen würden, noch darüber zu geben. Es wurden jedoch an Oesterreich Tirol und Vorarlberg, und an Baiern Würzburg und Aschaffenburg abgetreten, zugleich aber versprochen, beim künftigen Frieden den Markt Redwitz demselben zu überlassen, und sich zu verwenden, daß die Stadt und Festung Mainz nicht nur, sondern auch möglichst ausgedehnte Besitzungen auf dem linken Rheinufer, so wie die alte Pfalz an Baiern abgetreten, und daß Würtemberg, Baden, Darmstadt und Nassau angehalten werden sollten, diejenigen Gebietstheile, die wegen Herstellung direkter Kommunikationen erforderlich sind, abzugeben.

Wichtig ist der Umstand, daß dieser Vertrag, wie der Rieder, bloß zwischen Oesterreich und Baiern abgeschlossen worden ist, daß die übrigen Entschädigungen Baierns auf den allgemeinen Frieden ausgesetzt sind, daß diese beiden Mächte allein sich ausgleichen, und den Besitz einzelner Ausgleichungstheile zu ergreifen anfangen. Er ist also ein einseitiger Vertrag, der bloß die beiden kontratrahirenden Theile verbindet. Baiern übergab sogar an Oesterreich die ihm zum Pfand für die weitern Entschädigungs-Gegenstände belassene Festung Kufstein.

Ohne sich in die andern vielfältigen, und oft einander geradezu widersprechenden Verträge einzulassen, bemerkt man nur Folgendes:

1) Der Wiener Traktat vom 23. April 1815, nach welchem Baden den Main- und Tauberkreis, so wie die rechte Rheinpfalz an Baiern, und andere Landestheile an Würtemberg abtreten, hingegen aber am linken Rheinufer entschädigt werden soll, ist bloß zwischen den Gesandten von Oesterreich, Rußland, Preußen und Baiern, ohne Mitwirkung und Einwilligung Badens und der übrigen deutschen Fürsten, welche Länder abtreten und entschädigt werden sollten, abgeschlossen, von den hohen Mächten aber nicht ratifizirt worden. Er verbindet also Baden nicht, welchem durch den Beitrittstraktat vom 20. November 1813 versprochen worden war,

> daß es nur alsdann Länder abtreten solle, wenn diese Abtretungen nothwendig werden sollten, (si ces cessions devenaient nécessaires).

Nun ist nirgend gezeigt, daß zu Erreichung des allgemeinen Zwecks, nämlich die deutsche Unabhängigkeit zu begründen und zu erhalten, solche Abtretungen nothwendig seien;

vielmehr könnte man beweisen, daß, wenn Baden links und rechts vom Rhein Besitzungen hätte, seine eigene Existenz in Beziehung auf Frankreich gefährdet sein, und in jedem Augenblick ein solch loser Ring von der deutschen Kette abgerissen werden könnte, und dadurch andere Ringe noch mehr in Gefahr versetzt würden. Es sollten vielmehr den mächtigsten deutschen Staaten die Besitzungen am linken Rheinufer zugedacht, und das System am Mittelrhein befolgt werden, welches am Niederrhein beobachtet worden ist. Andere Nachtheile in Beziehung auf die übrigen Verhältnisse eines auf diese Art zertheilten kleinen Staats übergeht man hier.

2) Wenn die Großherzoge von Baden und Hessen zuletzt, und Baiern zuerst dem Bündniß vom 25. März 1815 gegen Napoleon beigetreten sind, so liegt der Grund in der geographischen Lage dieser Staaten. Die zunächst an Frankreich liegenden mußten und konnten nicht anders als zuletzt, sobald sie nemlich frei waren, und unbedingten freien Willen hatten, diesem Bunde sich anschließen. Warum sollte ihnen also die den früher befreiten Fürsten zugestandene Sicherung des damaligen Standes ihrer Besitzungen, und daß ohne ihre freie und ungezwungene Einwilligung an diesem Stande nichts geändert werden soll, nicht zu Theil werden? Hat wohl irgend ein deutsches Land für die gemeinschaftliche Absicht, verhältnißmäßig solche Anstrengungen gethan, und solche Lasten ertragen, als das badische Großherzogthum? Es ist hier nicht der Ort, diese Behauptung auseinanderzusetzen.

3) Die Kongreßakte vom 9. Juni 1815 hat, man mag dagegen sagen, was man will, die Entschädigung dadurch ins Reine gebracht, daß es demselben den Besitz von Würzburg und Aschaffenburg zugesichert, und durch die Abtretungen der wichtigsten Gebietstheile am linken und rechten Rheinufer an Oesterreich, diese Macht in den Stand gesetzt hat, Baiern vollends zu entschädigen. Diese Akte hat also ganz im Sinn und nach Art des Rieder Vertrags, wie damals Oesterreich und Baiern ihre gegenseitigen Konvenienzen durch einen Vertrag unter sich verabredet, dadurch verfügt, daß, wie sie dieselben durch den Pariser Vertrag vom 3. Juni 1814 zwischen sich in Wirklichkeit zu bringen angefangen haben, sie nunmehr auch miteinander sich vollends ausgleichen sollen. Folgerechter konnte die Kongreßakte nicht verfügen. Baiern hat also bloß an Oesterreich sich zu halten, und der Vertrag vom 23. April hat auf Baden, welches ohnehin keinen Antheil daran genommen, sondern, sobald es Kenntniß desselben erhielt, darwider protestirte, keinen Bezug mehr.

4) Das Wiener Protokoll vom 10. Juni 1815, zu dessen Verfertigung Baden nicht mitgewirkt hat, und (ohne Zweifel in Folge der bei dem Beitritt Badens vom 12. May 1815 zu dem gegen Napoleon errichteten Bündniß von Seite Baierns ausgewirkten Ausschließung seines Schwagers von den Kongreßverhandlungen) nicht mitwirken konnte, ist für Baden um so mehr ungültig, als dasselbe geheime Verpflichtungen enthält, und damals zur offiziellen Kenntniß und zur Ratifikation des Großherzogs nicht gebracht worden ist. Sonderbar ist es übrigens, daß zu den obigen, für Oesterreich bestimmten, bedeutenden Ausgleichungs-Gegenständen noch ein neuer, bedeutender, nämlich das Breisgau, hinzukommt, und daß man das Großherzogthum

Baden, welches als Brustwehr für die Unabhängigkeit Deutschlands gegen Frankreich dienen und angesehen werden soll, immer mehr zerstückeln will! Muß man nicht die Abtretung des Breisgaus, wodurch Oesterreich unter andern auch der schweizerischen Gränze sich nähert, als einen neuen Verzähnungsstein ansehen, um eine Militärlinie durch die baierischen, würtembergischen und badenschen Besitzungen in Oberschwaben verlangen zu konnen? Wie konnte Baiern hiebei gleichgültig bleiben?

5) Wenn es gleich im Pariser Protokoll vom 3. November 1815 heißt, daß die Minister der vier unterhandelnden Mächte zusammentreten, um das durch den Wiener Kongreß aufgestellte politische System zu vervollständigen, so geschah dieses nur deswegen, weil man Frankreich neue Gebiets-Abtretungen und Ausgleichungen auferlegt hatte, und also dieserhalb das zu Wien aufgestellte System vervollständigen mußte. Wären keine neuen Gebietstheile von Frankreich abgetreten worden, so hätte es bei der Kongreßakte sein Verbleiben gehabt. Die bedeutendsten dieser Gebiete grenzen an diejenigen, welche Oesterreich bereits schon erhalten hatte. Es konnte also Baiern desto eher befriedigen. Wenn Oesterreich neben der am 10. Juni bereits bedungenen Abtretung des Breisgau, am 3. November eine neue Abtretung von Seite Baierns, nämlich Salzburg, sich ausbedingt, so wird die eine Stipulation durch die andere nicht gerechtfertigt. Hat Baiern bei diesen Bestimmungen verloren, so folgt nicht daraus, daß ein dritter darunter leiden muß, und demselben die wichtigsten Landestheile entrissen werden sollen. Baiern hat sich lediglich an Oesterreich zu halten.

6) Der Vertrag, der am 14. April 1816 zwischen Oesterreich und Baiern geschlossen wurde, ist wie der Rieder vom 8. Oktober 1813 und der Pariser vom 3. Juni 1814 ein einseitiger Vertrag, welchem weder der geheime Vertrag vom 23. April 1815, noch die geheimen Protokolle vom 10. Juni und 3. Oktober 1815 irgend eine völker- oder staatsrechtliche Gültigkeit geben können. Jede andere Behauptung würde den befreienden Mächten andere Absichten unterschieben, und dieselben nicht nur mit den im Beitrittsvertrag vom 20. November 1813 dem Großherzoge in Ansehung seiner Staatsobergewalt und seiner Besitzungen ertheilten Gewährschaft und mit der Zusicherung, daß derselbe nur alsdann Länder abtreten soll, wenn diese Abtretungen nothwendig sein sollten, sondern auch mit dem zweiten Beitritts-Vertrag vom 12. Mai 1815 in geraden Widerspruch stellen, nach welchem die politische Existenz des Großherzogthums unangetastet bleiben soll. Kann man bündiger sprechen, und zwei Verträge, welche ein Zeitraum von anderthalb Jahren, und manche politische Erscheinungen voneinander trennen, in einer genauern deutlichern Uebereinstimmung bringen? Kann man wohl das Breisgau zu der Kategorie derjenigen Länder rechnen, die für die Unabhängigkeit Deutschlands, welche bei allen Gebiets-Veränderungen der ausgesteckte Zweck ist, nothig sind? So lange man bei der Würdigung der durch die verbündeten Mächte gegen Oesterreich übernommenen Abtretungs-Verpflichtungen diesen Zweck und insbesondere den Umstand nicht immer vor Augen behält, daß die Ausgleichungen zwischen Oesterreich und Baiern Angelegenheiten sind, die durch besondere Verträge

zwischen diesen beiden Mächten ins Reine gebracht werden müssen, so lange wird man auch unrichtige Schlüsse und Folgerungen aus diesen Verpflichtungen ziehen. Wird die Nothwendigkeit der Abtretung der badischen Pfalz, des Main- und Tauberkreises und des Breisgau nicht auf das Bündigste dargethan; — wird nicht bewiesen, daß die Unabhängigkeit Deutschlands ohne diese Abtretung nicht bestehen, sondern gefährdet werden kann und wirklich gefährdet wird; — kann im Gegentheil handgreiflich gemacht werden, daß diese Unabhängigkeit durch Verkleinerung, Zerstückelung und Trennung des Großherzogthums im Gebiete auf der linken und rechten Rheinseite vollkommen gefährdet ist: so fallen alle Ansprüche auf bedeutende Gebiets-Veränderungen im Großherzogthum Baden von selbst weg, und die Ausgleichungen zwischen Oesterreich und Baiern bleiben diesen beiden Mächten anheimgestellt.

Wie lassen sich endlich der Vertrag vom 23. April und die Protokolle vom 10. Juni und 3. November 1815 mit der deutschen Bundesakte in Einklang bringen, nach welcher

> die Bundesstaaten sich gegenseitig über ihre sämmtlichen, unter dem Bunde begriffenen Besitzungen Gewährschaft leisten, und sich verpflichten, in keine Verbindungen einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichtet wären, noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, sondern sie bei der Bundesversammlung anzubringen?

Muß man nicht daraus abnehmen, daß, wenn die drei verbündeten Mächte, oder vielmehr ihre Bevollmächtigten, Theile des Großherzogthums an Oesterreich für die Entschädigungen Baierns zugestehen, solches immer im Einklang mit den badischen Beitritts-Verträgen zu verstehen und anzunehmen sei; daß also die Nothwendigkeit badischer Abtretungen unumstößlich dargethan, Baden darüber gehört, und seine Einwilligung eingeholt werden müsse?

7) Wenn auch Baiern seine Absicht, zusammenhängende Gebiete zu bekommen, erreichen sollte: kann es wohl als eine, zwischen Oesterreich und Baiern das Gleichgewicht haltende, eine Schutzwehr bildende Macht, an und für sich, und wenn auch Oesterreich das Breisgau erhalten sollte, angesehen werden? Mit nichten! Es fällt also der so hoch gepriesene Grund und Zweck der Vergrößerung Baierns ganz weg, und es muß bei der Unantastbarkeit der badischen Besitzungen sein Verbleiben haben.

8) Nach dieser getreuen Auseinandersetzung der vorliegenden Urkunden glaubt man der Prüfung enthoben zu sein, inwiefern der männliche Stamm Badens mit der Person des gegenwärtig regierenden Großherzogs, wenn derselbe nämlich keine männliche Nachkommenschaft hinterlassen würde, erloschen sein, und das Großherzogthum an die nachbürtigen Kinder des Großherzogs Karl Friedrich nicht übergehen soll. Man bemerkt nur: daß, wenn sie für diejenigen Länder als successionsfähig erkannt worden, die man ihnen nach Abzug des Main- und Tauberkreises und des Breisgau, belassen will, ihre Successionsfähigkeit für eben diese fraglichen Länder erkannt ist, und erkannt werden muß; — daß zur Zeit des Rieder Vertrags dieser besondere Streit nicht denkbar war, und nicht in Anregung gebracht werden konnte, weil der

damalige Großherzog einen männlichen Erben hatte, und noch mehrere zu bekommen hoffte; — daß innere Administrations-, d. h. im ausgedehntern Sinn, Successions-Anordnungen einen deutschen Mitstaat nichts angehen, und demselben die Prüfung, Würdigung oder Einschränkung dieser Anordnungen nicht zustehen; — daß diese Anordnungen, so wie die Ertheilung der Verfassungsurkunde, ein Ausfluß der dem Großherzog zugesicherten Staatsobergewalt sind, welcher sämmtliche Aemter und Unterthanen ihren Beifall und ihre Beistimmung gegeben, und insbesondere ihren Willen, bei dem Hause Baden, selbst bei den Hochbergischen Sprößlingen, bleiben zu wollen, feierlich und öffentlich erklärt haben; — daß die Administrations-, Handels-, finanzielle und andere Nachtheile, die man aus der Entschädigung Baierns am linken Rheinufer gegen die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit Deutschlands anführt, die nämlichen bleiben, wenn Baden diese überrheinischen Länder erhalten sollte, und endlich, daß manche dieser Nachtheile nur für Baden, wenn es diese Länder besitzen sollte, nicht aber für Baiern verwirklichter sind. Sonderbar ist es übrigens, daß sowohl durch die geheimen Artikel des Wiener Traktats vom 23. April, als auch durch das geheime Pariser Protokoll vom 3. November 1815, und durch die geheimen Artikel des Münchner Vertrags vom 14. April 1816 die badische Pfalz an Baiern in dem Fall abgetreten werden soll, wenn der damals regierende Großherzog Karl ohne männliche Leibeserben absterben sollte, und daß seine beiden Oheime, deren jüngster, der gegenwärtig regierende Großherzog, Leibeserben haben kann, von der Erbfolge, ohne Weiteres, und gegen den klaren Inhalt der Hausverträge von 1787, 1796 und 1806, ausgeschlossen werden, und daß man im Protokoll vom 10. Juni 1815, zur nämlichen Zeit, wo man ein Gebiet von 60,000 Seelen im Sarredepartement zur Vergrößerung von deutschen Fürsten bestimmt, den Heimfall der Pfalz und des Breisgau an Oesterreich für Baiern festsetzt.

Den Schluß aus sämmtlich vorstehenden Auseinandersetzungen mag der wahrheitliebende, unparteiische Leser ziehen.

Geschrieben im Dezember 1818.

*. *. *. *. *.

Bemerkungen über die Streitigkeiten des badischen Hofes mit der römischen Kurie.

Theilnahme der Engländer an den Streitigkeiten des badischen Hofes mit dem Papste über die Ernennung des Freiherrn v. Wessenberg zum Bisthume Konstanz. — Englische Uebersetzung der badischen Denkschrift gegen die römischen Anmaßungen vom Jahre 1819.

Wen sollte es nicht freuen — der weltbürgerliche Sinn und das hohe Gefühl für Recht und Unrecht, es mag nun von geistlichem oder weltlichem Despotismus herkommen, haben die Aufmerksamkeit brittischer Staatsmänner und Gelehrten auf die Irrungen geleitet, in welche der

großherzogl. badische Hof mit dem römischen in Betreff der Wahl des Freiherrn v. Wessenberg zum Nachfolger im Bisthum Konstanz verwickelt worden ist?

Bekanntlich erschien im verflossenen Jahre (1818) von Seite jenes Hofes eine Denkschrift über die Eingriffe des Papstes in die landesherrlichen Rechte, ja selbst in die Ausübung der bestimmtesten, in den Kirchengesetzen ausgesprochenen Befugnisse der Kathedralkapitel bei Erledigung eines bischöflichen Sitzes und bei Aufstellung eines Generalvikars und Bisthumsverwesers.

Diese Denkschrift ward nach ihrer Erscheinung bei dem deutschen Bundestag in Frankfurt durch den Minister des badischen Hofes ausgetheilt, und erregte die höchste Aufmerksamkeit, weil zu erwarten stand, daß das, was dem Souverän von Baden durch die Anmaßung des römischen Hofes widerfuhr, auch mit Zeit und Gelegenheit auf andere deutsche Höfe ausgedehnt werden könnte.

Indessen trugen doch bei der höchsten innern Mißbilligung die meisten Fürsten einiges Bedenken, sich über die Sache laut auszusprechen. Denn viele waren früher und unter der Hand schon mit dem Papste in Unterhandlungen wegen Einrichtungen des Kirchenwesens getreten, wie z. B. Oesterreich, das sich ohnehin durch seine Macht und seine unter dem großen Kaiser Joseph II. schon aufgestellten und in Uebung gesetzten kräftigen Grundsätze helfen konnte. — Baiern war im Begriffe ein Konkordat abzuschließen, und die Welt weiß es nun, wie es darin, leider, zum Nachtheile der Kirchenfreiheiten und der Souveränetätsrechte übervortheilt worden ist. Andere Fürsten wendeten ihre Blicke auf die Hoffnung des Resultats der Berathschlagungen über die kirchlichen Angelegenheiten, welche vierzehn verbündete deutsche Höfe mit einigen freien Städten Deutschlands in einem eigenen niedergesetzten Comité in Frankfurt angestellt hatten, und die bekanntlich im Oktober des nämlichen Jahres erst geendet worden sind.

In der Zwischenzeit muß nun die badische Denkschrift nach England gelangt sein.

Dort fand man sie so wichtig, daß sie sogleich in einer trefflichen Uebersetzung erschien unter folgendem Titel:

„Reformation in the Catholic Church in Germany and the downfall of papal authority detailed in the Correspondance with the Court of Rome on the Subject of the nomination of the Vicar General Baron of Wessenberg as Successor of the Dioecese of Costance and dioecesan administration, accompany'd by various documents to the correspondance, giving a brief Account of the extraordinary proceedings of the Court of Rome on this occasion, and the measures adapted in Consequence by his Royal Highness the Grand Duc of Baden and an Introduction written expressely for this translation by the Attorney General of the King of Bavaria. Translated from the Original German. London. By Ackermann. 1819. 8.

Die badische Denkschrift muß als höchst wichtig in England aufgefallen sein, sonst wäre ihr die Ehre einer Uebersetzung bei einer so scharfsinnigen und erleuchteten Nation nicht widerfahren, die nicht leicht öffentliche Staatsschriften, wofern sie nicht ein allgemeines so zu sagen Welt-Interesse betreffen, in ihre Sprache übertragen läßt.

Was konnte aber auch wichtiger sein, als der Kampf eines für seine katholischen, zahlreichen Unterthanen so wohlgesinnten protestantischen Fürsten gegen römische Anmaßungen, — eines Nachkommen aus dem erlauchten Stamme der Herzoge von Zähringen, der seine landesherrlichen Rechte behauptet, und einen unterdrückten Kirchenprälaten seiner Nation in Schutz nimmt, gegen welchen weder in Sitten, noch in Lehre, noch in Gelehrsamkeit und Wissenschaften etwas mit Recht einzuwenden war, der ein Stolz seines Vaterlandes ist, und der frei, wie ein deutscher Mann, keinen Anerbietungen und Einflüsterungen in Rom nachgab, weil er nicht zum Verräther an den landesherrlichen Rechten seines Fürsten und Souveräns werden wollte.

Die Uebersetzung der Schrift ist vorzüglich gut gerathen, so wie jene aller lateinischen Urkunden und des gesammten Briefwechsels, der mit den Römern geführt ward. Als höchst wichtig muß die geschichtliche Einleitung erscheinen, die als sehr gründliches — wie soll ich es nennen? — Gutachten oder Beurtheilung von Seiten eines rühmlichst schon durch andere Schriften bekannten baierschen Gelehrten, Hrn. Ignaz Rudhart, beider Rechte Doktors und ehemaligen Professors der hohen Schule zu Würzburg, ausgearbeitet ist. Diese Einleitung, die mit eben so vieler Sachkenntniß als deutscher Vaterlandsliebe, und in würdevollen Ausdrücken der reinsten Diktion geschrieben ist, spricht freimüthig das Urtheil im Sinne der deutschen Nation aus, dem alle Parteilosen gerne beistimmen werden.

Allein der englische Uebersetzer glaubte das Werk noch mit seinen eigenen Ansichten in einer Vorrede begleiten zu müssen. Er behauptet, wie auch schon der sehr umständliche und fruchtbare Titel anzeigt, daß der römische Hof durch den gewagten Angriff auf den Großherzog von Baden und seine Souveränetätsrechte sich die Vernichtung seiner Macht in Deutschland sehr unweise vorbereitet habe. Davon verspricht er sich baldige Vereinigung aller christlichen Religionspartien.

Diese Vereinigung, wenn sie auch für den Frieden einer allgemeinen Kirche höchst wünschenswerth ist, scheint aber bei weitem noch nicht so nahe zu sein, als der britische Herausgeber dieser Schriften in seiner schönen Begeisterung sich vorstellt. Die Parallele, die er mit Wessenberg und den alten Reformatoren macht, ist unpassend, denn nie dachte und konnte diesem Kirchenprälaten es einfallen, dem Pabste, dessen Macht durch die Kirchengesetze, Konzilien, die Uebereinstimmung der katholischen christlichen Völker, ihren Fürsten und Königen angewiesene Grenzen schon gesetzt sind, nicht als dem Mittelpunkt der katholischen Kirche aufrichtig zu huldigen. Das beweisen auch alle seine persönlichen und schriftlichen Verhandlungen und Erklärungen gegen die päpstlichen Kirchen-Beamten, und vorzüglich gegen den Staatssekretär Kardinal Consalvi. Denn innige Vereinigung mit dem obersten Kirchenhirten in Glaubenssachen und der hierarchischen Kirchenverwaltung ist einmal nothwendiges System des Katholizismus, um nicht in tausend unheilbare Spaltungen zu verfallen, und die Gläubigen der Gefahr auszusetzen, Meinungen an die Stelle des positiven Glaubens zu pflanzen, worüber sich heut zu Tage so viele unserer christlichen Mitbrüder, nicht-katholischen Bekenntnisses, beklagen.

Wessenbergs Arbeiten und sorgevollen Bemühungen in der Führung seines Amtes schränkten sich auf den bessern Unterricht der Geistlichkeit und der Schulen, auf Kirchendisciplin, und auf die Vereinigung und Veredlung des Kultus ein. Darüber ward er von seinen Feinden in Rom verklagt. Man sehe doch nur in der badischen Denkschrift die erbärmlichen Beschuldigungen, die man ihm in Rom vorlegte, und die siegreichen und edeln Antworten, mit denen er sie widerlegte. Er fand sich in die Nothwendigkeit versetzt, die Selbstständigkeit des deutschen Episkopats, die Würde der landesherrlichen Rechte, unter dessen Schutz dasselbe steht, zu vertheidigen. Seine Ankläger, und die Form der Anklage, noch die gesammelten Aussagen der Zeugen, bekam der edle Mann nie vor Augen gelegt. Denn das Verfahren der römischen Kurie ist jenem der berüchtigten Glaubens-Inquisition in Spanien ähnlich, bei welcher dem Beschuldigten weder die Namen der Angeber, noch die der Zeugen vorgelegt werden; er erhält nur den summarischen Auszug der Klage, und die Aussagen der Zeugen; wer sie sind, erfährt er nicht. Ob er gegen ihre Person, ihre Glaubwürdigkeit und ihre Verhältnisse rechtsgültige Einwendungen zu machen habe, darum bekümmern sich die Kurialisten gar nicht.

Man fordert von dem Beschuldigten ganz nach dem Geiste der inquirirenden spanischen Dominikaner-Mönche blinde Unterwerfung, wie dieses deutsch in den Consalvischen Noten zu lesen ist. Man erlaubt sich alles, selbst die Verstümmelung öffentlicher Urkunden (man sehe nur die badische Korrespondenz No. VII.). Der beobachteten Heimlichkeit unerachtet sind Wessenbergs Angeber in Deutschland so ziemlich bekannt, werden auch mit der Zeit noch zu ihrer Schande einmal bezeichnet werden. Man muß wissen, daß die deutschen Korrespondenten der Kurialisten ihren Briefwechsel nach Rom lateinisch führen, und die Auszüge deutscher Schriften, die etwa dem päpstlichen Ansehen Abbruch zu thun scheinen, ins Lateinische übersetzt nach Rom abfertigen.

Die meisten von ihnen sind Mönche; wo nicht, so stehen sie doch in Verbindung, sogar im Solde der Mönche.

Nun kann man sich leicht vorstellen, welch eine erbärmliche Fabrikarbeit diese mit ihrem Kirchenlatein liefern, wenn es darauf ankommt, scharfsinnige deutsche Untersuchungen in ihre Nebelgestalten zu übertragen. Sie haben ja auch das Muster an dem römischen Kurialstyl selbst, der ein Meisterstück von Sprachunrichtigkeiten, Zweideutigkeiten und Unsinn ist, wie uns einige neuere Konkordate belehren. Deutsche Schüler könnten daraus lernen, wie man nicht lateinisch schreiben müsse, so schreiben die neuesten Römlinge. Sie haben selbst die edlere Sprache verlernt, die noch im sechszehnten Jahrhundert Leo X. und seine gelehrten Kardinäle mit so vieler Würde schrieben und sprachen.

Fassen wir noch einmal den wahren Gesichtspunkt ins Auge, unter welchem die Sache des badischen Hofes und des Hrn. v. Wessenberg übersehen werden muß, und folgen wir dem Zusammenhange der Begebenheiten, die vor unsern Augen vorgingen, mit den daliegenden Urkunden.

Der jetzt regierende, sehr sanftmüthige, ängstliche Papst in seinem hohen, mit Gebrechlichkeit

überladenen Alter verlangt gewiß nichts anders als Friede. Allein er hängt von dem Einflusse seiner Umgebungen, seiner Kurialisten ab. Es liegt in ihrem Systeme, in nichts nachzugeben, was sie als hergebrachte, wenn auch gleich hundertmal von den Partikularkirchen, den Fürsten und den christlichen Völkern so siegreich widerlegte Machtvollkommenheit in der äussern Administration der Kirche betrachten; daher spannen sie auch in den badischen Verflechtungen ihre Ansprüche so hoch.

Wenn nun auch, wie es gewiß ist, ein wohlgesinnter Kardinal die Unhaltbarkeit des Systems, und den gerechten Widerspruch des Zeitgeistes einsieht, so muß er sich doch wohl hüten, seine Stimme laut werden zu lassen. Denn da der Papst so nahe an der Pforte des Todes steht, und die Thüre des Konklaves bald aufgeschlossen werden muß, so gebietet Behutsamkeit auch dem Wohldenkenden tiefes Stillschweigen, damit ja nichts verlaute, was den intriganten Mitbrüdern Anlaß zum Ausschlusse eines Kardinals bei der Wahl geben könne.

In der Welt herrscht man durch politische Macht, noch mehr aber durch Meinungen. Das haben wir in allen menschlichen Dingen gesehen.

Die Opinion kann sich Jahrhunderte hindurch fortpflanzen auch ohne urkundliche Beweise durch Ueberlieferung. Sie heiligt sich selbst durch Volks-Aberglauben und durch Verjährung, wenn ihr nicht ein Geist, der in ernstlichen Untersuchungen geübt ist, mit dem Flammenschwerdte in den Weg tritt.

Auf diese „Meinung" verlassen sich die Kurialisten noch immer in Deutschland. Allein sie betrügen sich. Denn Erziehung, Unterricht, Erforschung der Geschichtsquellen, Sorge und Eifer für die Souveränetätsrechte haben schon längst Gegenmeinungen erzeugt. Ein Rudel Mönche und ein halb Dutzend päpstliche Ritter mit den goldenen Spornen sind schlechte Hülfsvölker, um die Meinung des deutschen Volks umzustimmen.

Schon längst hat diese eine Läuterung erhalten und eine andere Richtung genommen, seit dem man das Weltliche von dem Geistlichen durch einen ganz natürlichen chemischen Prozeß zu sondern verstanden hat.

Dem Papst werden die deutschen Fürsten das gerne zugestehen, was er als oberster Hirt nach dem Kirchengesetze fordern kann; aber sie werden auch die Selbstständigkeit des Episkopats zu fördern, und in der ihm gebührenden hierarchischen Form zu schirmen wissen.

Wenn nun die Kurialisten darauf zählen, auf den Trümmern des Episkopats, welches sie geflissentlich zerfallen liessen, ihren Thron aufzuschlagen, und den Regierungen, die sich neue Episkopate zu stiften vereinigt haben, Gesetze vorzuschreiben, so erreichen sie ihren Zweck gewiß nicht. Vorläufige Maasregeln sind schon genommen. Sobald einmal die Geduld erschöpft ist, bieten sich die Mittel von selbst dar, das Kirchenthum auch ohne römische Theilnahme zu ordnen. Gleichgültig kann es einmal dem Fürsten nicht sein, wer als Bischof die höchste geistliche Würde in ihrem Lande bekleiden soll, am allerwenigsten dem Großherzog von Baden. Aber wenn es der würdige Hr. v. Wessenberg, welcher das Vertrauen seines

Kathedral-Kapitels, die Ernennung und Genehmigung seines Souveräns und den Beifall der Frömmsten und Aufgeklärtesten der christlichen Gemeinde, der er so lange mit Ruhm vorgestanden, für sich hat, durch ein schnödes Urtheil der Kurialisten als verdächtig und unfähig erklärt wird, so gehört die Untersuchung über Facta und Lehren vor unbefangene National-Richter, ganz in Geiste der deutschen und allgemeinen Kirchengeschichte.

Hier ist sein Richterstuhl, nicht in Rom, und vor diesem mögen nur Mönche, Prälaten, Prioren, Guardiane von allen Farben, heimliche Jesuiten und Spornenritter als Ankläger frei auftreten, Beweise führen, und gerechte Entscheidung gewärtigen.

Ich bin überzeugt, wenn heute der Großherzog von Baden durch seine geistlichen Stellen ein solches Synodalgericht niedersetzen ließe, so wird schwerlich einer von den Herren, die im Finstern wirken, es wagen, sich offen in die Schranken zu stellen.

Sagen wir es aufrichtig, es war ein großer Mißgriff von einigen deutschen Regierungen, daß man, um Pensionen zu ersparen, Mönche ohne große Auswahl auf Pfarreien anstellte.

Nur diejenigen — und klein ist ihre Anzahl — taugten hiezu, die im Geheim bessern und ernsthaftern Studien innerhalb der Klostermauern oblagen, dafür aber auch recht unchristlich verfolgt wurden.

Die andern sind einem solchen wichtigen Amt nicht gewachsen, denn sie brachten aus der finstern Schule, aus der sie kommen, und in der es nur auf Ruhe, Bequemlichkeit, weichen Lebensgenuß und ewiges Chorsingen abgesehen war, weder Anlagen noch Kenntnisse mit.

Sie kannten und beklagten nichts, als ihr sogenanntes unvergeßliches Gottshaus. Die meisten kennen noch nichts, als ihren gnädigen Herrn Prälaten, der meistentheils noch in der Nähe seiner zerstreuten Untergebenen horstet, und durch solche Pfarrer gelegenheitlich auf christliche Gemeinden seinen Wirkungskreis ausdehnt.

Wollt ihr Beweise davon, wie sich einige dieser hochwürdigen Herren heißerer Natur, ungewöhnter ehrbarer Freiheit, des klösterlichen Zwanges ledig, auf ihren Pfarreien allenfalls bis zu ihrer verhängten Absetzung aufgeführt haben, so können sie leicht aus den Brieftaschen einiger wackern Weltgeistlichen, aus den Protokollen einiger badischen Aemter und des Generalvikariats von Konstanz hervorgezogen werden, wenn man anders für die Ehre des Priesterthums keine Schonung haben will.

Diese sind es, deren viele noch unter dem Einflusse ihrer alten Obern begriffen sind, und welche zugleich den größten Haufen der Schreier ausmachen, und die da sagen, die Religion ginge in Baden zu Grunde, sintemalen die Klöster zu Grunde gegangen sind, und man deutschen Kirchengesang einführte.

Wahrlich es bedarf eines tüchtigen Bischofs für das Großherzogthum, um Ordnung herzustellen, und das, was nicht durch fremden Einfluß bereits verdorben ist, zu erhalten. Es bedarf Einsicht, Entschlossenheit, untadelhafte Sitten, Gelehrsamkeit und Fähigkeit, die geist-

lichen Studien zu lenken, strenge Aufsicht, und entschiedene Liebe für den Souverän, um seine wohlgemeinten Absichten für Kirche und Staat auszuführen.

Wohl mag mancher Mönchsprälat glauben, er habe alle Eigenschaften zu einem badischen Bischof, einmal weil er ohnehin schon vom Kloster her das goldene Kreuz, die zweihörnige Mütze, jene geliebte Mitra bicornis, und den krummen Stab mitgebracht habe. — Allein unsere Zeitbedürfnisse fordern etwas mehr als Insignien und die Fertigkeit, Priester und Kinder zu salben, oder auch dieses fromme Geschäft, wenn man dessen etwa müde wird, durch einen bezahlten Weihbischof versehen zu lassen.

Kloster-Dogmatik und Kloster-Kasuistik, wenn man sie auch noch so fleißig studirt hat, bilden nicht zum Bischofe. Die Schriften eines Pater Busenbaum, Suarez und Eskobars und anderer berühmten Männer dieser Art sind schon lange durch des Scharfrichters Hand in Paris unter Ludwig XV. öffentlich verbrannt worden. Sie taugen nicht mehr für das Jahrhundert; und für Deutsche, die ihre Regentenhäuser und Fürsten mit so vieler Anhänglichkeit lieben, gar nicht.

Aus diesem lernt man keine Pastoralweisheit, nicht die Kunst, Geister im Christenthum zu leiten.

Eure unfruchtbare Schuldogmatik beruhe auf ihrem Unwerthe; wir überlassen sie euch zu euerm Privatgebrauch. Für uns heben wir nur die Punkte heraus, die einen wirkenden Einfluß auf tugendreiche Moral, auf das Wohl des Staates, und auf die Befestigung des Friedens unter den Christen haben.

Ihr, die ihr Bischöfe werden wollt, gebt zuerst Beweise von eurer Fähigkeit für das wichtige Amt, nicht durch einige in Rom mit klingenden Gründen erschlichene Empfehlung, oder durch Stimmen, die ihr gegen Ordnung und Gesetz in Konventikeln sammeln lasset, sondern durch eure Sitten, eure Kenntnisse, eure apostolischen Eigenschaften, durch eure Vermögenheit, den lebendigen Glauben zur thätigen Moral zu wecken.

Seitdem in Deutschland unsere Bischöfe nicht mehr Landesherren sein können, und seitdem die Würde des Episkopats nicht mehr durch den eiteln Glanz eines Hofstaates überstrahlt wird, bleibt es unsre Pflicht, uns näher der Einfachheit der alten christlichen Kirche anzuschliessen, in welcher das Hirtenamt durch das Vertrauen der Gemeinde nur dem Würdigsten übertragen ward.

In Baden hat man sich bereits dieser Ordnung genähert. Die Wahl des Höchstseligen Souveräns entsprach der Stimme der Weisesten des Volks.

Sein Nachfolger in der Regierung wird den Willen seines Vorfahren zu ehren wissen. Wollten auch Mönche, Prälaten, und die von ihnen irre geleiteten Menschen, dann verkleidete Jesuiten, goldne Spornenritter, unwürdige und vom eintretenden Bischofe Züchtigungen besorgende Geistliche, endlich die wandernden Konvertiten, welche katholischer sein wollen, als der Papst selbst — es wagen, unter dem Pöbel Unruhen zu erwecken, so befolge man nur einmal das Beispiel der frömmsten katholischen Könige Spaniens und Portugals, das sie mit den

Jesuiten gegeben haben, packe einen Postwagen voll dieser Unruhestifter zusammen, und schicke sie mit guter Bedeckung jenseits der Alpen den Kurialisten zu, die sie dann nach Verdienst und Würde mit Kreuz, Spornen, geweihten Agnus Dei, Rosenkränzen und Violetstrümpfen belohnen können. Eine einzige solche Ladung wird Ruhe verschaffen, wo nicht, so kann man die zweite nachsenden.

Denn hier handelt es sich um Vertheidigung von Rechten, die ein Souverän nicht aufgeben kann, und um den kräftigen Schutz, den der Fürst einem ungerecht verläumdeten Staatsbürger angedeihen zu lassen schuldig ist, der eben jene Rechte vertheidigte, und nun unter nichtigen Vorwänden verfolgt wird.

Nur zu viele Langmuth hat die badische Regierung seither darin bewiesen, daß sie noch nicht jene zwei berüchtigten römischen Breven, die ohne Untersuchung und gegen alle rechtliche Form ergangen und in das Land eingeschlichen sind, durch eine förmliche Kassation aus landesherrlicher Macht zernichtet hat.

Das deutsche Vaterland ist berechtiget, dieses zu erwarten, und England erwartet es schon längst nach dem Geist der Schrift, von der ich so eben gesprochen habe.

— i —

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Fastenmandat gegen den wechselseitigen Unterricht.

In ganz Frankreich befindet sich gegenwärtig noch ein einziger Erzbischof, derjenige von Bordeaux; eben so ist die Hälfte der Bisthümer verwaist, und statt der Bischöfe stehen, großentheils schon seit mehrern Jahren, Generalvikarien, die allezeit von ihren Stellen können abgerufen werden, und die daher auch aller Selbstständigkeit ermangeln, an der Spitze der Diözesen. Die Nachtheile dieses schwankenden Zustandes machen tägliche Erfahrungen durchs ganze Königreich immer offenbarer. Wie anderswo, so sind auch hier die jährlichen Fastenverordnungen Zeichen der Zeit, weil ihre Verfasser die Gelegenheit dieser Kundmachungen ergreifen, um, was ihnen vorzügliche Angelegenheit ist und zeitgemäß erscheint, dem Volke oder den Gläubigen ihres Sprengels vorzutragen. Der Generalvikar des Bisthums Besançon, Hr. Durand, hat sich dafür in diesem Jahr den gegenseitigen Unterricht gewählt. „Wir glauben (so drückt er sich aus), geliebteste Brüder, ehe wir zu den Fastenvorschriften und Dispensen übergehen, welche die Zeitumstände (la rigueur du temps) annoch erheischen, vorerst einen Augenblick bei der ziemlich unnützen, oder vielmehr gefährlichen, wenn schon ohne Zweifel in gemeinnützigen Absichten empfohlnen Institution verweilen zu sollen. Es ist von der neuen

Lehrmethode die Rede, welche zunächst den Unterricht der Kinder des gemeinen Volkes bezweckt, dessen religiöse Leitung voraus höchst wichtig ist. Unzweifelhaft ist die alte Methode der Brüder der christlichen Lehre ungleich viel besser; der Unterricht in den Elementarkenntnissen hält darin stets gleichen Schritt mit demjenigen der Heilslehre, und es wird diese letztere durch das musterhafte Leben der Lehrer unterstützt, welche ihre Zöglinge mit der Liebe der Religion und der Uebung christlicher Tugenden vertraut machen. Diesen unschätzbar großen Vortheil mag der gegenseitige Unterricht nicht gewähren, bei welchem die jungen Leute, welche den Unterricht vielleicht mit allzugroßer Anmaßung ertheilen, eher selbst des Religionsunterrichts und tüchtiger Lehrer bedürftig wären. Dazu kommt, daß man, bei allzufrüher Entwicklung der Geisteskräfte der Kinder, Gefahr lauft, die Entwicklung ihrer fehlerhaften und lasterhaften Neigungen zu befördern, und diese dadurch unheilbar zu machen; daß das Genie, als ein seltenes Geschenk der Vorsehung, der neuen Unterrichtsweise gewiß nicht bedarf, indem genugsame Beispiele darthun, wie auch die alte vollkommen hinreicht, das Erwachen seiner Kräfte herbeizuführen; daß, wenn zufälliger Weise etwa ein ausserordentliches Kind, vielleicht zu seinem selbsteigenen Nachtheil, aus der neuen Schule hervorgehen sollte, dadurch der Schaden lange nicht aufgewogen werden möchte, der sich für die große Mehrzahl der andern ergibt, wenn sie von der Berufsart, wozu sie bestimmt sind, allzuweit entfernt werden, sich in der Zwischenzeit nützlich zu beschäftigen unvermögend sind, und unmerklich Neigung zum Müßiggang oder schlechten Lesereien annehmen, so daß sie hernach für ihre Werkstätten nicht mehr passen; daß der Luxus des Wissens nicht minder gefährlich ist, als derjenige des Reichthums, so daß, wenn der letztere wenigstens noch den Vortheil hat, vielen Leuten Arbeit und Brod zu bringen, der erstere hingegen auch diesen Nutzen nicht gewähren kann; daß Talente, die ausschließlich nur zum Vergnügen der Gesellschaft dienen, ein eitler Schmuck sind, der oft genug, seinem Besitzer sowohl, als denen, die sich daran ergötzen, zum Verderben gereicht. Endlich dann ist es der Fall, daß der Staat nützlicher Handwerker bedarf, daß die Mehrzahl der Bürger sich den Handarbeiten widmen soll, und daß es dabei sehr gleichgültig ist, ob sie einige Zeit früher oder später lesen, schreiben und rechnen lernen; so wie hinwieder, wenn auch Gelehrte erforderlich sind, woran niemand zweifelt, die ihnen gebührende Achtung nicht auf ihrer Zahl beruht, sondern auf der guten Anwendung, welche sie von ihren Kenntnissen machen."

Es hat diese Homelie des Generalvikars zu einer Berichterstattung an den akademischen Rath in Besançon Gelegenheit gegeben, welche derselbe bekannt machen ließ, und die auch unstreitig ein völlig genügendes Gegengewicht jenes geistlichen Machwerkes darbietet. Dieser Bericht (Rapport fait au conseil académique par M. le Recteur, dans la séance du 12. Ferr. 1819. Besançon. 2^8 pag 8.) macht zunächst auf den Umstand aufmerksam, daß der Generalvikar zwei wesentlich verschiedene Dinge mit einander vermengt hat, das Lehrverfahren nämlich oder die Methode, und die Dinge, welche dadurch gelehrt werden. Eine vollkommnere oder unvollkommnere Buchdruckerpresse hat doch wohl gar nichts mit dem Werth oder Unwerth der Druckschrift

zu thun, welche aus ihr hervorgeht: der Pflug, womit der Acker bearbeitet wird, ist etwas ganz Verschiedenes von der Saat, die man auf das Feld ausstreut. Das eine muß abgesondert vom andern beurtheilt werden, und wenn vom Unterricht die Rede ist, so muß man die Mittel des Unterrichtsverfahrens von der Natur und Beschaffenheit der Dinge, welche durch jene Mittel gelehrt werden sollen, unterscheiden. In den französischen Schulen sind für den Elementarunterricht dreierlei Methoden angewandt worden: der individuelle Unterricht, der gleichzeitige und der sowohl gleichzeitige als wechselsweise. Die Nachtheile des erstern hatte der Stifter der Brüderschaft des christlichen Unterrichts, der Pater de la Salle, bereits eingesehen. Er erkannte ihren Hauptmangel in dem Unvermögen, die Aufmerksamkeit der Schüler sattsam fest zu halten, und er erfand die seither von seiner Congregation angewandte gleichzeitige Methode, welche vierzig Jahre hindurch alle Art Widerspruch erlitten, und ihrem Erfinder sowohl als seinen Gehilfen den mannigfaltigsten Verdruß, Verleumdungen und Verfolgungen zugezogen hat: nach und nach ward jedoch ihr Sieg vollständig, so wie die Ueberzeugung von ihren Vorzügen Eingang gewonnen hatte. Ohne irgend einen Nachtheil des individuellen Unterrichts, gewährt der wechselsweise alle Vortheile des gemeinsamen, und er verbindet damit auch noch eigenthümliche, hinsichtlich auf Geistesentwicklung und Gesundheit der Kinder, so wie auf Kostenersparniß. Der Bericht entwickelt diese umständlich. Wenn dann aber der Generalvikar von Verbreitung der Elementarkenntnisse unter dem gemeinen Volk für die Religion und Sittlichkeit Nachtheile besorgt, so verweiset ihn der Rektor der Akademie auf die Bulle, worin Benedikt XIII. im Jahr 1724 dem Lehrverfahren des P. de la Salle seinen Beifall ertheilte. „Es hat uns“, so drückt sich der Papst aus, „Johann Baptist de la Salle, dieser fromme Diener Gottes, vorgestellt, welch' eine unzählbare Menge ärgerlicher Unordnungen die Unwissenheit, diese Quelle alles Bösen, vorzüglich in den unteren Volksklassen, erzeugt, die im Elend schmachtend, oder um ihres Broderwerbs willen mit schwerer Arbeit belastet, nicht nur aller wissenschaftlichen Kenntnisse ermangeln, sondern, was noch bedauerlicher ist, meist auch die Grundwahrheiten der Religion nicht einmal kennen.“ Neben dem Rektor (Hrn. Ordinaire) haben der Präfekt des Departements, Hr. de Villiers du Terrage, und mehrere andere angesehene Beamte, so wie die Professoren der Akademie, den Bericht unterzeichnet, welcher nun bereits auch wohlthätig auf die Meinung gewirkt hat, die einige Gehilfen des Generalvikars vergeblich durch Kapuzinaden zu mißleiten trachten: einer dieser letztern schämte sich nicht, von der Kanzel herab seine Zuhörer läppischer Weise zu fragen: Sind es etwa wechselseitige Tugenden, die der wechselseitige Unterricht euch lehrt?

U.

Aus Asien.

Zustand des Kriegswesens in Persien unter Feth-Ali-Schach. (Aus Lancoigne's Briefen über Persien. Thl. II.)

Die ganze Stärke der persischen Heere beruht auf der Reiterei. Jede Provinz, oder vielmehr die großen Vasallen des Königs, d. h. die Khans, welche an der Spitze der Militär-Stämme stehen, sind verpflichtet, eine gewisse Anzahl Reiter ins Feld zu stellen, deren Gesammtheit sich auf hundert fünfzig-, höchstens zweimal hunderttausend Mann belaufen mag. Diese Militärstämme oder Taifés theilen sich, nach den vier Sprachen, deren sie sich bedienen, der Türkischen, Kurdschen, Arabischen und Lourdschen, in vier große Abtheilungen, unter denen die Eschärs und Kadjárs, beide zu der türkischen Zunge gehörig, die zahlreichste ausmachen. Die Eschärs galten von jeher für den tapfersten Stamm, und waren auch der mächtigste; in neuern Zeiten haben ihnen die Kadjárs, zu denen auch der regierende Fürst gehört, diesen Vorrang abgewonnen. Die persischen Reiter sind schlecht besoldet; in Friedenszeiten erhalten sie gar keine Bezahlung. Für ausgezeichnete Waffenthaten werden ihnen besondere Geschenke gemacht; auch ist ihnen gestattet, sich am Plündern und Beutemachen zu erholen. Letzteres ist eine leichte Aushilfe und wird durch ihre Zuchtlosigkeit über die Maßen begünstigt. Waffnen und ausrüsten müssen sie sich auf eigene Kosten. Ihre Kleidung ist ganz alterthümlich und besteht in der Regel in einem stählernen Helm, einem Küraß oder Panzerhemd, einem Schild und einer Lanze. Einige tragen überdies einen Bogen in der Hand und einen Köcher über die Schulter, so daß man, die Pistolen und den Karabiner, womit sie heut zu Tage ihre Waffenrüstung gar häufig zu ergänzen pflegen, abgerechnet, Krieger aus den Zeiten eines Xerxes vor sich zu sehen glaubt. Indeß ist diese glänzende Kavallerie nicht im Stande, sich in förmlicher Schlachtordnung zu schlagen, hingegen vortrefflich, um sich an den Seiten einer Armee herum zu tummeln und zu scharmuzieren; auch hat ihr blankes Gewehr in Absicht auf Härtung vor dem französischen einen entschiedenen Vorzug und bringt breite und tiefe, größtentheils tödtliche Wunden bei. Alle sechs Monate hält der König über die in der Hauptstadt und ihren Umgebungen kantonnirende Reiterei Heerschau. Eine solche Heerschau hat mit den europäischen Militärparaden wenig oder nichts gemein. Der Schach sitzt in einem Pavillon, im Hintergrunde des ersten Hofes seines Palastes, und die Reiter stehn in unordentlichen Haufen in einer der beiden Ecken des Hofes beisammen. Unter dem Fenster seiner Hoheit sind die Häupter der Stämme postirt, und rufen der Reihe nach jeden Soldaten laut und mit Namen auf. Die Soldaten beantworten den Ruf damit, daß sie in vollem Galopp bei dem Kiosk vorbei nach der entgegengesetzten Seite des Hofes hinreiten, woselbst sie wieder Posto fassen. Nach beendigter Revue werden diejenigen Individuen, welche entweder ausser Stande sind, länger zu dienen, oder sonst eines fernern Dienstes enthoben sein möchten, verabschiedet oder entlassen und durch neue Aushebungen ersetzt; worauf denn die gesammte Reiterei wieder nach Hause kehrt.

Die persische Infanterie besteht aus Tufenktschis oder Füselieren. Ihre Anzahl belauft sich nicht über fünfzig- bis sechszigtausend Mann, und sie sind die erbärmlichsten Truppen, die man sich denken kann; arme Bauern, die von ihren Herren der Feldarbeit zum Dienste des Königs entzogen, von der Kavallerie verachtet, schlecht bezahlt werden und, wie es heißt, für Kleidung und Equipirung selbst zu sorgen haben. Manche von ihnen haben, statt aller Kleidung, ein paar schlechte lange Hosen von blauem Tuch und einen Pelz von Schaffellen. Ihre Waffen bestehen in einer Flinte mit Zündschwamm, einem Dolche und Säbel. Von jeher wurde der Infanteriedienst bei den Persern sehr gering geachtet, und noch gegenwärtig befindet sich derselbe in den Händen der Leibeigenen und der niedrigsten Volksklassen, während hinwieder der Kavalleriedienst und dieser allein für edel und ehrenvoll gilt. Es hat jedoch den Anschein, als ob die Perser in kurzem von einem so ungerechten und ungegründeten Vorurtheile zurückkommen dürften, da gerade jetzt (1818) auf Verlangen des Königs, und mehr noch seines Sohnes, des Prinzen Abbás-Mirza, französische Offiziere damit beschäftigt sind, zu Tauris eine neue Infanterie auf französischen Fuß zu organisiren.*) Auch in Absicht auf den Artilleriedienst sind die Perser noch sehr weit zurück; ja man könnte sagen, diese in Europa so vervollkommnete Wissenschaft sei ihnen gänzlich unbekannt. Sie sind zwar im Besitze einiger Stücke Geschützes von schwerem Kaliber, die sie theils während des letzten Krieges den Russen, theils den Portugiesen abgenommen, als sie dieselben zwangen, Ormus zu räumen: allein sie wissen

*) Diese französischen Offiziere sind: der Infanterie-Kapitän Verdier und Hr. Lamy, Kapitän beim Geniewesen. Drei Infanterie-Unteroffiziere von den Linientruppen leisten ihnen bei ihren wichtigen Vorkehrungen Beistand. Das Lager des Schach-Zade Abbas-Mirza zu Tauris besteht, wie sich Hr. Tancoigne auf seiner Ruckreise im Mai 1808 durch den Augenschein überzeugt hat, aus ungefähr dritthalbtausend Mann, die auf französische Weise organisirt sind, und von persischen, durch Hrn. Verdiers Verwendung zu französischen Handgriffen angezogenen und gebildeten Offizieren kommandirt werden. Diese Soldaten, in persischer Sprache Serbaz (Leute, die ihren Kopf auf das Spiel setzen) genannt, führen Ordonnanzflinten, die zu Tauris nach französischen Mustern fabrizirt und diesen auf eine Art nachgebildet sind, die wenig zu wünschen übrig läßt. Die Uniform dieses neuen Militärs besteht in braunen Westen, nach dem Zuschnitte der französischen Monturen, und vorn mit einer Reihe weiß metallener Knöpfe. Dazu tragen die Serbaz Pantalons von blauer Leinwand, kleine Halbstiefeln, und bis zur Stunde noch unverändert die den Persern aller Stände und Alter gemeine Mütze von schwarzem astrachanischem Schafpelze, die von dem einen und andern, der sich ein etwas militärischeres Aussehen verschaffen möchte, mit einem weißen Federbusche verziert wird. Eine aus Eliten-Truppen bestehende Leibgarde thut den Dienst um das Gezelt des Abbas-Mirza. Jeden Morgen und Abend wird zu bestimmten Stunden Appell gehalten und die wachthabenden Soldaten täglich, im Laufe des Vormittags, abgelöst. Die Trommel gibt das Zeichen zur Retraite und zu den verschiedenen Waffenübungen. Das Ganze ist in einem so militärischen Geiste angeordnet und es waltet dabei eine solche Ordnung und Mannszucht, daß man sich beinahe in ein französisches Lager versetzt glaubt. Mitten im Lager des Abbas-Mirza hat Hr Lamy eine Art von polytechnischer Schule angelegt, die dem Könige von Persien in kurzem zu Offizieren vom Geniewesen und, in Verbindung mit allem dem, was jene französischen Offiziere ihm außerdem noch leisten, zu einer Artillerie und Infanterie, welche sich mit jedem Feinde soll messen können, verhelfen wird.

keinen Gebrauch davon zu machen. Die Kanonen sind entweder von den Laffeten genommen, oder stehn auf plumpen Laffeten in dem Haupthofe des königlichen Palastes. Dagegen bedienen sie sich bei ihren kriegerischen Expeditionen ausschließlich der Zembourek's, d. h. kleiner, einpfündiger Feldstücke. Diese Zembourek's werden auf dem Saumsattel eines Kameels, dessen Kreuz mit zwei Wimpeln geschmückt ist, auf einen Zapfen angepaßt, und von den Zembourektchis, die sehr seltsam gekleidet sind, und vermöge der Mütze, die ihren Hauptschmuck ausmacht, eher für Seiltänzer als für Artilleristen gelten könnten, nach Belieben gedreht und gerichtet. Wenn die Stücke geladen sind, so läßt man die sämmtlichen Kameele im stärksten Trotte und ohne alle Ordnung vorrücken und wieder umkehren, sobald sie ihre Ladung abgeschossen haben. Bei einer solchen Methode, Krieg zu führen, ist es keineswegs zu verwundern, daß die Perser jedesmal sind geschlagen worden, wenn sie es gewagt haben, sich mit einem in der Kriegskunst erfahrnern Volke zu messen. So haben z. B. die Russen ihnen in dem letzten Feldzuge fortwährend den Vortheil abgewonnen, und dies wird so bleiben, bis zu dem, wie es übrigens scheint, nicht sehr fernen Zeitpunkte, wo die Perser ihr dießfälliges System ändern werden. Das Korps der Zembourektchis steht unter dem Kommando eines Khans vom zweiten Range, Namens Muhammed-Khan, eines, mit der einzigen Ausnahme, daß er im Rufe eines Erztrunkenbolds steht *), wackern Mannes, der jedoch bei Hofe wenig Kredit zu haben scheint, und dessen Rang auch eben nicht viel zu bedeuten haben mag. Ausser ihm gibt es auch einen Toptchi-Bachi oder General der schweren Artillerie, was jedoch ein bloßer Ehrentitel ist, indem dermal keine andern Kanonen, als Zembourek's, vorhanden sind. In der Folge dürfte indeß diese Stelle eine größere Wichtigkeit und mehr Realität erhalten können: denn kürzlich hat eine Gesellschaft französischer Offiziere von ausgezeichneten Verdiensten, worunter sich auch die Herren Fabvier (nachheriger Chef des Generalstabs des Herzogs von Ragusa) und Reboul (der allem Anscheine nach später in Spanien seinen Tod fand), zu Ispahan nicht nur eine Stückgiesserei gegründet, sondern auch, vermittelst ihres beharrlichen Eifers, ihrer Sorgfalt und Talente, ohne irgend einen anderweitigen Beistand, und nach langem Kampfe gegen mehr als eine Intrigue, es dahin gebracht, daß jene Anstalt schon jetzt auf einem sehr achtbaren Fuße steht, und Feth-Ali-Schach derselben die ersten Feldstücke, die Persien je gesehen, zu verdanken hat.

Das Militärhaus des Königs besteht aus einer gewissen Anzahl von Kavalieren, die

*) Einst wurde die ganze Gesandtschaft von diesem Muhammed-Khan zum Frühstücken gebeten. Am Ende der Mahlzeit, nachdem man sich die Weine von Chiraz und Ispahan trefflich hatte schmecken lassen, wollte der Khan seinen europäischen Gästen einen neuen Beweis seiner Gewandtheit dadurch geben, daß er, so zu sagen in einem Zuge, eine große Flasche russischen Branntwein hinunterstürzte, den einige der Franzosen vorher boshafter Weise mit ein paar Prisen Pfeffer vermischt hatten. Das Getränk that seine Wirkung, und nicht lange, so mußte der Zembourektchi-Bachi auf den Schultern eines seiner Bedienten von dannen getragen werden.

man Goulams oder Sklaven zu nennen pflegt, nicht zwar darum, weil sie sich wirklich in einem Zustande der Sklaverei befinden, sondern wohl eher, um sie ohne Unterlaß an jene duldsame Unterwürfigkeit zu erinnern, die sie ihren Gebietern schuldig sind. Wenn der König sich öffentlich sehen läßt, oder sich ausser der Stadt auf die Jagd begibt, so geschieht dies nie anders, als unter Bedeckung der Goulams. Diese halten ihn aber nicht so umzingelt, daß er dadurch den Augen des Volkes entzogen werden sollte, sondern bleiben immerfort in einer beträchtlichen Entfernung von seiner Person. Zu der königlichen Leibwache gehören auch mehrere tausend Füseliere, die etwas besser, als die übrige Infanterie, gekleidet und bewaffnet, einstweilen aber auch noch bloß mit Dolchen und Flinten mit Zündschwämmen versehen sind. Inzwischen haben ebenfalls französische Offiziere den Auftrag, zu Tauris Eliten-Kompagnien zu organisiren, welche bestimmt sind, einst die königliche Garde zu bilden und die dermaligen Tufenktchis zu ersetzen.

Einen andern Theil der königlichen Garde machen die Nasaktchis aus, deren Amt es ist, in den verschiedenen Abtheilungen des Palastes, zu denen das männliche Geschlecht den Zutritt hat, Ordnung und Polizei zu erhalten, und ganz besonders über die Sicherheit der Person des Königs zu wachen. Die Zahl dieser Nasaktchis, die mit einem Beile, Säbel, Dolch und einem in die Gestalt einer Keule ausgehenden Stocke bewaffnet, und an einem um ihre Kopfbedeckung geschlungenen Kaschemirshawl auf den ersten Blick zu erkennen sind, belauft sich auf drei- bis vierhundert. Ihr Kommandant, Ferrabi-Oula-Khan, Häuptling des Stammes der Efchars, ist bei Hofe sehr geachtet, und ein sehr guter Freund der Franzosen.

Die Ferrachs sind Leute, die, mit langen Stangen bewaffnet, vor dem Könige hergehn und mit gewaltigen Schlägen die auf seinem Durchpasse sich vorfindende Menge auseinander jagen. Bei ihrer Annäherung ergreift Alles die Flucht, und ihr bloßer Name ist hinreichend, um dem Volke eine Art von Schrecken einzujagen. Sie sollen zugleich auch die Vollstrecker der königlichen Gerechtigkeit sein und bereit sein, jeden, der das Unglück hätte, sich die Ungnade seiner Hoheit auf den Hals zu laden, mit ihren Dolchen sein Recht anzuthun. Glücklicher Weise ist Feth-Ali-Schach nichts weniger als blutdürstig, und unter seiner Regierung haben die Ferrachs wenig zu thun. Auch die Veziere, und überhaupt alle Perser von Bedeutung und Ansehen, haben ihre Ferrachs, die ihnen, so oft sie sich öffentlich zeigen, zur Seite gehen, dem Volke aber lange nicht so furchtbar sind, als die Ferrachs des Schachs. Sie schlagen nicht so stark drein, und langsam und abgemessen, wie die großen Herrn in Persien einherschreiten, ist es den Vorübergehenden ein Leichtes, dem Zusammentreffen mit ihnen auszuweichen. Selbst die französische Gesandtschaft, in deren Gefolge der Verfasser dieser Notizen sich eine geraume Zeit in Persien aufhielt, wurden mit einer Anzahl von Ferrachs versehn: diese zeigten sich weniger ungeschlacht, als die ganze übrige Gilde.

Schließlich gehören noch die weißen und schwarzen Verschnittenen, wenn auch nicht zu dem eigentlichen Militärhause des Königs, doch zu denjenigen, denen ein wichtiger

Theil des königlichen Palastes und seines Inhaltes zur Bewachung anvertraut ist. Diese Leute scheinen zu Teheran weniger zahlreich und auch nicht so mächtig, noch so geehrt und geachtet zu sein, als zu Konstantinopel. Die weißen Verschnittenen haben die äussern Eingänge des Harems zu bewachen; hingegen kommt das Recht, das Innere der Frauenzimmer zu betreten, ausschließlich den schwarzen zu. Wenn die Frauen des Königs aufs Land gehen, so durchlaufen die Eunuchen nach allen Richtungen das Flachland und schiessen dazu Kugeln aus ihren Karabinern, um Alles, was Mensch heißt, von dem Orte ihres Durchpasses fern zu halten. Wehe jedem, der da nicht Zeit gewinnen kann, sich zu entfernen! Er wird ohne anders ein Kind des Todes. Selbst die Bauern sind gehalten, aus ihren Dörfern zu entweichen. Wer unversehens einem solchen Zug in die Hände fällt, dem bleibt nichts anders übrig, als sich mit abgewandtem Angesichte an eine Mauer anzuschmiegen, oder sich auf den Bauch auf die Erde niederzulegen, bis die ganze gefährliche Bedeckung vorbei ist, und er hat von großem Glücke zu sagen, wenn die Verschnittenen sich mit einem solchen Zeichen der Unterwürfigkeit begnügen.

H.

Aus Italien.

Kardinal Consalvi's Schreiben an den portugiesischen Minister.

Nachstehendes ist die bisher nicht öffentlich bekannt gewordene Antwort des Kardinal-Staatssekretärs Consalvi auf die von dem portugiesischen Minister wegen der beabsichtigten Herstellung des Jesuitenordens eingereichte Note.

Dem Hrn. Comthur Pinto, bevollmächtigten Gesandten Sr. allergetreuesten Majestät.

Aus den Zimmern des Quirinalpallasts, am 22. Oktober 1815. Der Kardinal Staatssekretär hat die von Ew. Excellenz unterm 24. August aus den Bädern von Lucca an ihn erlassene Note erhalten, worin Sie melden, daß Ihnen von Sr. K. H. dem Prinz-Regenten der Auftrag ertheilt ward, dem heiligen Vater zu eröffnen, daß es Sr. K. Hoh. höchst befremdlich gewesen sei zu sehen, wie Se. Heiligkeit die Gesellschaft Jesu wieder hergestellt hätten, und hinzuzufügen, daß Sr. K. Hoh. völlig entschlossen seien, das Dekret vom 3. September 1759, welches die Gesellschaft aus Portugall verwiesen hat, unbedingt in Kraft und Vollziehung zu erhalten, daß Sie auch über diesen Gegenstand, weder unmittelbar noch mittelbar, weder mündlich noch schriftlich, zu irgend einer Unterhandlung Hand bieten werden, sondern fest entschlossen seien, der obgenannten Gesellschaft niemals wieder in Ihren Staaten Zutritt zu gestatten.

Der unterzeichnete Kardinal hat es sich zur Pflicht gemacht, alles Vorstehende Sr. Heiligkeit zur Kenntniß zu bringen, welche, bei Anlaß der Rückkunft Ew. Excellenz in dieser Hauptstadt,

ihm aufgetragen hat zu antworten, daß Sie mit schmerzlicher Betrübniß wahrgenommen haben, wie Se. K. H. jene Herstellung von einer so schlimmen Seite betrachten. Der h. Vater hat jenen Schritt nur auf die vielfältigsten und lebhaftesten Vorstellungen hin gethan, die ihm für die Wiederaufstellung der Gesellschaft Jesu unaufhörlich zugekommen sind, indem durch die beinahe ungetheilte Stimme Seines Volkes, und nicht minder durch diejenige anderer Staaten, der Jesuitenorden für den Unterricht der Jugend sowohl, wie für die Darreichung geistlicher Hilfe, als vorzugsweise sich eignend bezeichnet, und seine Aufhebung als die Quelle so vieler seither vorgefallener böser Dinge betrachtet ward. Wenn der h. Vater, diesen nachdrücklichen und unausgesetzten Vorstellungen Rechnung tragend, die mehrgedachte Gesellschaft hergestellt, in Seinen Staaten wieder eingesetzt, und jene Bulle die Fürsten überhaupt aufgefordert hat, die wiederhergestellte Anstalt zu benutzen, um insbesondere die Vortheile daraus zu ziehen, welche sie dem öffentlichen Unterricht bringen kann, so hat Er hingegen niemandem irgend eine besondere Verpflichtung deshalb auflegen wollen (si è però astenuto dal fare qualunque particolare officio per tale oggetto).

Bei allem Schmerz, welchen die Beschwerden Sr. K. H. dem Gemüthe des h. Vaters verursacht haben, ward dasselbe jedoch wieder einigermaßen getröstet, durch die Versicherung der kindlichen Ergebenheit, welche, Ihrer Zusage zufolge, der Prinz Regent fortdauernd gegen den apostolischen Stuhl sowohl als gegen die geheiligte Person des h. Vaters hegt; Derselbe wünscht seinerseits nichts lebhafter, als Sr. K. H. die überzeugendsten Beweise Seiner väterlichen Liebe geben zu können.

Indem der unterzeichnete Kardinal Ew. Excellenz diese Antwort übermacht, verbindet er damit die erneuerte Versicherung seiner ausgezeichneten Hochachtung.

Unterzeichnet: Der Kardinal Consalvi.

Inhalt des zehnten Heftes.

Von dieser Zeitschrift erscheinen monatlich zwei Hefte, jedes drei bis vier Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus vierundzwanzig Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preiß 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.



Jahrgang 1819.

Erstes Juni-Heft.

Nro. 11.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Wichtige Beiträge zur Emanzipationsgeschichte der irländischen Katholiken. Vorbereitungsarbeiten des englischen Parlaments. Unterhandlungen mit Rom.

Keine der europäischen Nationen nimmt mit größerm Eifer Antheil an Allem, was in dem Staate und in der Kirche, gleichviel im Auslande oder Inlande, vorgeht, als die englische.

Das Parlament und die Gelehrten der Nation scheuen keinen Aufwand, um sich von Allem, was vorgeht, die richtigsten und bestimmtesten Notizen zu verschaffen.

Dieses beweisen neuerdings einige wichtige Schriften, von denen ich sogleich Erwähnung thun werde.

Nach Vertreibung des Hauses Stuart von dem englischen Throne ward den Unterthanen, die sich zu englischen Staatsdiensten meldeten, der bekannte und schon viel besprochene Test-Oath auferlegt. Wer sich diesen abzulegen weigerte, der konnte keinen Anspruch weder auf Civil- noch Militärämter machen.

Die Bekenner des katholischen Glaubens fanden in den Ausdrücken dieses Eides Beschwerden für ihr Gewissen, weil er ihrer Verbindung in geistlichen Angelegenheiten mit dem obersten Hirten ihrer Kirche, dem Pabste, Hindernisse in den Weg legte. Die meisten entschlugen sich also, genöthigt durch die Umstände, den Beförderungen, legten sich auf Ackerbau, Fabriken, Handel und Wissenschaften. Höchstens gelangten nur wenige zu subalternen Stellen bei dem Heere oder bei der Flotte, wenn sie auch gleich mit der aufrichtigsten Anhänglichkeit und Unterwürfigkeit dem Könige, dem Gesetze und dem Vaterlande ergeben waren, und sich durch hohe Talente, sowohl in Friedens- als Kriegskünsten, auszeichneten.

Die Katholiken sollen den fünften Theil der Bevölkerung Britanniens ausmachen. In Irland ist ihre Anzahl überwiegend. Sie besitzen da mehrere Kirchen unter der Leitung einiger Bischöfe. Irland war noch vor Kurzem ein eigenes Königreich für sich, hatte sein eigenes Parlament; als aber dieses Reich im Jahr 1783 nicht ohne Widersprüche, mit dem großbritannischen Reiche vereinigt ward, und seine Repräsentanten in dem englischen Parlamente erhielt, so that die zahlreiche katholische Bevölkerung Schritte, um, wie es in öffentlichen Schriften ausgedrückt ist, emanzipirt, das heißt, zur Theilnahme an den höhern Kriegs- und Staatsämtern fähig erklärt zu werden. Viele und mächtige Freunde im Parlamente hatten die Katholiken, die zu

ihrem Vortheile sprachen. Sie machten den Vorschlag, durch eine unverfängliche Formel billige Milderung in den vorgeschriebenen Eid zu legen, um dieselbe mit der Gewissensruhe dieser Christen und den erhobenen Bedenklichkeiten auszusöhnen.

Dagegen aber setzten sich andere Parlamentsglieder mit der Behauptung, die Anhänger des katholischen Kirchthums ständen in solchen Verhältnissen zum römischen Hofe, daß sie nie zuverlässige Unterthanen des britischen Reiches, folglich zur Bekleidung höherer Staatsämter nie geeignet sein würden.

Diese Einwendung ward durch gute Gründe und durch die augenscheinliche Erfahrung bestritten. Denn in vielen Ländern Europens gibt es viele tausend Katholiken unter protestantischen Landesherrn, die, unbeschadet ihrer kirchlichen Verbindung mit dem römischen Hofe, die im Systeme ihrer Kirche als nothwendig eingewoben ist, und nicht wohl geändert werden kann, mit gleicher Treue Kriegs- und Staatsämter verwalten.

Da legte sich in das Mittel ein sehr geistreicher Mann, Sir John Coxe Hippesley, Mitglied des Parlaments. Dieser Staatsmann war schon in den Jahren 1794 bis 1795 als Regierungskommissär in katholischen Kirchensachen Englands und seiner Kolonien zu Rom, und hatte die vollkommenste Kenntniß aller katholischen Verhältnisse mitgebracht.

In dieser Absicht suchte er durch Vorbereitungsarbeiten den Weg zu einer Ausgleichung zu ebnen. Beehrt mit dem Vertrauen vieler katholischen Kirchenprälaten in Irland, hatte er sich bereits im Jahr 1809 bemüht, die Gesinnungen der irländischen vier Erzbischöfe und der sechs ältesten Bischöfe zu gewinnen; er entwarf daher eine Skizze zu den Grundzügen eines Gesetzes, nach welchem die brittische Regierung, unbeschadet der katholischen Kirchenverfassung, so wie der englischen Staatsverfassung, ihren Einfluß auf die Wahl der Kirchenprälaten ausüben und einen tauglichen Eid bestimmen konnte.

Seine Ansichten theilte er den irländischen Kirchenprälaten vorläufig mit. Sie bestanden hauptsächlich darin:

Den Bischöfen solle die freie Wahl eines Nachfolgers in einem erledigten Sitze überlassen werden, jedoch so, daß die Wählenden der Krone nicht weniger als vier, und nicht mehr als acht Kandidaten zur Bischofswürde vorschlagen sollten. Jene, die der König aus der übergebenen Liste ausstreichen würde, sollten nicht gewählt werden können. Dann ward eine Formel des Eides für den König entworfen, welchen die Bischöfe als sehr gemäßigt, ohne ihr Gewissen zu beschweren, wohl ablegen konnten.

Als diese Entwürfe den Bischöfen vorgelegt wurden, so wurden sie von ihnen sammt und sonders annehmlich befunden. Sie erklärten auch dieses in einigen öffentlichen Schriften und Belehrungen an das Volk.

Allein es dauerte nicht lange, so sprangen zwei einzige wieder davon ab, wovon einer, der Bischof Millner von Eaton, der indessen Generalvikar des Papstes in Irland geworden war, sich vorzüglich durch eine sonderbare Gegenerklärung auszeichnete. Ueber den Eid hätte man

sich schon eher verglichen; allein sie behaupteten, in dem zuzugebenden Rechte des Königs, Kandidaten auszustreichen, läge ein Veto, das sich mit der Kirchenfreiheit und einer unbeschränkten Wahl nicht wohl vertrüge.

So standen die Sachen, als Sir John Hippesley, unermüdet in seinen Bestrebungen, am 11. Mai 1813 mit einer Rede vor dem Parlament auftrat, und darauf antrug, daß man ein Comité niedersetzen sollte, um die Verhältnisse der Katholiken im britischen Reiche und seinen Inseln, die Befugnisse ihrer Bischöfe, ihre Gesetze, ihre Verbindung mit dem römischen Hofe, zu untersuchen; vorzüglich aber die Anordnungen fremder Staaten in Beziehung auf die Wahl oder die Ernennung und Einsetzung der Bischöfe, und ihre Verhandlungen mit dem Papste zur Kenntniß zu bringen.

Diesem Antrage war bereits durch das britische Ministerium vorgearbeitet. Denn schon im J. 1812 hatte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Castlereagh, an gesammte englische Gesandten und Geschäftsträger, die an den europäischen Höfen residirten, die Weisung erlassen, in allen Landen offizielle Auskunft über die Verhältnisse der katholischen Kirche zum Papste, dann zu den Landesherren, sowohl katholischer als evangelischer Religion, kurz zur obersten Staatsgewalt, einzuziehen, und mit Berichten einzubegleiten.

Den nämlichen Auftrag wiederholte Lord Bathurst im Jahre 1816 als Mitglied des britischen Kabinets und Siegelbewahrer während der Abwesenheit des Lord Castlereagh.

Durch diese Maasregel wollte man sich in den Stand setzen, mit Sicherheit zu bestimmen, welche Mittel sowohl katholischen als evangelischen Fürsten zu Gebot ständen, den Einfluß des römischen Hofes da, wo er schädlich zu werden drohte, zu hemmen und zu zernichten.

Nachdem nun alle diese Berichte eingelaufen und geordnet worden waren, so ward ein Comité niedergesetzt, bestehend aus vier Kabinetsministern, eilf königlichen geheimen Räthen und neun Parlamentsgliedern.

Als Präsident ward ernannt Sir John Hippesley. Um das Parlament in seiner Uebersicht zu leiten, stattete dieser Staatsmann einen umfassenden Vortrag über die eingegangenen Berichte, Urkunden, Aktenstücke und Briefwechsel ab. Alle diese Materialien waren auf Staatskosten in einem starken Foliobande abgedruckt und unter die Mitglieder des Comité zur Einsicht und zum freien Gebrauche mitgetheilt.

Eine solche kostbare Sammlung, die nie in den Buchhandel gekommen ist, die man nur unter der Hand durch besondere Begünstigungen erhält, konnte nur ein reicher Staat, wie der englische, der Alles in das Große betreibt, in allen Landen geschickte Unterhändler und Verbindungen hat, auch keine Unkosten scheut, zuwege bringen.

Der Band erschien unter folgendem Titel: Report from the select Committee. Appointed to report, the nature and substance of the laws and ordinances existing in foreign states, respecting the Regulation of their Roman Catholic subjects, in Ecclesiastical matters, and their intercourse with the See of Rome, or an y other foreign Ecclesiastical Jurisdiction. With an appendix

Ordered, by the House of Commons, to be printed, 25. June 1816. D. i.: Vortrag bei dem auserwählten Comité zur Erforschung der Eigenschaften und des Inhaltes der Gesetze und Verordnungen fremder Staaten in Beziehung auf die Verhältnisse römisch-katholischer Unterthanen in geistlichen Angelegenheiten, ihre Verbindung mit dem römischen Hofe, und andern auswärtigen geistlichen Gerichtsbarkeiten, nebst einem Anhange von Urkunden und Auszügen. Auf Befehl des Hauses der Gemeinen gedruckt. 1816. Fol.

Hiezu kam noch ein mäßiger Ergänzungsband von noch später eingelaufenen Gesandtschaftsberichten aus verschiedenen fremden Staaten, der, wie es scheint, noch eine Fortsetzung erhalten wird. Er ist in London im Jahr 1817 gedruckt, unter dem Titel: „Supplementary papers relating to the Regulation of Roman Catholic subjects in foreign states. Presented by command of His Royal Highness the Prince Regent pursuant to several addresses of the House of Commons. London 1817.

Um den Werth dieser ausgezeichneten Schriften gehörig zu würdigen, muß man hier bemerken, daß die obgenannten britischen Minister den königlichen Gesandten aufgetragen hatten, bei den auswärtigen Regierungen folgende Gegenstände zu erforschen:

1) Ernennung oder die Wahl der zum Kirchenregimente gehörigen Geistlichen, besonders der Bischöfe.
2) Aufsicht über die päpstlichen Reskripte oder Bullen, wie sie vor ihrer Kundmachung der Einsicht der obersten Staatsgewalt unterworfen werden müssen, und woraus dann in verschiedenen Gegenden das sogenannte Regium Exequatur, oder das Placitum Regium geflossen ist. Mit diesem stände in Verbindung der Recursus ad principem, der an den Landesherrn genommen werden könne, so oft die geistlichen Behörden über die eigentlichen Grenzen ihrer Befugnisse zu schreiten sich anmaßten.
3) Endlich sind unter einer dritten Rubrik verschiedene Anordnungen des Kirchenregiments begriffen, die nicht gemächlich unter die zwei vorhergehenden Rubriken gebracht werden konnten.

Die erhobenen Notizen füllen nun die Unterabtheilungen der verschiedenen Staaten aus, in denen sie gesammelt worden, und zwar gehen allen vor: „die für rein-katholisch erkannten deutschen Staaten, also Oesterreich, dann die ehemaligen Erzbisthümer Mainz, Trier, Köln, Salzburg, mit einer Hinsicht auf den bekannten Emser Kirchenkongreß. Hierauf die venezianischen Staaten vor ihrer Vereinigung mit Oesterreich; Toskana, das Königreich Neapel und Sizilien, Frankreich, Spanien, Portugal mit Brasilien; die Schweizer-Kantone katholischer Konfession.

Darauf folgen die nicht-katholischen Staaten, und zwar:

Die griechische Kirche, das russische Reich; die Königreiche Dänemark, Schweden, Preussen und Niederlande; die Schweizer-Kantone evangelischer Konfession; der freie Staat von Hamburg sammt Zugehör.

Endlich erscheinen Staaten, die Unterthanen gemischter christlicher Konfessionen zählen; hierunter: das Königreich Sachsen, Hannover, Baiern, sammt einigen minder mächtigen Staaten von Deutschland.

Zuletzt die britischen Kolonien in Kanada, Malta, Ostindien u. s. w.

In seinem Vortrage an das niedergesetzte Comité geht der Referent Sir John Hippesley die eingekommenen Berichte der Gesandten durch, und berührt zugleich die Auszüge aus den vorzüglichsten Büchern der Lehrer des katholischen Kirchenrechts der verschiedenen Staaten, ihre Gesetzverordnungen, Kirchensynoden, und die wichtigern Gutachten mehrerer hohen Schulen, so wie auch die Geschichten und Vorfallenheiten mehrerer katholischen Partikularkirchen.

Alle diese kostbaren Materialien sind in einem eigenen dem Vortrage angefügten Anhange abgedruckt. Sie bilden das vollständigste Zeughaus, ausgerüstet mit allen Waffen, von allen Jahrhunderten, mit welchen die Souveräne ihre Hoheitsrechte vertheidigt, und die Anmaßungen des römischen Hofes bestritten haben.

Dort, wo der Originaltext in der lateinischen, französischen, deutschen, italienischen, spanischen und portugiesischen Sprache abgedruckt ist, da findet sich auch meistens eine englische Uebersetzung beigefügt, so daß die englischen Parlamentsglieder sie in einer treuen Uebertragung in ihre Landessprache sogleich würdigen können.

Jeder Minister eines europäischen Hofes, der in Kirchenangelegenheiten zu arbeiten verpflichtet ist, sollte dieses Buch in seinem Kabinet vor Augen liegen haben, um mit einem Blicke Alles zu übersehen, was in dem wichtigen Streite inter sacerdotium et imperium je abgehandelt worden ist.

Seit dem Jahre 1813, in welchem Sir John Hippesley seine beredsame Stimme vor dem britischen Parlamente hören ließ, gingen die Unterhandlungen in kirchlichen Angelegenheiten, theils in und von England aus, theils in Rom selbst fast ununterbrochen fort. Da sich, wie oben bemerkt worden, einige irländische Bischöfe gegen die unbedingte Ausübung des königlichen Veto erklärt hatten, so schrieb Hr. Hippesley seine Letters to the Earl of Fingal on the subject of the catholic claims, London 1813. in 8.; d. h. Briefe an den Grafen Fingal, betreffend die Ansprüche der Katholiken; mit einem Anhange von Urkunden auf 122 S. 8.

Graf Fingal, aus einer der ältesten und ausgezeichnetsten Familien Großbritanniens, ist katholischer Religion, gehört zur irländischen Kirche und ist das vornehmste weltliche Mitglied derselben.

Diese Briefe, ausgestattet mit der gründlichsten Logik und mit sehr trefflichen Erläuterungen und Anmerkungen, geben die vollständigsten Kenntnisse über den vielbesprochenen Gegenstand und über alles, was mit den irländischen Bischöfen sowohl dafür als dagegen abgehandelt worden.

Aber noch sind alle diese Irrungen nicht ausgeglichen. Die irländischen Bischöfe wendeten sich nach Rom. Den Papst als Mittelpunkt des Glaubens zu erkennen, liegt, wie ich oben

bemerkte, einmal nothwendig in dem Systeme der Katholiken, das auf Einheit und auf monarchische Form gegründet ist. Wer wollte nun diesen Schritt den ängstlichen irländischen Bischöfen übel deuten? Aber diesen Bischöfen, welche die Sache vor dem römischen Hierophanten wohl ausgeglichen haben würden, arbeitete ein irländischer Mönch aus dem Franziskanerorden, P. Richard Hayes, entgegen. Dieser erschien den 25. Oktober 1815 in Rom mit einer Sendung von Seiten des Board of Catholics, d. i. eines katholischen Bureau, das sich in Dublin gebildet hatte, an dessen Operation aber weder die irländischen Bischöfe noch die große Mehrheit des irländischen Clerus und des Volkes Theil genommen hatten.

Die dissentirende Partei der Katholiken in England hätte keinen tollern Vertheidiger ihrer Meinungen wählen können, als diesen unsinnigen Mönch. Er stellte mit einer ausgezeichneten Derbheit vor dem Papste sich dar, der ihn doch so gütig empfing. Die von ihm überreichten Vorstellungen wurden an den Kardinal Staatssekretär Consalvi verwiesen. Hayes aber bezeugte eine entschiedene Abneigung, sich vor diesem römischen Staats- und Kirchenbeamten einzulassen; er wollte nichts von einer billigen Ausgleichung hören. In den derbsten Ausdrücken erklärte er sich wider das dem König vorbehaltene Veto, verlangte durchaus und unverschämt, daß man den Meinungen des Dubliner Bureau huldigen solle; überdies erlaubte er sich, sowohl unter der Hand, als auch öffentlich in Kaffeehäusern, nicht nur gegen den Kardinal Consalvi, sondern auch gegen einige in Rom bevollmächtigte Minister einiger katholischen Mächte, ja gegen das oberste Kirchenhaupt selbst, die gröbsten mündlichen und schriftlichen Ausfälle. Er verlangte ganz bestimmt, daß der Gegenstand des Veto in seinem und seiner Bevollmächtigten Sinne entschieden werden müßte.

Hiezu kam noch eine höchst ärgerliche unsittliche persönliche Aufführung in der Hauptstadt der christkatholischen Welt. So mußte dann am Ende die Geduld des milden und sanftmüthigen Pius ermüdet werden. In einem andern Zeitalter hätte wahrscheinlich die Inquisition den trotzigen ruchlosen Frevler in ihre Kerker geschleppt. Allein diesmal schritt die Polizei ein, und bemeisterte sich des unbiegsamen, leidenschaftlichen Mönchs, der, trotz aller Befehle, Rom zu verlassen, in seiner Wohnung, in dem Franziskanerkloster, durch Verschließung aller Thüren, die zu ihm führen konnten, sich förmlich verschanzt hatte. Er ward endlich durch die päpstliche Gendarmerie am 18. Jul. 1817 auf die römische Grenze abgeführt, begab sich nach Florenz, und traf endlich am 24. September, nach einer zweijährigen Abwesenheit, wieder in Irland ein.

So endete die Sendung des untauglichsten aller irländischen Unterhändler.

Zu Hause angekommen, hatte er kein angelegeneres Geschäft, als sich für ein Opfer der Ränke englischer Ministerialagenten auszugeben.

Das katholische Bureau von Dublin schrieb nun an den Papst, beklagte sich über die Wegweisung seines Bevollmächtigten und über das Stillschweigen des römischen Hofes, der noch keine Entscheidung über seine Anträge ertheilt hätte. Unter der Hand fügte es auch Warnun-

gen gegen die Einflüsterungen des Parlementsglieds Sir John Cox Hippesley bei, der für einen Feind der Unabhängigkeit und Reinheit der katholischen Kirche in Irland angeschwärzt ward.

Der Papst ertheilte unter dem 2. Februar 1818 auf dieses Schreiben eine Antwort, die als Muster der Würde und Milde ausgezeichnet zu werden verdient. Er gab die Gründe an, die ihn nach erschöpfter Geduld genöthigt hätten, diesen unruhigen, hochmüthigen Mönch, der wohl eine ganz andere Behandlung verdient hätte, von seinem Hofe wegzuweisen.

In der Hauptsache aber erklärte sich der geistliche Oberhirt dahin, daß er einigen irländischen Bischöfen, die sich zugleich in Rom befanden, seine Ansichten mitgetheilt habe, von denen sie das Dubliner Bureau vernehmen könnte; daß er bereit wäre, der irländischen Kirche die annehmlichsten Begünstigungen zu ertheilen, wenn nur der englische Hof einmal die Emanzipation seiner katholischen Unterthanen aussprechen würde, und er müsse wünschen, daß diese offene Erklärung dazu beitragen möge, die Emanzipation zu befördern.

Nach diesem Ausspruche beruht also die Sache auf einer Conditio suspensiva. Der römische Hof, scheint es, traut dem englischen Ministerium nicht, will zuerst sicher sein, ob es Ernst ist, daß die großen Bedrückungen, denen die Katholiken in Irland ausgesetzt sind, und gegen welche so viele Mitglieder des Parlaments so nachdrücklich ihre Stimmen erhoben, erleichtert oder ganz aufgehoben werden. Die Sache wird ohne Zweifel im Parlement wieder zur Sprache kommen, und es ist sehr zu wünschen, daß sie nach Billigkeit ausgeglichen werde.

So viel man aus öffentlichen englischen Blättern vernimmt, soll der Mönch Hayes seitdem zur Besinnung gekommen sein, sein Unrecht erkannt, und den obersten Kirchenhirten für alle Beleidigungen und Tollheiten um Vergebung gebeten haben.

Die irländische Kirche ist und bleibt dem Sir John Coxe Hippesley für jenen Eifer und jene Thätigkeit unendlichen Dank schuldig, mit welchen er die katholischen Angelegenheiten ergriffen, und durch so mächtige Hebel als Parlementsreferent in Bewegung gesetzt hat.

Was auch immer Hayes seinen Landsleuten Schlimmes von ihm vorgespiegelt haben mag, so steht er doch bei dem römischen Hofe und den Kardinälen in hoher Achtung, um so vieler Verdienste willen, die er sich aus Menschenliebe um einige derselben erworben hat, vorzüglich um den Kardinal York, den letzten Zweig des aus England vertriebenen königlichen Hauses Stuart.

Als nämlich das französische Heer im Jahr 1799 in das römische Gebiet einrückte, waren die Kardinäle genöthigt zu fliehen.

Der Kardinal York, damals schon ein Mann in den Siebenzigen, verlor durch Plünderung und Konfiskationen sein ganzes Vermögen, und lebte in Ober-Italien in der höchsten Dürftigkeit.

Der gelehrte Kardinal Borgia ertheilte Sir John Hippesley Nachricht von der Hilflosigkeit dieses ehrwürdigen Kirchenprälaten.

Der menschenfreundliche Brite säumte nicht, seinen Souverän, den König von England, davon in Kenntniß zu setzen.

Se. Majestät hatten die Großmuth, dem hilflosen Greise eine jährliche Pension von 4000 Pfund Sterling auszusetzen, die er bis an das Ende seines Lebens unter tausend Segnungen seines Wohlthäters genoß. Nach dem Tode des Kardinals York erhielt, auf Herrn Hippesleys Verwendung, die Herzogin von Albany, geborne Gräfin v. Stollberg, Witwe seines Bruders, die Hälfte dieser Pension.

Der Kardinal York, aus dem edeln Seelen angestammten Gefühl der Dankbarkeit, gedachte in seinem Testamente des Sir John Hippesley, und hinterließ ihm zum Andenken ein ehrenwerthes Vermächtniß. Erstlich eine kostbare Ausgabe von Plutarchs Lebensbeschreibungen aus dem sechszehnten Jahrhundert, in zwei Folio-Bänden, geziert mit trefflichen Miniatur-Gemälden. Sodann zweitens einen weißen seidenen Schleier mit goldenen Sternchen besetzt, 89 englische Zolle lang, 43 breit.

Diesen Schleier hatte die unglückliche Königin Maria Stuart von Schottland auf, als sie, von der Königin Elisabeth zum Tode verurtheilt, das Blutgerüst bestieg. Vor der Vollziehung des Urtheils legte sie ihn ab, und schenkte ihn einer ihrer Hofdamen zu ihrem Gedächtnisse.

Nach dem Hinscheiden dieser kam der Schleier an die Jesuiten, und endlich an den Kardinal York, welcher denselben als heiliges Familien-Andenken in seiner Kapelle aufbewahrt.

Ausser der Dankbarkeit, die den Kardinal bewog, dem Sir John Hippesley dieses Zeichen seines Wohlwollens zurückzulassen, kam auch noch die besondere Rücksicht, daß die erste Gemahlin dieses ehemaligen Parlementsgliedes, von welcher er zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, hatte, ein weiblicher Abstämmling des königlichen Hauses Stuart war. Ihr Vater war der Ritter und Baronet Georg Stuart von Altanbank. Unter ihren Ahnen zählte sie den Herzog Eime Stuart von Lenox, welcher in der vierten Generation von Jakob II., König von Schottland, abstammte.

Der italienische Bischof von Melivi, Angelo Cesarini, übersandte mit einem Brief vom 19. Dezember 1808, als Vollzieher des Yorkischen Testaments, diese Vermächtnisse an Sir John Hippesley. Als nun dieser im vorigen Jahre eine Reise nach Deutschland machte, zeigte er mit den schriftlichen Urkunden vielen Personen diesen Schleier, der in einer reichen Kapsel verwahrt war, und durch das Andenken an die unglückliche Königin Maria manche wehmüthige Empfindung erregte.

T...

Gesittung im Negerstaat Haiti.

Ein Seitenstück zu der kürzlich in den Ueberlieferungen (1819. Nro. 2, S. 59.) im Auszug gelieferten Antwort des Bürgers Desrivieres-Chanlatte, auf die von einigen weißen Europäern den schwarzen Haitiern gemachten Anschuldigungen, findet sich in den Réflexions politiques sur quelques ouvrages et journaux français concernant Haiti, par le baron *de Vastey*,

Secrétaire du Roi, chevalier de l'ordre royal et militaire de St. Henry, Précepteur de son Altesse royale, Monseigneur le Prince royal d'Hayti etc., die in der königlichen Druckerei zu Sans-Souci, im J. 1817, dem vierzehnten der Unabhängigkeit, auf 200 Oktavseiten gedruckt erschienen sind, und die zunächst theils durch die Schrift des Hrn. *de Pradt*, sur les colonies et la révolution actuelle de l'Amérique, theils durch des Hrn. *Leborgne de Boigne* nouveau système de colonisation pour St. Domingue, veranlaßt wurden.

Der vorherrschende Ton des Buches ist derjenige des leidenschaftlichen Hasses gegen die französische Nation überhaupt, und des aufgereizten Unwillens gegen die Schriftsteller derselben insbesondere, die von der Möglichkeit einer Rückkehr der Insel Haiti unter französische Botmäßigkeit, oder auch nur von einer neuen Umwälzung der gegenwärtig dort bestehenden Verhältnisse sprechen; die vormaligen Kolonisten und einzelnen Franzosen, welche auf St. Domingo eine Rolle spielten, sind hier ein Vorwurf vielfältiger persönlicher Ausfälle, und der Lehrer des schwarzen Kronprinzen scheint sich's zur besondern Angelegenheit zu machen, in dem Gemüth seines königlichen Zöglings den kräftigsten Haß gegen alle diejenigen zu pflanzen und groß zu ziehen, welche jemals ein Unterdrückungssystem in der vormaligen Kolonie herzustellen versucht sein könnten.

„Wem Ehre und Ruhm nicht überall gleichgültig sind (so drückt sich der Verfasser in der Einleitung seines Buches aus), der wird einen großen Werth auf die öffentliche Meinung legen, die über Eigenherrscher wie über Völker Macht hat; ihr Trotz bieten und ihrer spotten können nur Thoren, welche, feilen Dirnen gleich, alle Scham verloren haben. Darum mag man uns nicht empfindlicher und beleidigender angreifen, als wenn man uns in der öffentlichen Meinung zu schaden und, was dem Menschen das theuerste Gut ist, Ruhm und Ehre uns zu rauben versucht! Vor allen Völkern der Erde aus muß dem Volk von Haiti daran gelegen sein, des Wohlwollens und der Achtung anderer Nationen zu genießen: noch drückt die Last der erlittenen mannigfachen Ungerechtigkeit und grausamer Vorurtheile schwer auf ihm; noch ist sein Dasein in der politischen und moralischen Welt, in den Augen vieler durch Leidenschaften geblendeter Menschen, ein vorübergehendes Traumbild. Wie sehr muß es demnach uns schwarzen und farbigten Menschen, die wir Jahrhunderte lang unter dem Joch der Sklaverei und Unwissenheit gebückt, vernunftlosen Thieren gleich behandelt wurden, daran gelegen sein, es an keiner Anstrengung, Ausdauer, Klugheit und Tugend ermangeln zu lassen, um unsern Stamm in seine Rechte wieder einzusetzen, den jetzt noch der zerbrochenen Ketten Druck und Finsterniß überall umgeben."

„Wenn die im Kampf überwundenen Feinde den Besitz körperlicher Stärke uns nicht weiter streitig machen; wenn sie den Beweis unserer physischen Kraft, unsrer Tapferkeit und unsers Muthes anerkennen müssen: so glauben sie sich hingegen immer noch überzeugt, daß unser allzubeschränkter Verstand uns die geistige Kraft, die Einsichten und Kenntnisse nicht gewährt, die den politischen Standpunkt, welchen wir angenommen haben, sichern mögen. Wir wollen

suchen, das Gegentheil darzuthun, indem wir die mancherlei Fortschritte, welche wir in der Gesittung gethan haben, ihnen vor Augen legen."

„Wir erinnern uns der Vorwürfe recht gut, die den Umgebungen des Kaisers Dessalines gemacht wurden, daß sie, mit Ränken, selbstsüchtigen Zwecken und Verkehrtheiten einzig nur beschäftigt, dieses Oberhaupt in Unwissenheit über so viele Dinge liessen, die ihm zum Wohl seines Landes und für sein eignes Wohl zu wissen so nöthig gewesen wären, und daß sie eben dadurch auch sein Verderben herbeiführten; diese Vorwürfe müssen mit Recht und mit furchtbarer Stärke diejenigen treffen, welche sie verdient haben; sie sind aber auch peinlich und schmerzhaft für den redlichen und treuen Diener, der sich bewußt ist, gegen Fürst und Land seine Pflichten erfüllt zu haben."

„Wenn jeder Bürger und Staatsbeamte die Pflicht hat, seiner Regierung und seinem Lande nach dem Maas seiner Einsichten nützlich zu sein; wenn ein treuer und ergebener Angehöriger seinem Fürsten die Wahrheit auch alsdann sagen soll, wenn dieser sie nicht gern hören mag; um wie viel angelegener muß es ihm sein, dieselbe einem großherzigen Beherrscher zu verkünden, der es verlangt, daß man offen zu ihm spreche. „Meine Kinder (hat der König von Haiti öfters zu seinen Umgebungen gesagt), ich habe reine und gute Absichten; ich bin aber ein Mensch und ich kann mich irren, gleich wie andere Menschen; wenn ihr also meinen Irrthum wahrnehmt, so erinnere ich euch und fordere euch auf, mir die Wahrheit zu sagen." Diese denkwürdige Aeusserung mag ohne Zweifel sattsam den Edelsinn und die Großherzigkeit des Eigenherrschers, von dem sie herrührt, beurkunden."

In dem Buche selbst beschäftigt sich der Verfasser zunächst mit der in feindseliger Absicht gegen Haiti aufgestellten Behauptung: sein Beispiel sei gefährlich für alle Kolonien, welche Sklaven halten. „Vergeblich (wird hierauf erwiedert) werden der böse Wille, die Selbstsucht und die Politik unsrer Gegner den Nachbarmächten, welche Kolonien besitzen, das Dasein unsers Staates als ein Schreckbild darzustellen versuchen. Seit achtundzwanzig Jahren der Staatsumwälzung und seit fünfzehn Jahren, während deren wir im Frieden die Vortheile der Freiheit und der Unabhängigkeit geniessen, hat es keineswegs den Anschein, als ob unsre Nachbarkolonien dadurch beunruhigt würden. Nie haben wir uns, weder unmittelbar noch mittelbar, in Verhältnisse, die ausserhalb unsrer Insel statt finden, gemengt, und unsre Regierung hat jederzeit die Grundsätze der genauesten Neutralität gegen alle verbündete oder neutrale Mächte beobachtet; seit fünfzehn Jahren wehen ihre Flaggen in unsern Häfen, und ihre Unterthanen geniessen die Vortheile unsers Handels, wie den Schutz unsrer Gesetze."

„Will man ein auffallendes Beispiel der Gefahrlosigkeit unsrer Nachbarschaft für die Kolonien, so betrachte man den spanischen an unser Gebiet grenzenden Theil der Insel, welcher mit Sklaven bevölkert ist; sie kommen und besuchen täglich unsre Märkte, und sie kehren wieder friedlich heim, ohne Beunruhigung oder Zwang von irgend einer Seite; bei Festen und öffentlichen Lustbarkeiten kommen sie über die Grenze, um an unsern Tänzen und Vergnügungen Theil

zu nehmen, und gar oft kann man den Kontrast einer Gruppe spanischer Sklaven, die beim Laut ihrer Guitarren ernste Tänze aufführen, mit einer Gruppe freier Haitier sehen, die sich beim Lärm ihrer Tambourins, am muntern Gesang und Tanz, ergötzen. Bei eintretender Nacht trennt sich die Gesellschaft, der Spanier kehrt friedlich nach seiner Heimath, und der Haitier geht zu den gewohnten Geschäften zurück, indem er den freudigen Ruf ertönen läßt: „Hoch leben Freiheit und Unabhängigkeit!“

„Jedes Volk rühmt sich seiner Eroberer und seiner Gesetzgeber; auch wir dürfen uns der unsrigen rühmen. Kaum hatten wir uns in eine Staatsgesellschaft vereinigt, so waren wir auch im Besitze einer monarchischen und väterlichen Regierung. Wie einst der weise Numa und der große Alfred, so war Heinrich beschäftigt, uns wohlthätige Staatseinrichtungen und weise Gesetze zu ertheilen. Die von uns gewählte Form der Regierung, so wie die Anordnung der verschiedenen Zweige der innern Staatsverwaltung, beweisen hinlänglich, daß uns das Studium der Gesetzgebung nicht fremd war. Will man sich die Mühe nehmen, eine kurze Vergleichung anzustellen zwischen jenem Zustand roher Verwilderung, worin wir noch vor fünfundzwanzig Jahren versunken waren, und dem gegenwärtigen Zustand unsrer Gesittung: so wird man alsdann die Anstrengungen beurtheilen können, durch die es allein möglich ward, ohne fremde Hilfe, uns selbst und den eignen Mitteln überlassen, aus dem Zustand der Unwissenheit und Barbarei uns herauszuschwingen, in welchen die Sklaverei uns versenkt hatte. Gab es je ein tiefer gesunkenes und unglücklicheres Volk? Hat je ein Volk mit mehr Standhaftigkeit und Tapferkeit seine verlornen Rechte wieder geltend gemacht? Findet sich irgendwo ein Volk, das, um seine Freiheit und Unabhängigkeit zu erringen, größere und rühmlichere Opfer gebracht hat? Wo ist das Volk, das für die Erlernung von Künsten und Wissenschaften mehr Talent und Eifer zu Tage gelegt hat, als das Volk von Haiti?“

„Wer sich von unsern Fortschritten in der Gesittung, wie in Wissenschaften und Künsten, einen richtigen Begriff machen will, der darf jenen vergleichenden Maasstab zwischen dem, was wir waren und was wir jetzt sind, nie aus dem Auge verlieren. Vor fünfundzwanzig Jahren noch waren wir höchst unwissende Sklaven; wir wußten nichts von menschlichen Gesellschaftseinrichtungen, kannten weder sittliches Glück noch geistige Rührungen; der Druck der Sklaverei hatte unsere physischen und moralischen Fähigkeiten dermaßen abgestumpft, daß ich selbst, der ich dies schreibe, den Horizont für die Grenze der Erde nahm; meine Begriffe waren so beschränkt, daß ich auch die einfachsten Dinge nicht zu erfassen vermochte, und meine Landsleute alle waren eben so, oder wo möglich noch unwissender, als ich. Gegenwärtig sind die bürgerlichen und Militär-Stellen und die Verwaltungsämter des Königreichs nur mit Haitiern besetzt, weil kein Ausländer in Haiti öffentliche Stellen bekleiden darf; die gebieterische Nothwendigkeit hat Alles gethan; die Meisten haben sich mittelst der Bücher unterrichtet. Ich habe mehrere Personen recht gut gekannt, die durch sich selbst und ohne Lehrmeister lesen und schreiben lernten; man sah sie auf der Straße, mit ihrem Buch in der Hand, die Vorbeigehenden ansprechen, und, wofern diese

lesen konnten, sie um Erklärung des einen oder andern Wortes bitten. Auf diese Weise haben sich Viele den Mangel der ersten Bildung und des früheren Unterrichts noch im späteren Alter zu ersetzen gewußt; sie haben sich zu Notaren, Fürsprechen, Richtern und Verwaltern ausgebildet, die durch ihren Verstand und ihre Einsichten um so eher Erstaunen erregen konnten, wenn man bedenkt, was solche Männer unter Beihilfe einer befriedigenden und klassischen Bildung vollends hätten werden können; Andere hinwieder sind, ohne Lehrmeister, geschickte Maler und Bildhauer geworden, deren Arbeiten auch die Ausländer Beifall zollten; noch Andere haben sich in der Baukunst, in der Mechanik und als Fabrikanten Geschicklichkeit erworben; die Schwefelminen erhielten kundige Arbeiter; Salpeter und vortreffliches Schießpulver wird in Anstalten, die sich den europäischen zur Seite stellen dürfen, verfertigt: für all' dieses sind Bücher beinahe unsre alleinigen Lehrmeister gewesen."

„Die Kunst aber, in der wir unstreitig die größten Fortschritte gemacht haben, ist die des Kriegs, worüber man sich eben nicht wundern darf, wenn man bedenkt, daß wir seit 1790 beinahe unausgesetzt Kriege führten. In den ersten Jahren waren unsere Begriffe vom Kriegswesen noch äusserst beschränkt; der Gebrauch der Schießgewehre sogar war uns damals noch unbekannt; wir zogen in wilder Unordnung gegen den Feind in's Feld; unsre Waffen waren eisenbeschlagene Stöcke, hölzerne Säbel und Spieße, in Säbel verwandelte Faßreifen und dergleichen mehr; haufenweise stürzten wir uns den feindlichen Feuerschlünden entgegen, und Tausende von Haitiern fielen als Opfer ihrer verwegenen Kühnheit. Wir wollten nun auch eine Artillerie errichten, und verfertigten Kanonen aus den stärksten Bambusröhren, die, in Ermangelung anderer Einrichtungen, auf Zuckerrohrkarren befestigt wurden; aber bei jedem ersten Schuß zerflogen unsre Kanonen in tausend Stücke und verursachten wohl uns selbst, aber nicht dem Feinde, Schaden. Ich erwähne diese Thatsache nur, um zu zeigen, wie unendlich dürftig damals unsere Kriegskenntnisse waren. Nach und nach lernten wir dann, auf eigene Kosten, uns regelmäßiger und mit besserem Erfolg schlagen; die abwechselnden Kriege, welche wir mit den Pflanzern, mit Spaniern, Briten und Franzosen zu führen hatten, vornehmlich aber auch die bürgerlichen Unruhen, vervollkommneten unsere Kriegskenntnisse dermaßen, daß die Gesammtbevölkerung eines gewissen Alters aus geübten Soldaten besteht, unter denen nur wenige sind, die ihre Tapferkeit nicht durch ehrenvolle Narben beurkunden können! Wenn die Franzosen uns vieles Leid zufügten, so gaben sie uns dafür mitunter doch auch einigen Ersatz; in den Heerschaaren des Generals Leclerc befanden sich eine Menge talent- und kenntnißreicher Krieger, große Taktiker, sehr gebildete und geschätzte Genie- und Artillerie-Offiziere; von diesen allen haben wir mehr und weniger Nutzen gezogen, und theils in ihren Reihen, theils ihnen gegenüber, Vieles von ihnen gelernt. Jetzt sind wir durch eigene Erfahrung, die sich den erworbenen Kenntnissen beigesellte, ungleich stärker geworden, als wir zuvor waren; wir sind mit dem ganzen Umfang der Kriegskunst vertraut, und die Belagerungen, welche wir theils unternommen, theils bestanden haben, sind gleich den von uns angelegten größeren und kleine-

ren Festungen, genügende Beweise der Fortschritte, die wir in der Angriffs- und Vertheidigungskunst fester Plätze gemacht haben. Die mathematischen Wissenschaften beschäftigen uns vorzugsweise; wir besitzen eine königliche Gießerei für Kanonen, Bomben und Stückkugeln. Unsre Artilleriekorps sind vortrefflich; unsre Grenadiere und Chasseurs würden im Sturmlaufen den besten Truppen der Welt nicht nachstehen; für den kleinen Krieg und die Hinterhalte wird man keine besseren Soldaten finden, als unsre leichten Truppen und unsre königlichen Dahomets sind; unsre Reiterei ist eben so gut ausgerüstet als geübt, und einen kräftigen und kühnen Angriff zu unterstützen wohl geeignet."

„Wären wir so klug gewesen, alsobald nachdem unsre Unabhängigkeit gegründet war, zum Behuf des öffentlichen Unterrichts, Nationalschulen und Bildungsanstalten zu errichten, so würden wir allerdings gegenwärtig schon eine viel größere Zahl unterrichteter Männer besitzen und weiter vorgerückt sein, als es der Fall ist. Den Verlust dieser unwiederbringlichen Zeit können wir nicht anders als bitter beklagen. Fünfzehn Jahre der Unabhängigkeit, fünfzehn für die Studien verlorne Jahre, sind freilich wohl ein schmerzlicher Verlust. Wie viele gründlich gelehrte und erfahrne Männer ermangeln wir durch diese Versäumniß! Wäre es mir vergönnt gewesen, regelmäßige Studien zu machen, so konnte ich mir die, dem Staatsmanne, der Magistratsperson und dem Schriftsteller, der sich mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen will, unentbehrlichen Kenntnisse erwerben, und ich hätte mich nicht in der harten und traurigen Nothwendigkeit befunden, eine mir unbekannte Bahn betreten zu müssen, um die Angriffe der Feinde meines Vaterlands und der Menschheit abzuwehren."

„Wir würden aber (fährt Hr. de Vastey an einer andern Stelle fort) unsern Zweck nur unvollkommen erreichen, wenn wir über der männlichen Erziehung die weibliche vernachlässigen sollten; wir würden alsdann sittliche Männer und unsittliche Frauen, unterrichtete Männer und unwissende Frauen haben; darum soll die Erziehung sich gleichmäßig über beide Geschlechter ausdehnen. Das häusliche Leben hat den wesentlichsten Einfluß auf das öffentliche Leben; die Kinder folgen dem Beispiel der Mutter, deren Schwächen und Verkehrtheiten, gleich den Tugenden, auf sie fortgepflanzt werden; darum steht die weibliche Erziehung in gar viel engerem Verbande mit der männlichen, als man gewöhnlich glaubt, und ohne eine zweckmäßig geleitete Erziehung, ohne Religion und gute Sitten, mag es keine guten, verständigen und thätigen Hausmütter geben."

„Noch ist (lieset man weiterhin) das haitische Volk keine gewerb- und handeltreibende Nation; wie einst die Römer, so gehen auch wir von den Waffen zum Pflug und vom Pflug zu den Waffen über; wir sind ausschließlich noch Krieger und Landbauer. Es wird lange Zeit dauern, ehe wir uns mit allen Zweigen der Fabrikations- und Handelsgewerbe befassen können, und da auch eine ungleich stärkere Bevölkerung dafür nicht hinreichend wäre, so könnten wir zur Zeit nur zum Schaden unsers Landbaues daran denken; es wäre aber durchaus nicht rathsam, die sicherste Quelle unseres Wohlstandes, unserer Macht und unseres Reichthums um einer

Sache willen zu vernachlässigen, die nur untergeordnetes Gewicht für uns haben kann; dagegen sind die ersten Kriegsbedürfnisse von solcher Art, daß eine unabhängige Nation ihrer nicht entbehren kann, und sie auch selbst hervorbringen muß; darum war die Anlegung von Pulver-, Schwefel- und Salpeter-Fabriken, die Errichtung von Stück- und Kugelgießereien u. s. w. eine weise Sorgfalt unsrer Regierung. Es bedürfen diese für die Vertheidigung des Königreichs unentbehrlichen Anstalten nur noch derjenigen Erweiterung und Vervollkommnung, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, unsern eignen Bedarf zu befriedigen; kommen dann noch einige andere Manufakturen für gewisse Dinge des ersten Bedarfes hinzu, so ist in diesem Fach alles Erforderliche geleistet. Die zur Verbreitung menschlicher Kenntnisse voraus wichtige Kunst der Buchdruckerei vervollkommnet und erweitert sich immer mehr. So sind dann Landwirthschaft, Kriegskunst und Unterrichtswesen die drei Dinge, auf welche unsre Aufmerksamkeit unverwandt sich richten soll; noch für lange Zeit werden diese drei wichtigen Gegenstände unsre Regierung ausschließlich beschäftigen und den Inbegriff des wohlüberlegten Staatshaushalts ausmachen, dessen kluge Handhabung das beabsichtigte Gemeinwohl am sichersten erzielen wird."

„Wir können, nach dem Vorbild anderer gesitteter Völker, unsre Landwirthschaft ausdehnen und vervollkommnen, indem wir theils bessere Kulturarten, theils neue, unsern wahren Bedürfnissen angepaßte, die Vermehrung der Nahrungsmittel und durch sie der Bevölkerung bezweckende Erzeugnisse einführen, und da wir keine französische Kolonie mehr sind, dasjenige anordnen, was dem freien und unabhängigen Königreiche ziemt. Dadurch, daß wir die mechanischen Künste zu Hilfe rufen, die Kräfte der Thiere, der Maschinen, der Elemente, der Luft, des Feuers und des Wassers in Anspruch nehmen, wird es uns gelingen, die Kräfte der Menschen theils zu schonen, theils zu vervielfachen, und durch Benutzung aller dieser Hilfsmittel unser Land zum schönsten, volkreichsten, blühendsten und gesegnetsten zu machen. Seine einst so unglücklichen Einwohner werden alsdann das glücklichste Volk der Erde sein, und dem Phönix gleich, den wir uns zum passenden Sinnbild erkohren haben, werden wir vollendeter und ruhmvoller aus unsrer Asche neu erstehen."

„Die Versuche sind in allen Dingen und jederzeit kostbar, mühsam, schwierig, und öfters mißlingen sie auch; sie dürfen aber dennoch um der unermeßlichen Vortheile willen, die sie bringen, nicht vernachlässigt werden; zum Gelingen ist das standhafte Ausharren erforderlich; so wenig man in einem Tag geschickter Maler, Baukünstler oder Mechaniker wird, so wenig mag man in einem Tage sachkundiger und erfahrner Landwirth werden. Wenn die Versuche öfters mißrathen, so sind daran entweder zufällige Hindernisse Schuld, oder ein fehlerhaftes Benehmen, oder unhinlängliche Rücksicht auf die natürlichen Verhältnisse. Auf die Anpflanzung der fremden wie der einheimischen Gewächse haben Klima, Jahrszeit und Boden den wesentlichsten Einfluß. Ein menschenfreundlicher Privatmann, dem Vaterland und Mitbürger lieb sind, kann wohl von seinen Glücksgütern keinen edlern und schönern Gebrauch machen, als wenn er sie auf Versuche im Fache der Landwirthschaft oder der Künste und Handwerke anwen-

bet; wo aber die Kräfte des Privatmannes nicht ausreichen, da ziemt es der Regierung, die größeren Mittel und Kräfte anzuwenden, die ihr als Leiterin und Beschützerin des ganzen Staatskörpers zu Gebote stehen."

„Bereits hat die Regierung auch manche Versuche angeordnet; Korn, Gerste, Hafer wurden angesäet und eingeärntet, und wir erhielten damit den vollständigen Beweis, daß, wenn wir lange Zeit dieser kräftigen Nahrungsmittel entbehren mußten, daran einzig der böse Wille und die einverstandene Selbstsucht der Kolonisten und ihres Mutterstaates die Schuld trugen; die Karthaginenser, um den Sizilianern ein drückenderes Joch aufzulegen, untersagten ihnen bei Todesstrafe den Getreidebau; unter der Kolonialregierung auf St. Domingue waren gleichmäßig die Pflanzungen von Getreide und Wein unter harter Strafe verboten."

„Jetzt ist, unsern Gesetzen und Verordnungen sowohl als der Staatsweisheit unsers Beherrschers sei es gedankt, die Landeskultur getheilt. Ansehnliche Pisangpflanzungen stehen überall um die Wohnungen her; die Getreidepflanzungen aller Art sind in den Ebenen und auf Bergen, in den dem Feind zum Theil unzugänglichen Gegenden, bedeutend vermehrt worden. Die aus England erhaltenen Kartoffeln werden nunmehr ebenfalls mit gutem Erfolg gepflanzt; dieses Knollengewächs und andere ausländische Erzeugnisse mehr vervielfältigen unsern Nahrungsvorrath. Ein Volk muß diesen selbst besitzen, und nicht ihn vom Ausland erwarten, wenn sein Dasein und seine Unabhängigkeit gesichert sein sollen."

„Wir halten die Landwirthschaft, als die erste der Künste, in hohen Ehren; in der Arbeit erkennen wir den Vater aller Tugend, und im Müßiggang die Mutter aller Laster. Alljährlich am 15. April, wenn die Zeit der Pflanzungen anfängt, begehen wir das Fest der Landwirthschaft mit Pomp und Pracht; die sämmtlichen Bewohner der Landhäuser um Sans-Souci her strömen alsdann unter fröhlichen Gesängen dem Palast zu; beladen mit den schönsten Blumen, Früchten und allen Reichthümern des üppigen Bodens, bringen sie ihre Glückwünsche und ihre Huldigungen den erlauchten Bewohnern des königlichen Palastes. Könnten unsere verhaßten Tirannen Zeugen dieses Festes sein und an diesem fröhlichen Tage durch einen Zauberschlag in den Palast von Sans-Souci versetzt werden, so würden sie unsre erlauchten Beherrscher in der Mitte der Gruppen unseres fleißigen und arbeitsamen Landbaues beider Geschlechter, wie zärtliche Aeltern mitten unter geliebten Kindern, sehen; sie würden an der Stelle unglücklicher, leidensvoller Geschöpfe, die halbnackt, von Hunger und allen Qualen der Sklaverei verfolgt wurden, wie dieß vormals und zu ihrer Zeit der Fall war, jetzt hingegen wohlgekleidete und gutgenährte Männer, Frauen und Kinder, glückliche und fröhliche Menschen sehen."

U.

Rußlands gegenwärtiges Verhältniß zum europäischen Staatensysteme. *)

Die Uebermacht, welche in den ersten fünfzehn Jahren des Jahrhunderts auf Europa lastete, ist durch ihren Einsturz völlig verrückt worden. Sie ging von Frankreich auf Rußland über, und Europa hat bei diesem Tausche nicht weniger eingebüßt, als Frankreich. In dem übermäßigen Anwachs der russischen Macht liegt das Hauptgebrechen der europäischen Politik; von ihm ging die falsche durch den Wiener Kongreß bekräftigte Richtung aus; er hat einige der daselbst getroffenen Einrichtungen erzwungen, und für Europa drangvolle Zeiten bereitet.

Vermöge einer seltsamen aber unglücklichen Aehnlichkeit mit England steht Rußland gegenwärtig fast eben so abgesondert und vereinzelt, wie Großbritannien. Von der chinesischen Mauer bis zu den mährischen Ebenen und den Thoren von Breslau gibt es für Rußland kein eingeschlossenes Gebiet und keine Nachbarn mehr. Ihm allein gehorcht dieser gewaltige Raum. Seine Seiten werden einerseits durch die Polarregion und das baltische Meer, anderseits durch das kaukasische Gebirg und das kaspische Meer, die Donau und das schwarze Meer gedeckt. Die durch Aberglauben gefesselten oder in Weichlichkeit versunkenen Völker der Umgegend sind zu ohnmächtig, um Besorgnisse erregen zu können, so daß die Gesammtkraft des mächtigen Staates gegen Europa, dem sein drohendes Antlitz zugewandt ist, sich richten mag. Schweden, welchem das russische Reich durch Finnland erreichbar war, hat diese Provinz verloren; England könnte der russischen Uebermacht nicht mit gleichem Vortheile wie der französischen entgegenwirken, indem Rußland weder die Seemacht, noch die Kolonien und den Handel besitzt, in denen Frankreich am empfindlichsten angegriffen werden mochte. Die weite Entfernung, stürmische Meere, Boreas und sein Eishauch vertheidigen Rußland gegen England. Karl der Zwölfte im achtzehnten, Napoleon im neunzehnten Jahrhundert haben durch gleichartigen Untergang, über der Pforte dieses Landes der Verdammniß mit unauslöschlicher Schrift die Worte eingegraben, welche Dante über das Thor seiner Hölle schrieb: Den hier Eintretenden verläßt jede Hoffnung. So erhält dann Rußlands Stärke neuen Zuwachs durch die vergeblichen Anstrengungen seiner Feinde und durch ihre erwiesene Ohnmacht, das Böse zu vergelten, das ihnen jederzeit von ihm mag angethan werden: welch ein furchtbares Loos, den Gefahren stets ausgesetzt zu bleiben, gegen die Andere fortdauernd geschützt sind!

Die Bevölkerungszunahme Rußlands zeigt gleichartige Verhältnisse wie in Amerika, zumal in beiden Ländern die Ausdehnung des Bodens, die Menge der Nahrungsmittel und die Fortschritte der Gesittung auch gleichmäßig wirken. Die vereinten Staaten gingen im Jahr 1778 von zwei Millionen fünfmalhunderttausend Einwohnern aus, und hatten schon im Jahr 1818

*) L'Europe après le congrès d'Aix-la-Chapelle, faisant suite au congrès de Vienne; par Mr. *de Pradt*, anc. archev. de Malines. Paris 1819. 8. pag. 34—52.

die Zahl von neun Millionen erreicht. Man hat berechnet, daß im Jahr 1920, und vielleicht früher noch, ihre Bevölkerung einhundert Millionen übersteigen wird. Man sieht nicht, was diesen Fortgang hindern könnte; die nämlichen Ursachen, welche von den hundert Millionen die erste gaben, werden auch die letzte herbeiführen. Es verhält sich mit der Bevölkerung wie mit dem Handelsgewinn: nicht die letzte, wohl aber die erste Million ist schwer zu gewinnen. Rußland besitzt bereits schon über fünfundvierzig Millionen Menschen; es ist dies unstreitig ein schöner Standpunkt und ein reiches Stammvermögen, um weiter vorzurücken. Die vorhandene Bevölkerung ist das Ergebniß von fünfzig Jahrhunderten der Barbarei und von einhundertjährigen Versuchen der Sittigung. Wie mag sie sich alsdann erst darstellen, wenn sie, über das ganze Reich verbreitet, in dem Gesammtkörper der Monarchie die günstigen Veränderungen zu Stande gebracht haben wird, die sie bereits in den von ihr erreichten Theilen bewirkt hat? Es unterliegt keinem Zweifel, daß in hundert Jahren Rußlands Bevölkerung über hundert Millionen Menschen betragen muß; der Raum für ihre Herbergen ist vorhanden; das Erdreich öffnet seinen jungfräulichen Schoos ihrem Nahrungsbedürfniß; der Kunstfleiß wird den Handelsverkehr wecken und hinwieder Aufmunterung von demselben erhalten; ein verschiedentliches Klima wird jede Art Landwirthschaft begünstigen; eine Menge Flüsse bieten ihre Dienste an für den Transport der Natur- und Kunsterzeugnisse: nichts ist, was diese Fortschritte hemmen mag, vielfältige Ursachen hingegen können eintreffen, durch die sie beschleunigt werden. Jeder einzelne Fortschritt wird, wie dies immer geschieht, die Grundlage eines nochmaligen und neuen sein. Dazu kommt, daß der bestehende Ideentausch durch die Preßfreiheit, so wie der durch Handel und Reisen vervielfältigte Umgang, indem sie die Kenntniß dessen, was an einem Ort geschieht, überallhin verbreitet und die Masse des menschlichen Wissens in ein Gemeingut verwandelt haben, aus dem der Reihe nach jeder schöpft, und das hinwieder, statt erschöpft zu werden, selbst um so mehr eigene Zunahme erhält, je mehr man davon wegnimmt. Hierin besteht eine der größten Wohlthaten der Gesittung. Um sich wohl und stets besser zu befinden, darf man so zu sagen kaum mehr erst lernen, und es reicht hin, sollte man glauben, wenn man sich nur umsieht: Alles ist schon vorhanden, gekannt und zum Gebrauche bereit liegend. Die Zeit, welche sonst auf mühsame Nachforschungen verwandt sein mußte, kann jetzt für nützliche Anwendungen benutzt werden; die Vorbilder finden sich allenthalben, und sie bieten jedem, der darnach verlangt, Unterricht und Belehrung dar. Das ist der Unterschied zwischen den älteren und neueren Staatsgesellschaften. Vereinzelte Menschen, aufgestellte Schranken nach allen Seiten hin, Künste die sich selbst noch in der Kindheit befanden, konnten die Gesellschaft so schnell nicht vorwärts führen, als ein geselligerer Umgang, nach allen Seiten geöffnete Verbindungen und ununterbrochen sich vervollkommnende Künste. Von diesem Standpunkte aus müssen Rußlands künftige Fortschritte beurtheilt werden. Es besitzt dieses Reich Alles, was Europa besitzt, darüberhin aber kann es tausend Plätze anweisen, für einen der in Europa noch unbesetzt wäre. Dazu kommt, daß kein anderes Land in Europa jene Empfänglichkeit für gleichförmiges Vor-

schreiten zu verbesserten Institutionen hat, die sich in Rußland daraus ergibt, daß daselbst, wie in St. Petersburg und wie in Amerika, alles modernen Vorbildern nachgeahmt wird. Dieser Vortheil kommt neuen Ländern zu gut, wo die vollkommnere Gestaltung für das Zurückbleiben Ersatz bringt. Wenn noch irgend ein europäisches Land gleicher Fortschritte mit Rußland empfänglich wäre, so könnte Irland allein es sein, weil auch hier die Menschen einander nur wenig genähert sind, und die Gesittung sich noch in großem Rückstande befindet, und weil da, wie in Rußland, die Lebensbedürfnisse leicht mögen erzeugt werden. Hierauf beruht das ganze Geheimniß der verhältnißmäßigen Staatenbevölkerung. Es wird aber diese nur allzugewisse Voraussicht des fortschreitenden Anwachses der russischen Macht vollends noch furchtbarer, wenn man bedenkt, daß eine so ungeheure Bevölkerung, in ihrer steten natürlichen Bewegung vom Norden nach dem Süden, die sich so wenig ändern wird, als der gewohnte Lauf eines Flusses sich ändert, aus starken und kräftigen, folgsamen und in Ertragung vielfachen Ungemachs geübten Menschen besteht, die ihren verehrten Heerführern in allen Dingen gehorchen, und zu Befehlshabern Männer haben, welche an Bildung den gebildetesten Europäern gleich kommen; daß auch, wie in der Zeit der römischen Kaiser, die Befehle zur Vollendung der Welteroberung den Corbulonen aus einer prachtvollen und üppigen Hauptstadt zukommen werden. Hundert Millionen russischer Bauern, stets bereit, alle Plane, welche Macht und Laune zu Tage fördern mögen, mit ihrem starken und lenksamen Arm zu unterstützen, können wohl für die Zukunft zittern machen; zweimal schon ward durch sie die Bahn nach der Hauptstadt Frankreichs geöffnet; das Reich der Sultane ward durch sie, bei übel beschädigtem Halbmonde, siegreich geworfen, und vor kurzer Zeit erst ist das rohe Geschrei dieser Scythensöhne über dem Grabhügel des Schwanes von Mantua gehört worden. Rußland, dem ein Vortrab von zehn Millionen Polen zu Befehl steht, ist nebenbei auch die einzige europäische Macht, die noch in großem Ueberflusse eines der wichtigsten Kriegsgeräthe, eines der Lebensprinzipe des Kriegsstandes aller Länder, die Pferde besitzt, welche daselbst in sehr großer Zahl und von aller Art, zu jeder Bestimmung ausgezeichnet trefflich vorhanden, und dann also auch so wohlfeil sind, daß man sie schonungslos gebrauchen darf, während im übrigen Europa die vorgeschrittene Bevölkerung und der vervollkommnete Landbau den der Pferdezucht erforderlichen Boden ungemein beschränkt haben. Ihr nach Maasgabe aller übrigen Natur- und Kunsterzeugnisse hoher Preis ist so weit angestiegen, daß die Errichtung und der Unterhalt einer großen Reiterei zu den Einkünften ungefähr aller Staaten des Festlandes außer Verhältniß steht. Napoleon war außer Stand, die Reiterei herzustellen, deren Trümmer die russischen Steppen deckten, während Rußland zum Ersatz solchen Verlustes nur einer Willenserklärung und der erforderlichen Zeit, um das Benöthigte zu sammeln, bedürfte. In dieser Hinsicht gleicht Rußland jenen amerikanischen Landschaften, worin die aus Spanien verpflanzten Thiere sich also vervielfältigt haben, daß sie gleichsam ihre Bevölkerung ausmachen, während Europa daran Mangel leidet.

Rußland ist demnach gegenwärtig die Herrschermacht auf dem Festlande, die Macht, welche

den andern drohend gegenübersteht, indem diese ihr angreifbar, sie aber für die andern unangreifbar, und daher dann auch jederzeit im höchsten Grade gefährlich ist. Der Wiener Kongreß hat dadurch, daß er die Besitznahme Polens gutbieß und bekräftigte, der europäischen Politik, die um jeden Preis Rußlands Entfernung forderte, eine falsche Richtung gegeben. Für diese Entfernung durfte man kein Opfer zu theuer achten. Im Zeitpunkt neuer Einrichtungen ist es, wo die Ueberlegung am meisten noth thut, und wo jede rathsame Vorsicht angewandt werden soll. Nachdem die Einrichtungen einmal getroffen sind, hält es schwer, davon wieder zurückzukommen, das Versäumte gut zu machen, oft selbst auch nur geringfügige Verbesserungen zu erhalten. Man wird diese Erfahrung hinsichtlich auf Rußland anzustellen im Falle sein. Jetzt, nachdem ihm zwei Drittheile Polens zur Vormauer und zum Vortrabe dienen, während seine Flügel völlig gedeckt sind: wer unternähme es, Rußland um einen einzigen Schritt weichen zu machen; wer könnte es hindern, seine Schranken vorschreitend zu durchbrechen? Was trennt diese Macht jetzt von Deutschland, wo sind die Mauer und der Wall, die beide Länder von einander scheiden? Vergeblich ruft man die persönlichen Eigenschaften des Selbstherrschers des großen Reiches als Gegengewicht für jene Besorgnisse an. Dingliche Verhältnisse sind es gar viel mehr als persönliche, auf denen die Politik beruht. Die übergroße Gewalt ladet zu ihrem Gebrauch ein. Wird Alexander unsterblich sein, wie sein Ruhm; werden sein Gemüth und seine Denkart mit seinem Zepter an die Nachfolger übergehen? Wahrhaftig, Europa, das Napoleons Untergang ersehnt und dadurch frei zu werden gehofft hat, tauschte nur das russische gegen das französische Joch; mehr noch als Napoleon's eignes Heil hing dasjenige der europäischen Staaten von dem Ausgange des russischen Feldzugs ab, und niemand bürgt, daß nicht Reue einst an die Stelle der Freude treten dürfte.

Der Landestheil Polens, welcher neuerlich mit Rußland vereinbart worden ist, hat Troffungen, aber keine Gewährleistungen erhalten. Es gibt Dinge, für die kein Ersatz möglich ist; die Völker haben hierin noch sicherern Takt, als die einzelnen Menschen: sie wissen, was es ist, Herr in seinem Hause sein. Welchen Namen auch die fremde Herrschaft tragen mag, es bleibt immer ein fremder Gebieter. Wie locker das Band der Abhängigkeit auch gehalten wird, sein Dasein reicht hin, um die übrig gelassene Freiheit zu stören. Polens Heerschaaren werden eine treffliche Hilfstruppe sein; an Tapferkeit, Ausdauer und Stärke übertrifft kein anderer Soldat den polnischen; es vereinbaren sich in ihm die Vorzüge des Russen und des Franzosen; er ist ein vortrefflicher Reiter; der Krieg macht ihm Freude und er ist darin wohl geübt. Es werden neue Sobieski's, Kosziusko's und Poniatowski's unter den Polen erstehen, und leicht dürften ihre Fahnen neben den russischen künftig auf den nämlichen Schlachtfeldern wehen, wo sie früherhin andern Fahnen zur Seite standen. Polen ist nunmehr zerstückelter, als es noch nie gewesen ist. Gallizien gehört in Kraft der früheren Theilungen Oesterreich an; das Herzogthum Posen, Danzig, mit der Unter-Weichsel, gehören zu Preußen. Drei andere Theile besitzt Rußland: Volhynien und Litthauen als russische Provinzen, und das Königreich Polen als

einen mit Rußland vereinten Staat. Die Vertheilung kann beim ersten Anschein befremdlich vorkommen; bei näherer Prüfung nimmt man darin Vorsichtsmaasregeln wahr gegen die Vereinbarung allzuvieler Zweige der alten polnischen Familie in einen Bund. Theilungen und Zerstückelungen der Staaten veranlassen weniger Besorgnisse; man findet weniger Veranlassung, seine eigene Kraft zu messen, als im größern Vereine; zehntausend im nämlichen Staatskörper versammelte Polen würden die inwohnende Kraft eher fühlen, als wenn sie unter drei verschiedenen Regierungen getheilt sind. Die Vereinbarung drei großer Abtheilungen Polens wäre die Ausführung von Napoleon's Planen gewesen, dessen Ueberwindern freilich nicht zugemuthet werden konnte, daß sie die Vollstrecker seines letzten Willens sein sollten.

U.

Beitrag zu Frankreichs religiöser Statistik.

Die nachstehende Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der verschiedenen Glaubensbekenntnisse und Religionssekten in Frankreich rührt von dem Hrn. Bischof Gregoire her, der vor andern aus geeignet war, genaue und richtige Angaben hierüber zu liefern. Sie ist, mit Uebergehung einiger nicht historischen Abschweifungen, der Chronique religieuse (Jenner 1819) enthoben, und sie schließt sich in manchen Beziehungen den Mittheilungen seines früheren Werkes über die Geschichte der Religionssekten im achtzehnten Jahrhundert an.

1. Die Juden.

Die Zahl der in Frankreich befindlichen deutschen, italienischen, spanischen und portugiesischen Juden steigt nahe an achtzigtausend. Die letzteren leben im mittäglichen Frankreich und halten sich vorzüglich in Avignon, Bordeaux und Bayonne auf; die deutschen wohnen meist in den nordöstlichen Theilen des Königreichs. Bei Siegbert von Gemblours lieset man, daß schon zu seiner Zeit die Stadt Metz vier Judenfamilien besaß, welche als der fruchtbare Hauptstamm ihrer gegenwärtig ungefähr zweitausend jüdischen Einwohner anzusehen sind. Unter den vormaligen französischen Provinzen war jedoch das Elsaß diejenige, worin sich die meisten Juden aufhielten, und die zu Anfang der Revolution zweiundfünfzig Synagogen besaß. Damals waren die Provinzen einander gegenseitig noch so fremd und unbekannt, daß auch in Paris sogar viele Personen sich einbildeten, die Juden seien überaus zahlreich in Strasburg, da doch keiner in dieser Stadt übernachten durfte, und dreimal täglich das Horn des Wächters vom Thurm der Kathedralkirche herab das Gedächtniß irgend eines, wahren oder angeblichen, Anschlags erneuerte, den sie im Mittelalter gemacht haben sollen, um die Stadt an den Feind zu verrathen. Der Familie Cerf-Berr war es endlich gelungen, die Bewilligung zur Niederlassung daselbst vom Hof zu erhalten, und als der Gerechtigkeitssinn der konstituirenden Versammlung die Gleichheit der bürgerlichen und politischen Rechte ohne Unterschied der Glaubensbekenntnisse aussprach, so

strömten die Juden nach der gewerbfleißigen und handeltreibenden Stadt hin, und es befinden sich ihrer jetzt mehrere tausend in derselben.

In Paris mögen vermuthlich fünf- bis sechstausend spanische, portugiesische und deutsche Juden leben, die, gleich denen von Amsterdam und London, noch abgesonderte Synagogen und etwas abweichende Gebetsformeln (Liturgien) haben; doch besuchen sie dieselben auch wechselsweise ungescheut. Die vormals bis zum Haß getriebene Abneigung vornehmlich der deutschen Juden ist, wo nicht völlig erlöscht, doch wesentlich gemildert worden, seit der Talmud von seinem Ansehen verloren hat. Ein italienischer Jude, der Mitglied des im Jahr 1816 in Paris versammelten Sanhedrin's war, hatte einen seiner Glaubensgenossen, Zalkind-Hourwitz, der seitdem gestorben ist, aufgefordert, aus dem Talmud Alles auszuziehen, was den Stempel der Ungereimtheit trägt. Dieser erklärte in einem schriftlichen Bericht, den ich besitze, daß, um jenem Auftrag zu entsprechen, er den größten Theil des Inhalts der vierundzwanzig Folianten, aus denen das Werk besteht, abschreiben müßte. In einer Unterredung mit einigen Gliedern des Sanhedrins sagte ich damals zu ihnen: So wie ihr vormals Feinde der Caraiten waret, welche die Traditionen verwerfen, so seid ihr jetzt ihnen gleich geworden. Wir haben wohl, antwortete mir einer im Namen der übrigen, wir haben wohl einen viel weitern Vorsprung gemacht. Freilich ging der Vorsprung noch weiter, indem Einige, wie dies gewöhnlich der Fall ist, vom Aberglauben zum Indifferentismus, zum Unglauben und hernach zur Sittenlosigkeit übergegangen sind. Ich sage Einige, denn überhaupt sind die Juden weder ausschweifend noch liederlich. Ein betrunkener Jude, oder vollends ein jüdischer Trunkenbold, ist etwas beinahe Unerhörtes. Sie verheirathen sich frühe, ihre Ehen sind nur selten unfriedlich, und die Heiligkeit des Ehebandes wird von ihnen geachtet. Für ihre Aeltern und für das Greisenalter überhaupt hegen sie eine große Verehrung, und sie zeichnen sich durch diesen schönen Zug, der sonst immer seltner wird und an die patriarchalische Verfassung erinnert, vortheilhaft aus.

Eben so wird man nur selten einen Juden betteln sehen; sie finden in dem thätigen Wohlwollen und in der Gastfreundschaft ihrer Glaubensgenossen die benöthigte Hilfe. Dies sind allerdings sittliche Vorzüge; hingegen aber schreit man über den Wucher! Unstreitig ist dieser moralische Aussatz seit langer Zeit unter der Nachkommenschaft Abraham's endemisch geworden; wer trägt aber die Schuld davon? In Palästina waren sie Landbauer; durch die Zerstreuung in alle Welt wurden sie Mäkler, Kaufleute, Krämer u. s. w., weil ihnen der Ankauf und die Kultur von Grundstücken, so wie die Ausübung von Künsten und Handwerken, untersagt ward. Der Handel und zunächst die Krämerei blieben nun zum Behuf ihres Broderwerbs allein übrig, und darum mußten sie sich demselben dann auch wohl ausschließlich widmen. Es war dies eine Wirkung der auf ihnen lastenden und sie erdrückenden Gesetzgebung, so wie der gegen sie ausgesprochenen politischen Enterbung: sie wurden das, was unter ähnlichen Umständen jedes andere Volk auch geworden wäre. Dazu kommt, daß unter ihren Tadlern sich mancher befinden mag,

der ihre Fehler selbst in vollem Maaße an sich trägt, und dem die Konkurrenz der Andern für ein Gewerbe, das er gern allein benutzen möchte, den größten Anstoß verursacht.

Moralische Umwälzungen mögen nur langsam erzielt, und angeerbte Gewöhnungen können nur im Verlauf mehrerer Geschlechtsfolgen ausgerottet werden; bereits aber ist ein unverkennbarer Anfang der Besserung unter den Juden eingetreten. Den amtlichen Angaben des Zentral-Konsistoriums zufolge befanden sich unter ihrer französischen Bevölkerung im Jahr 1809:

zwölfhundert zweiunddreißig Grundeigenthümer;
siebenhundert siebenundneunzig Militärpersonen;
zweitausend dreihundert und sechszig Handwerker;
zweihundert und fünfzig Fabrikanten.

Wer mit den Juden näher bekannt ist, wird dem Prinzen von Ligne beistimmen und finden, daß es diesem Volk an mannigfachem Talent zu aller Art Geschicklichkeit nicht fehlt. Bereits auch wäre es sehr leicht, ein bedeutendes Verzeichniß wissenschaftlich gebildeter Juden zu liefern, die durch ihre Einsichten und Schriften sich wohlverdiente Auszeichnung erworben haben.

In ihrer wirklichen Versunkenheit verdienen die Juden mehr Mitleid als Vorwürfe, und diese fallen vielmehr auf ihre Verfolger zurück. Eine glücklichere Zukunft ist ihnen verheißen; und wer möchte zweifeln, daß die Vorsehung diese auf eine der Menschheit erfreuliche und wohlthätige Weise herbeiführen, und sich dazu auch solcher Werkzeuge bedienen wird, die daraus hinwieder Verdienst und Ruhm schöpfen werden.

2. Die französischen Quäker.

Seit einem Jahrhundert ungefähr befindet sich in der Gegend von Nimes eine Quäkersekte, welche, nicht über zwei- bis dreihundert Personen stark, die Dörfer Veaunage, Saint-Gilles, vorzüglich aber Congeniés, wo ihr Hauptsitz ist, bewohnen. Rabaud Saint-Etienne, mit dem ich zu Anfang der Revolution davon sprach, glaubte, sie stammen von den vormaligen Schwärmern in den Cevennen ab, obgleich ihre Lehre und Lebensart von denen der Camisarden verschieden ist. Später gesammelte Berichte haben jene Vermuthung bestätigt.

Zwei verwittwete Frauen in Congeniés, welche Anhängerinnen des Quakerthums waren, unterhielten vor fast hundert Jahren Verbindungen in den Cevennen, woher sie Briefe und Besuche bekamen; hinwieder besuchten sie fleißig andere gleichgesinnte Personen der Nachbarschaft; die eine derselben gab sich mit Wahrsagen ab und zog daraus einigen Gewinn. Die Zusammenkünfte dieser Sekte wurden geheimnißvoll betrieben, bis unter Ludwig XVI. das Edikt vom Jahr 1787 die Protestanten wieder in den Genuß der bürgerlichen Rechte einsetzte. Indeß wußte man, was dort vorging. Die versammelten Quäker beobachteten erst ein völliges Stillschweigen; dann erweckten sie einander zur gewünschten Begeisterung, durch Seufzen, durch Thränen, durch gewisse Verdrehungen des Körpers, die durch eine Gattung dumpfen Geheuls und abgerissene Worte oder Redesätze unterbrochen wurden, welche letztere den heiligen Schriften

enthoben waren, und die sie in weissagendem Ton aussprachen. Bisweilen ward aber auch die ganze Sitzung stillschweigend zugebracht. Ihre Ehen liessen sie, nach einigen vorangegangenen Zeremonien, durch den Ortspfarrer einsegnen, und auch ihre Kinder liessen sie in der Kirche taufen, indem ihr Gewissen, wie sie sagten, sie den Gesetzen des Staats gehorchen heiße.

Kurze Zeit vor der Revolution waren sieben Quäker, vier Männer und drei Weiber, aus England, Irland und Amerika in Congeniés eingetroffen, die sich einige Wochen daselbst aufhielten und verschiedene religiöse sowohl als moralische, in den Grundsätzen der Sekte geschriebene Bücher austheilten. Sie mißbilligten die geschlossenen Versammlungen ihrer Glaubensgenossen und hielten selbsteigene bei offenen Thüren, wo jedermann Zutritt hatte und auch dazu eingeladen ward. Sie empfahlen ihren Geistesverwandten hinwieder, beim Grüßen den Hut nicht abzuziehen, sich des Duzens zu bedienen und Kleider von bescheidener Farbe zu tragen. Den erhaltenen Weisungen gemäß, ward das Duzen nun zwar unter ihnen eingeführt; hingegen erlaubten sich nur Wenige, angesehene Personen, die nicht zur Sekte gehörten, zu duzen. Manche schnitten die Haupthaare kurz, wie die besuchenden Fremdlinge thaten, und trugen auch braune Kleider; die Weiber kleideten sich violet und verzichteten auf Spitzen und andern Schmuck.

Seither werden nun ihre Versammlungen jeden Sonntag bei offenen Thüren gehalten; bei gewissen Anläßen versammelten sie sich auch am Donnerstag. Ihre Zusammenkünfte dauern anderthalb bis zwei Stunden; sitzend in demüthiger Stellung und stillschweigend erwarten sie die innere Erweckung des Geistes. Alsdann steht einer von ihnen auf und spricht einige Worte zur Erbauung der Andern; ein Zweiter, der sich begeistert glaubt, löset den Ersten ab, welcher alsdann schweigt. Doch sprechen nicht mehr als drei oder vier der Verständigsten; die Weiber, welche vormals gleich den Männern sprachen, oder wohl gar vor diesen den Rang zu haben schienen, treten jetzt nicht mehr in den Versammlungen redend auf. Obgleich sie kein Kirchenhaupt anerkennen, so stellen sich doch die, welche sich ehelichen wollen, vor dem Aeltesten oder Angesehensten der Gemeinde, theils um einige gute Räthe und Erinnerungen von ihm zu erhalten, theils um das Eheversprechen in Gegenwart von Freunden zu leisten. Sie verheirathen sich unbedenklich mit Protestanten, und es ist schon eine nicht kleine Zahl solcher gemischten Ehen vorhanden. Seltener, jedoch auch nicht ohne Beispiel, sind ihre Eheverbindungen mit Katholiken.

Vor ungefähr siebenzig Jahren hatten sich die Protestanten dortiger Gegend zu gemeinsamer Feier des Gedächtnißmahles an einem zwischen Aujargues, Junas und Sommieres gelegenen Orte versammelt, und ihr Zusammentritt ward den Behörden verzeigt. Die Protestanten von Junas, Aubais und Congeniés wurden zu Bezahlung einer Geldbuße von fünfzehnhundert Franken verurtheilt. Drei oder vier Familienhäupter der letztern machten Einwendungen gegen die Strafe, und behaupteten vor der zu diesem Geschäft beauftragten Magistratsperson von Nimes, jenen Versammlungen nicht anzugehören. Seither trennten sie sich von den Protestanten, und

wurden Quäker, unter den Namen von Conflaires, Bouffaires oder Zitterer (trembleurs). Die Verbindungen mit Protestanten, deren Versammlungen verboten waren, veranlaßten ihre Vermehrung, so daß zehn Jahre vor der Revolution sie schon beinahe gleich zahlreich waren, wie jetzt. Seit dreißig Jahren haben sie keine neuen Proselyten gemacht. Den Sonntag feiern sie lange nicht mehr so gewissenhaft wie vormals, so daß sie an diesem Tage arbeiten, wenn ihr Vortheil es nur einigermaßen erheischt. Sie ziehen den Hut ab wenn sie grüßen, doch auf eine etwas gezwungene Art, und sie duzen sich unter einander. Einige Mißverständnisse, welche sich über die Vertheilung gewisser Almosen unter ihnen erhoben hatten, sind ohne Folge geblieben.

Im Anfang der Revolution weigerten sich einige unter ihnen, Waffendienste zu thun; sie machten ihre Patrouillen mit Stöcken statt Flinten; dies dauerte jedoch nicht lange. Mit Vergnügen sahen sie die Einführung des allgemeinen Duzens, die Aufhebung des äusserlichen Kultus, die von den Volksklubbs den Bezirksverwaltern übergebenen heiligen Gefäße und Kirchenzierrathen. An der Zerstörung der Kirchen selbst äusserten sie kein Mißfallen, und Einige nahmen auch wohl selbst Theil daran. Einer aus ihnen ließ sich damals in öffentlicher Versammlung also vernehmen: „Wie vormals der Mensch den Sonntag an die Stelle des Sabbaths gesetzt hat, so konnte er jetzt statt des Sonntags den Decadi einführen.“ Der nämliche Redner machte im Klubb einen Antrag zur Aufhebung des Kultus. In Aujargues halten sich jetzt nur sechs aus Congenie's herstammende Quäker auf, die auch den Gesellschaftsvereinen am letztern Ort beiwohnen.

In diesen von fachkundigen Personen herrührenden Angaben erkennt man die Quäker, wenn dieselben auch in mehreren Punkten von der vormaligen Strenge ihrer Sekte zurückgekommen sind. Ihr Glaube ist derjenige der Anhänger von Georg Fox. Sie lesen die Bibel, die Werke von Barclay, William Penn und einige andere Sektenwerke; sie anerkennen die Dreieinigkeit, die Menschwerdung, die Erlösung, die Auferstehung der Todten; aber wie die Quäker verwerfen sie die Taufe und alle Sakramente. Man rühmt ihr Betragen; ihre Sitten sind rein; ihr Charakter ist wohlthätig und gastfreundlich; ihre Töchter sind nicht so leichtsinnig als andere; sie vermeiden Tanz und andere Zerstreuungen.

Der Quäker William Allen, Mitglied der königl. Gesellschaft in London, hat im J. 1818 seine Glaubensgenossen in Congenie's besucht und umständlichere Notizen über sie gesammelt, die er vielleicht bekannt machen wird.

Im vorigen Jahrhundert hatte die Regierung verschiedene im Wallfischfang sehr erfahrne Quäker nach Dünkirchen berufen; einige derselben kamen sogar von der Insel Nantucket her. Die Hemmungen, welche ihr Gewerb erlitt, bewogen sie, Frankreich wieder zu verlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Merkwürdige doch nicht unerhörte Aeusserungen der Frömmigkeit.

Der Abbé *Frayssinous* (geb. 1765 in der Diözese von Rhodez) hält bekanntlich seit 1801 zu Paris, anfangs in der Karmeliterkirche, und seit 1807 in der Kirche von St. Sulpiz, sogenannte christliche Konferenzen oder geistliche Vorträge, die ein sehr glänzendes Auditorium, welches durch sein vorzügliches Rednertalent angezogen wird, besitzen. Unter der kaiserlichen Regierung wurden seine öffentlichen Vorträge zwar eine Weile unterbrochen, doch nur für kurze Zeit, und die Gunst des Hrn. v. Fontanes verschaffte ihm damals schon ein Inspektorat bei der Akademie von Paris. Der König gab ihm nach der Restauration vielfache Beweise der Achtung; er ward Hofprediger, und im August 1815 erhielt er auch eine der fünf Stellen in der Kommission des öffentlichen Unterrichts, die er jedoch im folgenden Jahr freiwillig niederlegte, und dafür einen Jahrgehalt von 6000 Franken erhielt. Seine geistlichen Vorträge setzt er ununterbrochen fort, und es lohnt sich der Mühe, zu vernehmen, was der gewesene kaiserliche sowohl als königliche Inspektor des Unterrichtswesens von Frankreich in seiner diesjährigen vierten Konferenz, am 14. Hornung 1819, über den *öffentlichen Unterricht* gelehrt hat. Seine Rede zerfällt in drei Theile: der erste stellt das Bedürfniß der moralischen (nicht blos wissenschaftlichen) Erziehung der Jugend dar; der zweite führt den Beweis, daß diese Erziehung zugleich religiös sein müsse, und der dritte endlich will darthun, daß sie der Geistlichkeit anvertraut werden sollte. Die beiden ersten Sätze kann nicht leicht jemand bezweifeln, und die gedoppelte Beweisführung konnte darum nicht schwer fallen; auffallend hingegen und zum Theil auch anstößig mußten die Entwicklungen sein, welche der Hofprediger von der Lehre einer religiösen Erziehung gibt, wenn er sagt: Es müsse die Jugendbildung religiös *und monarchisch zugleich* sein, um die Rückkehr der Ruchlosigkeit und der politischen Verbrechen der Revolution zu hindern; demnach liege es der Regierung ob und stehe ihr auch zu, in den Unterrichtsmethoden das Gute vom Schlimmen zu sondern, und nicht zuzugeben, daß, was durch lange Erfahrung bewährt ist, gegen glänzende Verzierungen, die noch nicht erprobt sind, vertauscht werde. Um deutlicher zu sprechen, erklärt Hr. Frayssinous ausdrücklich, er sei kein Freund der neuen Lehrmethode, die seit einigen Jahren von einem Nachbarvolk, dessen sklavische Nachahmer die Franzosen nur allzuoft schon gewesen sind, entlehnt werde; einer Methode, die durch allgemeinere Verbreitung des Elementarunterrichts unter dem Volk, die Gefahr herbeiführe, dem gemeinen Volk die *nützliche Arbeit zu verleiden*, ohne dasselbe darum besser oder folgsamer zu machen. „Wir müssen, ruft er aus, wir müssen billig fürchten, daß unsere Landbauern, wenn

sie lesen und schreiben lernen, dadurch ein Schwätzervolk (raisonneurs) und durch ihr Halbwissen von der Religion und vom Gehorsam abgezogen werden; wir müssen wohl fürchten, uns durch eine verderbliche Philantropie verleiten zu lassen, statt jener wohlthätigen Leuchten, welche auf der früher befolgten Bahn, in angemessenen Entfernungen (de loin en loin) die Finsternisse der Unwissenheit des gemeinen Volks erhellten, jetzt allenthalben Fackeln aufzupflanzen, welche zuletzt einen großen Brand anzünden werden." Es sei, meint der geistliche Redner, noch eine große Frage, ob nicht die Unwissenheit dem gemeinen Mann wohlthätiger sein dürfte, als eine Erziehung, welche die Grundkenntnisse allgemein verbreiten will, ohne darum die Vernunft allgemeiner zu machen. „Man wende uns nicht etwa ein (ruft Hr. Frayssinous aus), daß wir als Priester und als Gegner der liberalen Ideen sprechen! Die liberalen Ideen! Was sind das für neue Worte, die man unserer Sprache aufzwingen will, und deren Sinn auch das Wörterbuch der Akademie sogar nicht erklärt? Versteht man darunter Begriffe, die in allem, was religiös und politisch wohlthätig ist, liberal sind, liberal in Huldigungen für die Gottheit, in Ehrfurcht für den souveränen Herrscher, in Gehorsam gegen die Behörden, in Muth und Vaterlandsliebe, in edeln und großherzigen Gefühlen, mit einem Wort in allen glücklichen Ergebnissen der Erfüllung jeder öffentlichen und Privattugend? In diesem Sinne, meine Herren, sind wir von Herzen bereit, jenen Begriffen beizupflichten. Ist es hingegen um liberale Ideen zu thun, welche sich ruchlos gegen Gott darstellen, ungehorsam und aufrührisch gegen die rechtmäßige Regierung, welche Verbrechen und Sünden gegen Gott, den Staat und die Menschen begründen: dann stehen wir auch nicht an, mag man es noch so ungerne hören, diese liberalen Ideen für verabscheuenswerth und für die unselige Frucht unserer Revolution zu erklären."

Wir haben, sagt Hr. Frayssinous weiter, bereits gesagt, die Erziehung müsse nicht allein religiös sein, sondern sie sollte auch geistlichen Händen anvertraut werden. Er läßt es hier, wie überall in seinen Vorträgen, an gewandten Erklärungen nicht fehlen, daß er nämlich weit entfernt sei, in die Rechte der weltlichen Macht Eingriffe thun zu wollen; aber er verhehlt hinwieder auch gar nicht, wie lebhaft er es bedaure, daß die Sorge und Aufsicht der Erziehung jenen vormaligen geistlichen Körperschaften (er meint damit ohne Zweifel zunächst die Jesuiten) entzogen worden ist, und wie sehr er wünsche, daß sie wieder in ihre Hände zurückgegeben werden möchte, weil sie durch die Vortrefflichkeit ihrer Grundsätze, durch den gezwungenen Cölibat, welchem sie unterworfen sind u. s. w. sich, seiner Ueberzeugung nach, auch vorzugsweise eignen, die Wahrheiten und Pflichten der Religion der Jugend einzuflößen, und die ansteckende Verderbniß der Irrlehren von ihren Zöglingen abzuwenden. Freilich sei es der Fall (und dieses Bekenntniß ist im Munde des Hrn. Frayssinous merkwürdig), daß die Afterphilosophie, die in den jüngsten Zeiten überall eindrang, auch jene Körperschaften ansteckte, jedoch später und mit minderem Erfolg als unter den weltlichen Ständen, was sich schon aus dem Umstand ergibt,

daß ungefähr alle älteren und frommen Menschen, alle erklärten Gegner der neueren Lehren, Zöglinge der Schulen sind, die man zu verschreien sich so angelegen sein ließ.

Dem glänzenden Bilde, das der Redner von seinen geistlichen Erziehern macht, stellt er das abschreckende Gemälde eines Lehrerkollegiums entgegen, welches jetzt schon zum Lohn seiner bösen Werke, „die Schulen in Lager umwandelt, in denen unter einer Schaar zügelloser Jünglinge jede Mannszucht und Ordnung anders nicht, als durch militärische Vorkehrung gehandhabt werden mag", und das für die Zukunft nur dem scheußlichen Ruhme entgegensehen kann, eine Pflanzschule ungläubiger und aufrührischer Menschen gebildet zu haben. Dies veranlaßt den Redner zu heftigen Ausfällen gegen die Philosophie, welche Altar und Thron umgestürzt haben soll. In seinem Feuereifer gedenkt er mit keiner Sylbe jener mächtigen Waffen, welche dazu die Unwissenheit und Unsittlichkeit der großen Mehrheit des französischen Klerus darboten, der selbst keine Religion besaß und völlig unfähig war, weder ihre heilbringenden Lehren zu verkündigen, noch sie gegen ungerechte oder unverständige Angriffe zu vertheidigen. Salbungsvoll schließt sich dann aber die Rede mit der Versicherung: Es werde der Gott Chlodwigs und des h. Ludwigs Frankreich dem Verderbniß der Irrlehren nicht preisgeben, und die wiederhergestellte Religion werde das fürohin unauflösliche Band zwischen Freiheit und Monarchie heiligen und fester knüpfen, als je zuvor. U.

Aus Spanien.

Inquisition und Jesuiten betreffend.

Was öffentliche Blätter von dem Verbot der zu Paris erschienenen Histoire critique de l'Inquisition d'Espagne des Herrn Llorente meldeten, ist zum Theil irrig. Richtig hingegen sind folgende Thatsachen: Im Jahr 1812 gab Hr. Llorente in Madrid zwei Bände (in Duodez) der Annales de la Inquisicion de España heraus, worin die Geschichte der Anstalt bis zum Jahr 1530 reicht. Die gezwungene Auswanderung des Verfassers hinderte die Fortsetzung. Als kurz hernach die Cortes in Cadiz die Aufhebung des heiligen Offiziums beschlossen, ward auf ihren Befehl die Diskussion (in einem Quartband) gedruckt, welche den Beschluß herbeigeführt hatte. Ferdinand VII. kam zurück und stellte das scheußliche geistliche Gericht wieder her, welches alsbald die Annales des Hrn. Llorente in das Verzeichniß der verbotenen Bücher aufnehmen ließ und sich um einen Apologeten der Herstellung umsah. Dom Joseph Carnicero bot sich zum Fürsprech der schlimmen Sache dar, und gab im J. 1816 zwei Duodezbändchen heraus, welche die Aufschrift führen: La Inquisicion justamente restablecida. Das erste ist gegen die Annales, das zweite gegen die Cortes gerichtet; beide enthalten nichts als elendes Geschwätz und Schmähungen, so daß Hr. Llorente ihrer in der Vorrede (S. 11.) seines französischen Werkes billigermaßen nur kurz mit der verdienten Verachtung gedacht hat. Man erzählt, es habe sich

der souveraine Rath der h. Inquisition wiederholt über die Frage berathen, ob ein besonderes Verbot gegen das französische Werk des Hrn. Llorente erlassen werden soll; bis dahin aber hätte ihn die Betrachtung zurückgehalten, daß dadurch das hier wenig verbreitete Buch nur bekannter werden würde. Ich kann die Wahrheit dieser Sage nicht verbürgen; zuverlässig aber ist, daß auch in Spanien die Bücherverbote alle Kraft verloren haben, und daß selbst bei solchen Personen, die sich durch Religiosität auszeichnen, die Ueberzeugung herrschend geworden ist, daß die Verbote der Inquisition vielfältig solche Bücher treffen, welche der Religion und Sittlichkeit die besten Dienste leisten konnten.

Inhalt des eilften Heftes.

Von dieser Zeitschrift erscheinen monatlich zwei Hefte, jedes drei bis vier Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus vierundzwanzig Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preiß 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.



Jahrgang 1819.

Zweites Juni-Heft.

Nro. 12.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Ein Blick auf den Unabhängigkeitskrieg des Freistaats Venezuela in Südamerika.

Ueber die Urtheile vom südamerikanischen Krieg.

Wir erhalten vom südamerikanischen Freiheitskrieg unzuverläßige Nachrichten. Wie kann es anders sein? — Die ihn führen, wahrlich, sie führen ihn nicht zur Gemüthsergötzung der europäischen Zeitungsleser. Die Amerikaner, wie die Spanier, haben einerlei Ursachen, ihre Siege zu vergrößern, ihre Niederlagen zu verkleinern. Die Fremden, welche im Freiheitskriege Dienste nehmen, nehmen den Ton derer an, mit denen sie sind; oder entsagen sie aus Mißvergnügen dem Dienst, so schreiben sie aus Mißvergnügen, und vergessen über der Rechtfertigung oder Rächung ihrer eigenen kleinen Person meistens die Gerechtigkeit gegen ein ganzes Volk.

Uns hier zu Lande wird's auf keine Weise leicht gemacht, das Wahre vom Falschen abzusehen. Wenn man uns die Heere der Amerikaner wie zusammengelaufenes Lumpengesindel, wie Räuberbanden, ohne Kriegszucht, oft ohne Waffen, ihre Anführer wie tolle Abentheuer, ihre Regierungen wie unwissende auf gutes Glück wagende Schwachköpfe, oder grausame Bösewichte darstellt: was können wir dagegen einwenden? — Und dergleichen Beschreibungen sind es meistens, die über Spanien her, oder von Engländern und Franzosen zu uns kommen, welche den Dienst der amerikanischen Insurgenten aus irgend einer Ursache unzufrieden verliessen.

Denken wir nur an den Freiheitskrieg der vereinigten nordamerikanischen Staaten zurück, und an die verächtlichen Beschreibungen, welche damals in Zeitungen und Flugschriften von den Kriegsleuten, Staatsmännern, Generalen, Kongressen der Aufständischen gegeben wurden! Sie gleichen den heutigen, als wären diese nur getreue Abschriften.

Bloß aus dem Gang der Begebenheiten sind wir fähig, auf den wahren Zustand der Dinge zurückzuschliessen. Die Wirkungen, die wir erfahren, sprechen von den Ursachen am ehrlichsten. Wie oft ward uns die Empörung Venezuela's schon so gut als getilgt angekündigt? Aber Venezuela kämpft noch heut wie im Anfang, und von Jahr zu Jahr, wie es scheint, mit grimmigerer Erbitterung. —

Der Aufstand währt nun schon ins zehnte Jahr. Der Ausgang desselben scheint kaum zweifelhaft zu sein, wenn wir ihn mit dem der Nordamerikaner im siebenten Zehend des

verwichenen Jahrhunderts vergleichen. — Diesen stand damals die Gewalt Großbritanniens mit seinen Heeren, Flotten und Reichthümern entgegen; — den Südamerikanern bloß das erschöpfte Spanien, ohne Flotte, ohne Geld, ohne Soldaten in hinreichender Menge zu haben. — Die Rolle, welche damals Frankreich zu Gunsten der Freistaaten Nordamerika's spielte, spielt jetzt England zu Gunsten der Freiheit Südamerika's, ohne offenen Krieg gegen Spanien. Britische Offiziere, britische Soldaten, britische Waffen, britische Schiffe gehen nach Venezuela als Freiwillige. Venezuela ist noch in seiner Unabhängigkeit vom britischen Kabinet nicht anerkannt; aber der schwarze König von Haiti hat wohl recht, sich über die diplomatischen Formen der Europäer lustig zu machen. „Anerkannt oder nicht", sagte er; „man ist unabhängig, wenn man's ist, nicht wenn man dafür anerkannt wird." So denken auch die Venezuelesen. Sie haben mit England ihren ununterbrochenen Geld- und Waarenverkehr; sie haben in London ihren diplomatischen Agenten Don Mendez, und es fehlt nicht an Freiwilligen in Alt-England, die sich nach Venezuela einschiffen, um dort die Rolle eines Lafayette zu wiederholen.

England beobachtet nur aus diplomatischer Höflichkeit die wohlhergebrachten Formen. Wären die Südamerikaner unglücklich, sollte Spanien je wider diese in entschiedener Uebermacht erscheinen: so würde, niemand zweifle dran, England die Formen beiseite setzen und sich unumwunden für die Freiheit der Caraccas und der Laplatastaaten erklären. Denn die Selbstständigkeit dieses Amerika's ist für Großbritannien zu wichtig. Es darf in Europa neben England kein ansehnlicher Handelsstaat mehr aufkommen; es darf in Europa kein Reich mehr den Einfall haben wollen, durch Handel und große Kolonien mit der Zeit wieder eine Seemacht zu werden. Rule Britannia! darum muß nur ein Koloß zwischen den vielen, kleinen, getrennten, machtlosen, unter sich eifersüchtigen, um die Gunst des Kolosses buhlenden Seestaaten-Pygmäen stehn. Nichts natürlicher, als dies. Was vor Alters der politische Kunstgriff des republikanischen Roms, dann des eroberungssüchtigen heiligen und großen Karls, dann des Papstes, dann endlich auch Napoleons war, ist der einfache Kunstgriff Englands, seine Herrschaft auf so lange Zeit hinaus zu sichern, als möglich. An Widerspruch von Seiten anderer Mächte ist unter gegenwärtigen Verhältnissen nicht zu denken; umgekehrt, alle sind in so eigenen Lagen, daß sie die Pläne der Briten befördern müssen, auch wider Willen.

Venezuela vor der Revolution.

Ueber den Zustand der Dinge in Venezuela hat uns der Engländer James Hackett unlängst die neuesten Berichte bekannt gemacht, und, aus ganz begreiflichen Ursachen, nicht immer die vortheilhaftesten. Ehe wir aber von diesen sprechen, und weil wir noch öfter Gelegenheit haben werden, vom südamerikanischen Freiheitskriege zu erzählen, ist es manchen unsrer Leser vielleicht gelegen, den Anfang der Unruhen und wie sie sich bis zu unsern Zeiten fortsetzten, kennen zu lernen, oder in's Gedächtniß zurück zu rufen.

Bis zum Jahr 1809 bildeten unter den spanischen Königen die sechs Provinzen Venezuela, Maracaibo, Cumana, Guayana, Varinas und die Insel Trinidad eine besondere südamerikanische General-Hauptmannschaft, Caracas. Venezuela, oder Caracas, war die angebauteste und volkreichste der Provinzen; und S. Jago de Leon de Caracas darin am Guyaraflusse, zu Füßen des hohen La Silla-Berges, mit 50,000 Seelen, die handelsreiche Hauptstadt.

Jede der sechs Provinzen war damals in mehrere Bezirke oder Partidos eingetheilt. Die Provinz Venezuela hatte dreiundzwanzig Partidos, welche im J. 1787 noch in 193 Gemeinden und 19,372 Wohnhäusern 333,010 Einwohner, im J. 1810 aber schon 496,772 Einwohner zählte. Den beiweitem größten Theil der Volksmenge machten die freien farbigen Leute aus, beinahe die Hälfte; von den übrigen betrug die Zahl der Weißen ungefähr die Hälfte, die andern waren Sklaven, oder freie, oder zinsbare Indianer.

Die ungemessene Fruchtbarkeit dieser Landschaften ist bekannt genug. Wem fällt nicht schon bei den bloßen Namen Maracaibo und Varinas die unter diesem Namen ausgeführte Menge Tabaks ein, welche zum Theil Europa verdampft. Vanille und Cacao, die leckerhaften Bestandtheile der Chocolade, haben dort ihre rechte Heimath. Nur vom Cacao wurden Jahr aus Jahr ein über 590,000 Scheffel verschifft. Ausser Baumwolle, Arzneien, rohen Häuten, Bau- und Farbehölzern und andern Handelsgegenständen hatten Venezuela und die übrigen Provinzen einen Ueberfluß von Lebensmitteln jeder Art. Genug, die Natur gab diesen Gegenden in Fülle, um unabhängig von andern Nationen zu bestehen.

Die Spanier wußten diesen Reichthum zu schätzen. Der Werth aller ausgeführten Waaren auf dem Platz von Cadiz betrug jährlich im Durchschnitt 1,514,366 Thaler; ihr Verkaufspreis 1,648,147 Thaler; der reine Ertrag davon also 133,781 Thaler. Dahingegen wurden jährlich nach Caracas auf spanischen Schiffen für ungefähr 799,333 Thaler Waaren eingeführt; zu der Summe dieses Werthes aber sind schon alle Zölle und übrigen Abgaben geschlagen. Daraus lösete man auf den verschiedenen Plätzen von Caracas im Durchschnitt 1,141,598 Thaler, folglich einen Gewinn von 342,265 Thalern.

Das war die Frucht Venezuela's für den spanischen Handel. Aber dabei ist noch nicht berechnet, was an Zöllen, Steuern, Zinsen und Abgaben aller Art die Krone ärntete. Und das war nicht viel weniger. Nebenbei standen sich der Landeshauptmann oder der königliche „Capitan General", desgleichen jeder seiner ihm untergeordneten sechs Gobernadores, in den Provinzen auch nicht übel. Sie walteten mit königlichem Ansehn. Zwar ihre Besoldung vom Könige war äusserst mäßig; aber die Herrn verstanden die Sportelkunst und wurden reich dabei. Das war angenommener Fuß. Das Volk wußte es auch sehr gut. Es fühlte den Druck, und fühlte ihn seit Jahrhunderten; es fühlte seine Handelsbeschränkungen zu Gunsten Spaniens und zum Nachtheil des innern Gewerbsfleißes. Nur geborne Spanier machten den Markt; alle Waare von Engländern und Andern war hochverpönte Kontrebande. Ja bis zum Jahr 1774

war es den Provinzen nicht einmal erlaubt, unter sich selbst Verkehr zu treiben; alles mußte durch die Hand der Spanier gehen.

Diese wurden reich dabei. Daher sah man auch jährlich Leute aus dem europäischen Mutterlande kommen, die dort wenig zu verlieren, und hier viel zu holen hatten. Sie irrten selten in der Berechnung. Man nannte dergleichen hier, wie in Mexico, „Chapetones", und so auch nicht mit Unrecht die aus Spanien hergeschickten Beamten, die gewöhnlich arm ankamen, und reich von hinnen zogen.

Wieviel Mühe sich auch die spanische Staatskunst gab, die leidige Aufklärung zu verhüten, um die Leute in ihrer Unterdrückung bei guter Zufriedenheit zu erhalten, konnte sie doch das Denken und Nachrechnen nicht ganz verhindern. Man schickte zwar sämmtliche höhere Beamte von Spanien aus, weil man gewiß war, daß diese nicht mit den spanischen Eingebornen der Kolonie Partei machen würden. Die Priester predigten eifrig Glauben und Gehorsam. Die Schulen waren so gut als möglich ihrem Schicksal überlassen. Die Universität zu S. Jago de Leon bildete größtentheils Geistliche, die ihre Pflicht verstanden. Lesesucht war ohnehin der Fehler der Caracas nicht; allenfalls konnte man mit einem kräftigen Zensurgesetz einschreiten. — Allein diese europäischen Kunststücke fruchteten zuletzt nichts. Den Menschen war das Denken nicht abzugewöhnen.

Die Veranlassungen der Staatsumwälzung.

Die Zeit der schweren Gedanken kam bald, als der französische Umwälzungskrieg die Welt erschütterte; britische Flotten alle Meere unsicher machten; der Handel danieder lag; die Bewohner der Caracas von Jahr zu Jahr verdienstloser wurden, und dabei doch die altüblichen Lasten, Steuern und Abgaben fortdauerten. Man seufzte und hoffte auf bessere Zeiten.

Sie kamen nicht. Sie wurden vielmehr schlimmer. Denn der spanische Hof, statt das Schicksal seiner leidenden Kolonien zu erleichtern und Hilfe zu bringen, forderte Hülfe von den Kolonien. Der Druck ward größer; das Volk unzufrieden.

Zuletzt brach in Spanien mit den Jahren 1808 und 1809 selbst die Revolution aus. Die Kolonien standen einsam, ihrem Schicksal überlassen. Das unzufriedne Volk trieb sich mit mancherlei Gedanken. Schon fing man an, den spanischen Beamten keck in's Auge zu sehen; schon wurden die verhaßten „Chapetones" und europäischen Glücksritter kühler behandelt. Doch Gewohnheit ist ein starkes Band. Man gehorchte dem Capitan General und seinen Gubernadores nach wie vor. Man erklärte sich gegen die Franzosen, dem König Ferdinand VII treu; man folgte den Befehlen der Junta von Sevilla, weil man an ihrer Macht und Wiedereroberung des halbverlornen Spaniens nicht zweifelte; man unterstützte das Mutterland nach Kräften.

Indeß wurden der Opfer von den Kolonien immer mehr verlangt; zugleich aber erfuhr man auch, daß Spanien fast gänzlich verloren, die sevillische Junta ein todtes Schattenbild, nach

Cadiz flüchtig, aufgelöset, von einer neuen Junta ersetzt sei. — Jetzt fing man ernster an von öffentlichen Angelegenheiten zu reden, und daß es Zeit sei, sich aus dem allgemeinen Untergang selbst zu retten. Mißgriffe der sevillischen Junta waren dazu gekommen, die Anhänglichkeit der Caracas an das Mutterland zu schwächen und gänzlich aufzulösen.

Bekanntlich hatte die sevillische Junta im J. 1809 den Entwurf gemacht, die Cortes oder Stände des Königreichs zu versammeln, und um die Kolonialstaaten in Amerika enger ans Mutterland zu ziehen, dieselben als wesentlichen, integrirenden Theil der spanischen Monarchie zu erklären. Der Gedanke war groß und glücklich gefaßt, und erregte in Amerika eine stolze Begeisterung für die dadurch wahrhaft gemeinschaftlich gewordene Sache. Allein er ward in der Ausführung gänzlich verderbt.

Denn in Venezuela und den übrigen Provinzen erwartete man, wie billig, daß allen Bürgern bei der Wahl der Abgeordneten zu den Cortes gleiches Stimmrecht gegeben werden würde. Statt dessen erschien der Junta-Befehl, nur die Cabildo's oder Rathsversammlungen hätten das Befugniß zu wählen, nicht, wie in Spanien, die Bürgerschaften. Nun waren die Cabildo's aber bloße Machwerke der spanischen Beamten oder europäischen Spanier; man sah folglich voraus, daß diese unterthänigen Geschöpfe keinen amerikanischen, sondern einen europäischen Spanier wählen würden. Und so geschah es auch. Die Cabildo's wählten Don Joachim de Moquera, einen Europäer, einen der verhaßten und durch nichts beliebten Chapetones.

Damit waren alle in Amerika geborne Spanier über ihre künftige Stellung enttäuscht. Nun machten sie, Kreolen, Mulatten, Mestizen und alle, die bisher durch Geburt, Farbe und Stand unter einander getrennt waren, gemeinschaftliche Sache. Nun wachte die alte Eifersucht gegen die immer aus Europa kommenden, bevorrechteten Spanier in gewaltigerer Erbitterung auf. Nun fing man an, von den Rechten des Volks zu reden; von der Inkompetenz und Schwäche und Anmaßung der revolutionären Seviller Junta; von der Fortdauer und Vermehrung der Auflagen, und daß man damit umginge, den Kolonien das Mark auszusaugen, um den Ehrgeiz einiger Spanier jenseits des Meeres zu mästen.

Die vornehmsten Kreolen traten im Jänner 1810 zusammen, heimlich, um zu berathen, wie bei der herrschenden Stimmung zu helfen sei. Vom Beistand des Volks gegen die Chapetones war Alles zu erwarten; das Militär bestand meistens aus Eingebornen des Landes. Es bedurfte nur eines Winks, und die spanische Schattenregierung mußte verschwinden, da sie durch Einsicht und Liebe des Volks nicht länger geschirmt war.

Der Wink ward gegeben. Am 19. April 1810 geschah allgemeiner Aufstand. Die spanischen Beamten, die edeln Chapetonen, wurden in ihren Häusern ohne Widerstand verhaftet, mit Pässen versehen, auf Schiffe gepackt und nach Europa zurückgeschickt. Zu S. Jago de Leon bildete sich auf der Stelle aus den angesehensten Männern aller Provinzen eine Junta der Caracas. Don Jose de las Llamosa Martin Tovar Ponte übernahm den Vorsitz. Alles ging in bester Ordnung.

Die neue Junta maß ihre ersten Schritte in Leitung der öffentlichen Angelegenheiten sehr vorsichtig ab. Sie pflanzte nicht das Panier des Abfalls von Spanien auf. Sie mußte erst die Stimmung des Volks, die öffentliche Meinung genauer kennen, weil sie nur durch diese stark war. Noch gab es verschiedene Ansichten. Die Junta erklärte also in ihrer ersten Verkündigung: „Es ist nur darum zu thun, das politische Dasein unsers eigenen Landes zu sichern; Spaniens königliche Würde, so viel wir können, zu schützen, und würdig des Ruhms, Spanier zu sein, wenigstens den Ueberbleibseln dieser herrlichen Nation eine Zufluchtsstätte bei uns gegen die Verfolgungen von Europa zu öffnen.

Die Gründe waren sehr annehmlich, wiewohl etwas seltsam, weil man so eben von den „Ueberbleibseln dieser herrlichen Nation“ eine ganze Schiffsfracht nach Europa zurückgesandt hatte. Das Volk begriff aber den Gang des Geschäfts ziemlich; wunderte sich, daß man, statt Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von den Gesetzen eines jenseits der Meere liegenden Landes zu erklären, statt sich volle Handelsfreiheit zu schaffen, die Rückkehr der Glücksritter und Chapetonen abzulehnen, die bisher nach Spanien geflossenen Goldsummen im Lande zu behalten, von Unterthänigkeit sprach. — Mit der letztern war es aber auch keinem verständigen Manne voller Ernst gewesen. — Vielmehr erschien bald der vollständige Absagebrief der Junta von Caracas an die Junta von Cadiz, welche kurz zuvor noch Befehle an die Vizekönige und Landeshauptleute in Amerika erlassen hatte, damit die Hoheit der Cadizer Insurrektionsjunta feierlich anerkannt werde.

Diesen Anlaß benutzten die zu S. Jago de Leon Versammelten, denen in Cadiz zu erklären: daß die Provinzen von Venezuela nicht gemeint wären, die Hoheit verschiedener Administrationen, die wechselsweise in Spanien sich, ohne Zustimmung spanischer Nation dies- und jenseits des Ozeans, den alten Verfassungen zuwider, der höchsten Gewalt bemeistern, vasallisch anzuerkennen. Man hätte die Cortes zusammenberufen, und die Spanier beider Welttheile als Spanier von gleichen Rechten behandeln sollen. Nur diese Vereinigung aller Theile der Monarchie zu einem Ganzen würde das Ganze gerettet haben. Man sähe aber wohl, es sei selbst in den Tagen der höchsten Noth nicht darum zu thun, den amerikanischen Spaniern Recht widerfahren zu lassen. Man täusche diese mit leeren Vorspiegelungen und denke sie als verächtliche Sklaven zu benutzen, oder mit sich in den allgemeinen Untergang zu ziehen. Darum wäre Venezuela entschlossen, seine Rechtsame zurückzurufen, und sich bei denselben mit eigener Kraft zu schützen.

Diese Erklärung und Absage an Spanien geschah am 3. Mai des Jahres 1810, und ward zugleich mit einem Aufruf zur Freiheit an alle spanische Provinzen und Inseln beider Amerika's abgesandt. „Amerikaner!“ hieß es darin, „Venezuela hat sich in die Reihe der freien Nationen Amerika's gestellt!“ — Den kühnen Schritt zu behaupten, wurde am 19. Mai die Bewaffnung des ganzen Volks, Eintheilung der streitbaren Mannschaft in Heerbanden, und Uebung derselben im Kriegsdienste befohlen.

Die Umstände vereinigten sich, sowohl hier, wie in den übrigen spanischen Provinzen Amerika's, den Aufstand und Abfall vom Mutterlande zu begünstigen. Denn dies Mutterland, welchem der alte König und sein Thronerbe feierlich entsagt hatte, war in die Hand Napoleons hingegeben. Die Briten, theils im Haß gegen den Eroberer Spaniens, theils zufrieden, für alle Zukunft die spanische Seemacht durch Verlust der großen Kolonien geschwächt zu sehen, nahmen keinen Anstand, mit den verschiedenen aus den Kolonien entstandenen Freistaaten in freundlichem Handelsverkehr zu bleiben. Was Napoleon den Briten zum Absatz ihrer Waaren in Europa schadete, ersetzte ihnen das weiland verschlossene, nun geöffnete spanische Amerika. — Die Franzosen hinwieder, im Gefühl ihrer Ohnmacht, jenseits der Weltmeere zu gebieten, liessen dort willig geschehen, was sie nicht hindern konnten.

Der neue Freistaat auf der Terra firma hatte lange Zeit keinen furchtbarern Feind, als die Unordnungen und Gesetzlosigkeiten, welche jeden Uebergang der Völker in einen neuen Zustand zu begleiten pflegen; und als die Parteien, welche sich für und wider alte und neue Ordnung der Dinge, oder im nebenbuhlerischen Streben des Ehrgeizes um Herrschaft entwickelten. Die Altspanischen oder Königlichgesinnten, welche jetzt gänzlich zurückgesetzt waren, sahen die Verwandlungen von Venezuela mit verbissener Wuth; doch waren sie zu schwach, um denen Spitze zu bieten, die in ihren Augen nur als Rebellen erschienen. Zwar beredeten sie sich über Entwürfe, das alte Reich wieder herzustellen; allein ihre Anschläge wurden entdeckt. Die neue Regierung begnügte sich, die Verschwornen zu verbannen, oder die Minderschuldigen mit dem Kerker zu bestrafen. Diese Mäßigung war um so edler, da man zu derselben Zeit das gräßliche Verfahren der Altspanier in Quito erfuhr, wo sie, für den Augenblick obsiegend, fünfhundert Personen jedes Alters und Geschlechts, die der Freiheitsliebe verdächtig waren, niedergemacht hatten.

Diese Grausamkeit schreckte das Volk von Caracas und bestärkte es im Entschlusse, nie wieder die Altspanier zur Gewalt gelangen zu lassen. Waffen und andere Kriegsvorräthe wurden von England in Menge gekauft und die Mannschaften täglich geübt. Es bildeten sich in neuer, republikanischer Verfassung die gesetzgebenden, richterlichen und Verwaltungs-Behörden aus; ein Kongreß aller Provinzen *) trat zusammen, und an dessen Spitze wurde, mit den Vollmachten, die der Präsident der nordamerikanischen Freistaaten trägt, Christoval de Mendoza erwählt; zum Oberhaupt der bewaffneten Macht aber der General Don Francisco Miranda. Dieser Mann, ein Sohn des spanischen Amerika's (aus der Provinz Cumana), welcher schon im französischen Revolutionskriege eine geräuschvolle Rolle gespielt, dann, von allen Parteien ausgestoßen, England zum Zufluchtsort und den Entwurf zur Aufgabe seines

*) Er bestand aus 45 Mitgliedern der sieben Provinzen Caracas, Cumana (sonst Neuandalusien), Barcelona, Varinas, Truxillo, Merida und der Insel Margaretha.

Lebens gewählt hatte, ganz Südamerika von Spanien loszureißen, war im Anfang des Jahres 1811 nach San Jago de Leon gekommen, und im wahren Triumph empfangen worden. Als geborner amerikanischer Spanier, berühmt durch seine Liebe zur Freiheit, in welcher er schon wenige Jahre zuvor an der Spitze von neunhundert Abentheurern einen Versuch zur Empörung und Befreiung der spanischen Insel San Margaretha gethan, schien er durch seine Kriegskenntnisse, wie durch seine Uebung in Geschäft und Gang der Staatsumwälzungen, der geschickteste Mann zu sein, das Ruder der neuen Republik zu führen.

In der That hatte der junge Staat einer kraftvollen Leitung nöthig; denn schon begann die stärkere Gährung der Parteien, zumal zwischen denen, welche Einheit der Caracas, und denen, welche Eidsgenossenschaft der verschiedenen Provinzen nach dem Vorbilde der nordamerikanischen Freistaaten wollten. Dazu mischten die Altspanischgesinnten ihren Groll. In der Stadt Neu-Valencia, die mit ihren zehntausend Einwohnern in der Nähe des prachtvollen Sees Tacarigua ausgebreitet liegt, brach zuerst die Flamme des Bürgerkriegs zum Widerstand aus. Miranda eilte dahin mit fünftausend Mann, und eroberte nach verschiedenen blutigen und vergeblichen Angriffen (im August 1811) die empörte Stadt.

Miranda's Sieg erschütterte die Altspanier, welche sich mit allen ihren Anhängern, allen Mißvergnügten des Landes und den Soldaten, die einst königlichen Dienst gethan, in der Provinz Maracaibo zusammengezogen, und Unterstützung von den andern, dem Mutterlande noch treu gebliebenen Inseln und Gebieten des spanischen Amerika's empfangen hatten. Ohne Hoffnung eines Beistandes von Europa, konnten sie nur noch auf Unterstützung vom Vizekönig von Mexico rechnen. Aber auch dieser war schon in offenem Kampf mit den Empörern in seinen Gebieten, und konnte entferntern Provinzen wenigen Trost geben. Das Beispiel von Caracas hatte verführerisch durch das ganze spanische Amerika gewirkt. Auch die westindische Insel S. Thomas machte ihren Beitritt zu den vereinigten Provinzen von Venezuela (den 14. December 1811) bekannt. — Nur Miranda's Kränklichkeit und die dadurch verzögerte Schnelligkeit seiner Schritte gab den Altspanischen in Maracaibo Zeit, sich zu sammeln und zu stärken, während der Generalkongreß zu Caracas (San Jago de Leon) sich nur begnügte, im Innern des Landes die Polizei zu verschärfen und gesetzliche Todesstrafe über alle geheime Agenten des mexikanischen Vizekönigs oder Altspaniens auszusprechen, und über alle, welche Verbrecher wider Unabhängigkeit und Freiheit des venezuelesischen Bundesstaates sein würden.

Inzwischen hatte der Aufstand von Caracas und aller dem Beispiel dieser Provinz gefolgten Staaten Amerika's bei der Junta von Cadiz den tiefsten Unwillen erregt. Den Schilderungen der flüchtigen Beamten zufolge schien nichts leichter, als diese Rebellen zu Paaren zu treiben, die, durch eine mehrhundertjährige Gewohnheit, fremder, strenger Herrn gewohnt, einer feigen Ruhe bedürftig, in Waffen- und Regierungskunst ungeschickt, durch Gesetzlosigkeit und innere Parteiung gelähmt, die Beute des ersten Angreifers zu werden versprachen. „Zeigt den Sklaven die Peitsche!“ sagte man zu Cadiz.

Tortavarria, ein Bevollmächtiger der spanischen Junta, ward abgeschickt, die Empörer zu Paaren zu treiben und abzustrafen. Von Puerto-Ricco ging er mit Schiffen und Mannschaft gegen die Küsten Venezuela's. Hier aber ward er sehr unerwartet von den Stückschanzen längs den Küsten, von den Kriegsschiffen und einer Menge kleiner bewaffneter Fahrzeuge, die bei Guyara, Porto-Cabello, Barinas, Cumana und Barcelona, den Hafenstädten, aufgestellt waren, so übel empfangen, daß er sich mit bedeutendem Verlust zurückziehen mußte. Man sah das ganze Land unter Waffen. Caracas stand nicht mehr allein. Auch das Vizekönigreich Grenada hatte die Fahne des Aufstands erhoben, in seiner Hauptstadt Santa Fe de Bogota eine Junta der Provinzen versammelt, und sich unter dem Namen Cundina-Marca in die Reihe der südamerikanischen Freistaaten gestellt. Diese benachbarte Republik lieh der von Caracas schwesterlichtreu ihre Arme, ihre Waffen, ihr Geld in der Noth. Beide hatten einerlei Leben zu verfechten.

Nach der Vertreibung Tortavarria's dachte der Kongreß von Caracas mit Ernst daran, die letzten Vertheidiger der altspanischen Hoheit von der Terrafirma zu vertreiben. Noch waren viele Gegenden von Guaiana, die dem Staatenbund aus Furcht vor der Stärke der spanischen Partei und ihrer Waffen nicht beizutreten wagten. Noch war dort die Stadt Angostura der Sitz eines Gubernadors, welcher den Republikanern Troß und Drohung erwiederte. Der Kongreß sandte den Kommodore Biddo mit zwanzig Segeln vom Hafen Cumana durch den Golf zu den Mündungen des großen Oronoco-Stroms, dessen Quellen von unbekannten Hochgebirgen des innern Amerika's rinnen. Dies geschah im Jänner des Jahres 1812.

Eine entsetzliche Naturerscheinung aber wandte plötzlich alle Aufmerksamkeit von politischen und kriegerischen Erscheinungen ab. Ein Erdbeben von unerhörter Art, da sich der ganze Boden des Landes wellenförmig aufzublähen und zu senken schien, durchzuckte das weite Land. Es war am 26. März. Das Volk war zur Feier des grünen Donnerstags in den Kirchen. Binnen sechsundzwanzig Sekunden stürzten in den Städten Caracas und Guayra siebenzehn prachtvolle Kirchen zusammen. Ganze Straßen stürzten. Gegen vierzehntausend Menschen wurden erschlagen, unterm Schutt begraben, von Erdrissen verschlungen. Es entstanden Landseen, wo vorher Wälder und Wiesen gewesen waren. In einem Raume von dreihundert Meilen war alles bewegt. In leisern Stößen dauerte das Erdbeben noch in spätern Monaten von Zeit zu Zeit empfindbar.

Die Gegenrevolution. Miranda und Monteverde.

Die Schrecken des ungeheuren Naturereignisses hatten auf den Gang der Staatsumwälzung schweren, großwirkenden Einfluß. Es entstand allgemeines Wehklagen und unbeschreibliche Muthlosigkeit. Jeder hatte verloren; jedem war der Untergang seiner Freunde, seiner Geliebten, seiner Wohnungen und Güter wichtiger, als der Untergang einer Staatsfreiheit, von welcher man sich vielleicht im ersten Auflodern der Begeisterung zuviel verheißen hatte. Jeder

zitterte mehr vor der Wiederkehr des schrecklichen Erdbebens, als vor der Wiederkehr altspanischer Herrschaft.

Der größere Theil der Geistlichkeit, um von diesem ausserordentlichen Ereigniß Nutzen zu ziehen, oder weil sie es für Amtspflicht hielt, zog das Erdbeben in ihren heiligen Wirkungskreis. Sie erklärte es für ein Strafgericht Gottes, und damit war der Gräuel der Verwüstung eine kirchliche Angelegenheit. Hätten die Republikaner den Geistlichen größere Vorzüge, Freiheiten und Rechtsame gegeben, würde das Erdbeben ohne anders der Ausdruck des himmlischen Zorns gegen die Feinde der Freiheit und Unabhängigkeit geworden sein. Allein die Diener des Altars hatten durch die Staatsveränderung von ihrem Einfluß verloren. Der Kongreß hatte in seiner Gottlosigkeit sogar das Schooskind altspanischer Rechtgläubigkeit, die Inquisition, aufgehoben. Er hatte manche andere Beschränkungen geistlicher Gerichtsbarkeit angeordnet. Dies waren Sünden, die zum Himmel schrien; sie konnten nicht ungerächt bleiben. Nun ward das Erdbeben der Ruf Gottes an die Uebriggebliebenen, Buße zu thun und in die alte Ordnung der Dinge und unter die altspanische Botmäßigkeit heimzukehren.

Mit den Ermahnungen der Priester von Kanzeln, in Beichtstühlen und Schulen verband sich noch mancher andre Grund des Mißmuths. Der Handelsverkehr, statt durch die freie Verbindung mit andern Nationen blühender zu werden, hatte von Tag zu Tag abgenommen. Spanische Schiffe machten die Küstenschiffahrt unsicher. Die Freunde Altspaniens, die Verbannten, die Mißvergnügten hatten sich in den Provinzen Maracaibo und Guayana bewaffnet. Sie hatten von Mexico und andern spanischen Kolonien Soldaten, Waffen, Geld empfangen. Sie hatten auf der einen Seite die Stadt Coro am Meerbusen, von der andern Seite die Stadt Angostura zu ihren Waffenplätzen gemacht. Sie verheerten mit ihren räuberischen Streifzügen die Besitzungen der Republikaner; machten den Unzufriedenen im Innern des Landes Muth, und störten, soviel sie konnten, den Handel. Die Gewerbe lagen danieder; die Leute waren ohne Verdienst; die aufgehäuften Waaren verdarben ungekauft; die Pflanzungen wurden minder fleißig angebaut, theils wegen Unsicherheit der Geschäfte, theils weil eine große Zahl der waffenfähigen Mannschaft zum Dienst fürs Vaterland verlangt ward. Statt Geld zu gewinnen, ward für das öffentliche Bedürfniß Steuer und Gabe begehrt.

Dies alles wirkte übel auf das Loos des jungen Freistaats. Der Kongreß sah die allgemeine Niedergeschlagenheit; sah die Böswilligkeit des Einen, die Lauigkeit des Andern. Schwer war hier zu helfen und zu bessern; die Nation noch zu wenig kriegerisch und kriegslustig, um sie durch irgend eine große Waffenunternehmung zerstreuen, oder durch einen glänzenden Sieg um so mancherlei Mißgeschick trösten zu können. Der Kongreß verdoppelte seine Thätigkeit, je mehr er fühlte, daß Alles unter seinen Füßen wankend werde. Er versuchte Versöhnung mit einem Theil seiner Feinde, und verdoppelte die Anstrengungen gegen die Unversöhnbaren. Er zeigte begnadigende Milde gegen alle wegen politischer Vergehn verbannte Mitbürger, und rief die streitbare Mannschaft zum Kampf gegen die drohenden Altspanier. Beide Maasregeln erreichten

ihr Ziel nicht. Es kehrten manche Verbannte zurück, aber sie kamen mit Groll zurück und mit dem Entschluß, desto sicherer im Innern des Landes, im Kreise ihrer Bekannten der Sache Altspaniens zu dienen. Die aufgebotene Mannschaft strömte zu Miranda's Fahnen, aber ohne Streitlust, ohne gehörige Uebung in Waffen, ohne alle Kriegszucht, ohne soldatischen Gehorsam. Miranda sah ein, daß er mit so zusammengelaufenen Banden gegen den königl. spanischen General Don Diego Monteverde, der ihm mit altgeübtem Kriegsvolk entgegen stand, wenig ausrichten würde, um so weniger, da er seine Verhaltungsbefehle erst immer vom Kongreß erwarten mußte, während Monteverde schnell und keck aus eigener Machtvollkommenheit handeln konnte.

Miranda verlangte daher vom Kongreß und den Provinzialständen ungebundene Gewalt, diktatorische Macht, über alle Verantwortlichkeit erhaben. Die republikanische Regierung, im Gefühl ihrer gefährlichen Lage, trug kein Bedenken, jedes, auch das verzweifeltste Mittel zu ergreifen, um ihre Sache wieder siegreich zu machen. Sie übertrug ihrem Oberfeldherrn (am 26. April 1812) die unbeschränkte Vollmacht eines Diktators.

Monteverde, durch die Unzufriednen im Innern des Landes von Allem wohlunterrichtet, was vorging, säumte keinen Augenblick, die den Königlichgesinnten günstige Stimmung zu benutzen. Er rückte rasch vor, und wandte sich plötzlich, den alten Miranda täuschend, gegen die Stadt Valencia, wohin sich seit dem Erdbeben der Kongreß begeben hatte. Dies war eben das Valencia, welches, unter seinen Einwohnern zahlreiche Anhänger Altspaniens nährend, schon früh Widerspenstigkeit gegen Bildung des Freistaats gezeigt hatte. Noch sah man in den Straßen die Schutthaufen, noch bluteten die Wunden von den Tagen des verflossenen Jahres her, da die Stadt durch Miranda mit Waffengewalt erobert war. Das Volk verhehlte nun beim Anrücken Monteverde's seine rachlustige Freude nicht. Der Kongreß verließ Valencia zeitig genug, und Monteverde zog mit den königlichen Fahnen unter dem Frohlocken der Bürgerschaft in die Stadt ein.

Durch den Verlust Valencia's erschreckt, zog sich Miranda zum Flecken Maracay, eine der blühendsten Ortschaften des Landes am prachtvollen See Tacarigua, wo zehntausend fleißige Einwohner zwischen Indigo-, Baumwollen- und Kaffeepflanzungen lebten. Aber auch hier kam ihm Monteverde zuvor. Maracay ward von diesem besetzt, und Miranda, nachdem er in blutigen Gefechten zurückgewiesen worden, wandte sich ostwärts nach Vittoria, einem Ort von ungefähr neuntausend Einwohnern. Monteverde hingegen mit einer Seitenwendung warf sich auf die wichtige Hafenstadt Puerto Cavello, überrumpelte und nahm diesen Seeplatz; schnitt damit den Republikanern abermals einen Verbindungspunkt mit dem Meere ab, und verursachte auf solche Weise die größte Bestürzung unter den Republikanern.

Nun erhoben alle Mißvergnügten des Landes ihre Stimmen lauter und jubelnder; nun predigte die Priesterschaft furchtloser von der heilsamen Wiedergeburt der alten Ordnung, geschirmt durch gottgesegnete Waffen; nun wandte der große Haufen, welcher ohne Grundsatz,

nur selbstsüchtig um sich bekümmert, immer den Mächtigern huldigt, sein Herz den Königlichgesinnten zu. Miranda's Kriegsvolk verlor sich bandenweise, wie es gekommen war. Der Gehorsam lösete sich auf. Der Feldherr gab die Sache der Republik verloren. Er schloß in der Mitte Juli's (1812) eine heimliche Uebereinkunft mit Monteverde, derselben zufolge Waffenstillstand eintrat und die noch besetzten Plätze der Republikaner den Fahnen Königs Ferdinand VII geöffnet werden sollten. Miranda selbst verließ darauf heimlich sein Heer, und ging nach La Guayara, um sich hier am Bord eines englischen Schoners nach Curassao einzuschiffen. Allein der Befehlshaber der Stadt, als er Miranda's Untreue vernahm, schalt ihn öffentlich Verräther, und gestattete seine Abfahrt nicht. Der Befehlshaber erklärte sich selbst für Ferdinand VII, öffnete den Soldaten Monteverde's die Thore, und übergab ihnen den treulosen Oberfeldherrn der Republik. Miranda aber ward nach Cadiz abgeführt, wo er als Gefangener starb.

Die Häupter des Kongresses, der Provinzialstände, alle republikanische Obrigkeiten, alle die für die Unabhängigkeit von Caracas je thätig gewesen waren, vernahmen jene Vorfälle mit Entsetzen. Sie sahen Alles verloren, selbst die Hoffnung einer Rettung der Republik. Doch glaubten sie, Miranda werde sie persönlich in die Kapitulation eingeschlossen haben. Bald aber erfuhren sie das Gegentheil. So blieb ihnen kein anderes Loos, als auf ihre Sicherheit bedacht zu sein. Der Kongreß stob aus einander. Verwirrung und Flucht war überall. Wer von den Altspaniern keine Gnade zu hoffen hatte, floh in die entlegenern Gegenden, in die Gebirgsthäler, oder in die bundesverwandte, benachbarte Republik Neu-Grenada. Der Flüchtlinge waren viel und wurden beim Vorrücken des altspanischen Kriegsvolks, welches bald auch in die Hauptstadt Caracas einzog, immer mehr.

Einer so schnellen Eroberung des Landes waren selbst diejenigen nicht gewärtig gewesen, welche sie am sehnlichsten gewünscht hatten. Denn Diego Monteverde war eigentlich nie zu Lande Feldherr gewesen, nur spanischer Seekapitän. Sein Heer hatte ursprünglich, als er in der Mitte Märzes von Coro auszog, nur aus 250 Mann alter Soldaten bestanden. Nun aber hatte sich sein Haufe von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt vergrößert, so daß er an der Spitze von vielen Tausenden am 27. Juli in Caracas, unter dem Geläute aller Glocken, unter den Segnungen der Priester, unter dem Donner des Geschützes, unter dem Frohlocken des bangen Volks einrücken konnte.

Als dies die entferntern Provinzen und Städte hörten, und die Gerüchte von der Auflösung des Kongresses, von der Gefangenschaft Miranda's und wie er, nebst vierzig andern Häuptern der Staatsumwälzung, zum Tode verurtheilt sei, unterwarfen sich alle ohne Widerstand, und nahmen, als Beweis ihrer Ergebenheit gegen Ferdinand VII, die vornehmsten Beförderer der Revolution, welche in ihrer Mitte gelebt hatten, gefangen. Bis zum Ende Augusts hatten sich Barcelona, Carupana, Rios Barbos, Cumana, Margarita und die ganze Küste am Golf und Paria bis zur Landspitze von Prida, wetteifernd, die Ersten zu sein, für Ferdinand VII erklärt.

Es blieb dem glücklichen Befehlshaber und Eroberer von Caracas nichts übrig, als seine Siege nach Cadiz zu melden und die Eroberung des benachbarten Vizekönigreichs Neu-Grenada zu beginnen.

Veranlassungen des neuen Aufstandes und jetzigen Kriegs.

Die Spanier, wo sie einrückten, verkündeten mit der Wiederherstellung der alten bürgerlichen Ordnung die Herstellung der alten Ruhe, Sicherheit und Glückseligkeit. Das war es, was unstreitig die Mehrheit des Volks am lebhaftesten wünschte. Allein den freundlichen Verheißungen folgte das Gegentheil.

Ueberall stellten sich nun die ehemaligen Beamten des Königs wieder an die Spitze der Verwaltungen; überall hatten nur die Verbannten, die gebornen Spanier, Rechte auf ihr Vertrauen; überall belauerten diese mißtrauisch jede Bewegung der Leute; überall ging nun die triumphirende Rache auf Opfer aus; überall fand sich Ursache zu Verdächtigungen. In allen Städten wurden Gerichte niedergesetzt, Untersuchungen über die Theilnahme Einzelner an den Empörungen angestellt, Gefängnisse mit Verklagten gefüllt und diesen bald Freiheit und Vermögen, bald das Leben abgesprochen. Die gebornen Spanier wollten ihren Sieg vollenden; doch glaubten sie ihn nur in gänzlicher Vertilgung aller Menschen zu finden, die auch nur den leisesten Antheil an der Staatsumwälzung genommen hätten. Wer unter den Landeseingebornen bei seinen Mitbürgern Ansehn genoß, schien gefährlich. Reichthum, Kenntniß, und jede Tugend, welche liebenswürdig machen konnte, ward Gegenstand des Argwohns. Hinrichtungen folgten auf Hinrichtungen. Die Spanier glaubten sich auf ihren wiedereroberten Sitzen nicht eher geborgen, bis der letzte Mann gefallen wäre, welcher jemals der Freiheit Südamerika's ein Lebehoch gerufen hätte. Man schien vollkommen einverstanden zu sein, daß Spanien, um dies Volk in treuer Unterwürfigkeit zu halten, alle Gefühle der Menschlichkeit vergessen und es mit der Geißel des Schreckens als Sklaven behandeln müsse. Man schämte sich nicht, offen zu erklären, Amerika's Besitz könne nur mit jener blutigen Strenge und Grausamkeit behauptet werden, mit der er vor Jahrhunderten durch die scheußlichen Pizarro's und Cortez erworben worden wäre.

Das Volk, nun es die alten Herrn wieder über sich schalten sah, schien sich jetzt erst der frühern Gewaltthätigkeiten derselben, und warum man die Staatsumwälzung gewollt, zu erinnern, und erst jetzt die Süßigkeit der Ruhe und Hoffnungen aus der kurzen Republikanerzeit zu schmecken, nun diese vorüber war. Viele bereuten den Verlust des Unwiderbringlichen heimlich. Als aber in Städten und Dörfern die Hinrichtungen und Einkerkerungen begannen; als bald jede Familie einen durch die spanische Rache Verurtheilten zu beweinen hatte, und doch, aus Furcht, verdächtig zu werden, ihren Schmerz verbergen mußte: da ging die Reue von Tausenden in Verzweiflung über. Wer sich nicht ganz sicher glaubte, verließ Haus und Hof und begab sich ins Gebirg zu den übrigen entkommenen Republikanern, oder zu den Fahnen

Neu-Grenada's. Die harten Maasregeln der spanischen Obrigkeiten gegen die Auswanderer und ihre Familien vermehrten nur das Auswandern. Die Zurückgebliebenen beklagten das Elend der Entflohenen; die Entflohenen das Loos der Zurückgebliebenen.

Es war im Lande Trauer, Schrecken, gegenseitige Rachbegier und Verwirrung; die alte Ordnung und Ruhe aber unherstellbar. An den Grenzen, in Gebirgen und Wäldern lagerten sich die Banden der Flüchtlinge. Sie streiften durch's Land, Lebensmittel und Waffen zu erobern, und rächten durch Mißhandlung der gebornen Spanier, die in ihre Gewalt fielen, die Grausamkeit der Herrscher. — Hin und wieder empörten sich einzelne Städte gegen ihre obrigkeitlichen Unterdrücker; alle gefangene Spanier, soviel ihrer ergriffen wurden, übergab man Revolutionsgerichten, und schoß sie nieder; ihre Häuser wurden geplündert und verbrannt. Nur wenige, die sich ausweisen konnten, der Sache amerikanischer Unabhängigkeit immer ergeben gewesen zu sein, blieben verschont. — Dann erschien wieder das Racheheer der Königlichen gegen die Insurgenten, und vergalt Gräßliches mit Gräßlichem; mordete Schuldige und Unschuldige ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Gesinnung. Selbst die Klöster und Kirchen wurden nicht verschont. Tempel und Altäre wurden mit Blut und Nothzüchtigungen, Räubereien und Mordbrennerwerken entweiht und besudelt.

So erwuchs der greuelvolle Unabhängigkeitskrieg in Caracas, dessen Gang und mannigfaltigen Wechsel zu beschreiben, hier weder der Ort, noch jetzt schon, da uns nur sehr parteiische Nachrichten übers Meer zukommen, die Zeit sein kann.

Zu gleicher Zeit ward der Vertilgungskrieg zwischen den Spaniern und Amerikanern in Neu-Grenada geführt. Die Rückkehr Ferdinands VII auf den Thron von Spanien, seine gnadenreichen Verkündungen brachten auf der Terra firma keine Veränderungen hervor. Der spanische Name hatte sich schon allzu verhaßt gemacht; und die Wuth der Empörten war durch zu große Mißhandlungen unauslöschlich geworden. Noch weniger entschied die Ankunft des Generals Morillo, welchen der König im Jahr 1815 als Oberbefehlshaber der spanischen Truppen zur Beruhigung von Caracas und zur Wiedereroberung des Vizekönigreichs Neu-Grenada abgesandt hatte. Denn die Amerikaner, vorzeiten ein unkriegerisches Volk, waren durch so viele Bedrängungen in wenigen Jahren Krieger geworden. Indem sie Alles verloren hatten, oder aufzuopfern gezwungen waren, konnten sie nur noch durch standhaften Muth Alles sich und ihren Kindern wieder gewinnen.

Morillo. Die südamerikanischen Zambos. Bolivar. Einschiffungen von England nach Venezuela.

Die Wiedereroberung Südamerika's war, nachdem die Völker daselbst einmal zur Unabhängigkeit die ersten entscheidenden Schritte gethan, kein leichtes Werk, weder durch Mittel der Güte, noch durch Mittel der Gewalt. Am wenigsten war ein Morillo geeignet, das Wunder zu thun. Dergleichen Männer, welche mit soldatischer Frechheit die Rechte der Völker und

die Pflichten der Menschlichkeit zertreten, sind die vornehmsten Beförderer der Freiheit, die erst durch Tiranneien denen liebenswürdig wird, die vorher keine Freiheit kannten und liebten.

Allerdings gab es einen Augenblick, in welchem die Beruhigung von Caracas leicht zu sein, oder schon vollendet schien. Es war der Augenblick der allgemeinen Muthlosigkeit nach dem Erdbeben, da Miranda fiel, da sein Volk sich zerstreute und der Kongreß auseinander ging. Aber gewiß hätten Klugheit, Ernst und Milde auch damals das Ziel nicht erreicht. Denn immer wäre, auch nach vollkommener Amnestie, das Mißtrauen zwischen Herrschern und Beherrschten, Siegern und Besiegten unaustilgbar geblieben; Strenge als Ungerechtigkeit, und Milde als Schwäche der Regierung ausgelegt worden. Es waren in den flüchtigen Tagen der Unabhängigkeit schon zuviel freie und große Gedanken in Umlauf gesetzt, zuviel Fehler der ehemaligen Regierung an's Tageslicht gezogen worden, als daß die alte Hochachtung für diese hätte sobald zurückkehren, oder das Volk seine entfesselte Vernunft und Erkenntniß des Bessern unter den Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen können. Spanien hätte von seinen alten Befugnissen und Willkühren zu viel opfern müssen, um die bessern Einsichten des Volks mit sich zu versöhnen; — und die Nähe des republikanischen Grenada's, La Plata's und andrer freigewordenen spanischen Kolonien würden immer den versucherischen Reiz zur Nachfolge unterhalten haben.

Morillo, als königlicher Landeshauptmann von Venezuela, richtete, gleich nach seiner Ankunft in Amerika, den Blick auf Grenada's Bezwingung. Denn so lange hier republikanische Fahnen wehten, war der spanische Besitz von Caracas unsicher. Während er aber **Carthagena** belagerte, brannte das Feuer still und schrecklich in Caracas fort. Und als endlich die grenadische Festung Carthagena nach dem heldmüthigsten Widerstande (im Jahr 1816) erobert war, wehten die Paniere der Freiheit schon wieder in Caracas. **Margarita** war im vollen Aufruhr. Einer der kühnsten und einsichtvollsten Parteiführer, **Simon Bolivar**, stand als Feldherr an der Spitze der Aufständischen. Er, der in Spanien erzogen, auf Reisen durch England, Frankreich, Italien ausgebildet war, und schon früher sich in Kriegsdiensten durch Muth und Geist hervorgethan hatte, befreite Margarita und trug dann seine glücklichen Waffen ans feste Land über. Plötzlich regte sich in allen Provinzen von Caracas die Empörung kühner.

Morillo hatte bisher Vieles auf die Treue der zahlreichen **Sambo's** gezählt. Dieses sind Nachkommen von Negern und Mulattinnen, welche, in halber Freiheit und meistens in großer Armuth lebend, als die Lazaroni von Caracas angesehn werden konnten. Die Republikaner hatten ehemals auf diese Menschenklasse, welche zu sehr verwildert und verachtet war, wenig geachtet. Monteverde aber und die spanischen Obrigkeiten, um unter den Eingebornen selbst sich einen starken Beistand gegen die Eingebornen zu sichern, hoben den Pöbel hervor, und zogen ihn in ihr Interesse. So war ihnen durch diese Menschen, vor denen jeder Güterbesitzer zitterte, nicht nur die Eroberung der Caracas erleichtert, sondern auch möglich geworden, mit weniger Besatzung alle mißvergnügte Gegenden in Schrecken und Unterwürfigkeit zu halten.

Man hat bei allen Staatsumwälzungen die Erfahrung gemacht, daß Priester und Edelleute, welche nur in den Klassen der gebildetern und begütertern Landesbewohner ihre furchtbarsten Gegner erkennen, gewöhnlich mit den Hefen des Volks gemeine Sache machen, um sich zu retten; natürlich, weil sie überzeugt sind, daß diese rohe, unwissende und dürftige Menschenklasse keine Ansprüche bilden kann, wie die Gebildetern, dabei lenksamer und durch Menge stark ist. So läßt wohl auch, am Tage des Sturms und der Noth, der Befehlshaber einer belagerten Stadt in unkluger Verzweiflung die Verbrecher aus Zuchthäusern und Kerkern frei, um sich zu stärken. Allein dies gefährliche Werkzeug wird zuletzt dem, der es wählt, so schrecklich, als es dem war, wider welchen er es gebrauchen wollte.

Die Sambo's, denen an den freisinnigen Grundsätzen der amerikanischen Republikaner so wenig gelegen war, als an den spanischen Ordnungen und Gesetzen, halfen den Altspaniern anfangs treulich, weil sie in Verfolgung der republikanischen Partei, bei Hoffnung reicher Beute, zügelloseres Leben führen konnten. Sobald aber nichts mehr zu plündern war, die Spanischgesinnten nur noch allein reich waren, und diese gesetzliche Ordnung forderten, schlugen sich die Sambo's auf die Seite der Verbannten und ihrer streifenden Kriegsrotten. So erhielten diese plötzlich ungeheuern Zuwachs und Uebergewicht.

Die Besatzungen, welche Morillo bei seinem Zuge gegen Carthagena in den Städten zurückgelassen hatten, wurden überwältigt (schon im J. 1815) und Bolivars Glück und Name stellte den Vertilgungskrieg gegen die Spanier schnell wieder in voller Stärke her. Während Morillo, nach Carthagena's Eroberung, gegen die Hauptstadt Neu-Grenada's, Santa Fe de Bogota, vordrang, war er gezwungen, sich durch Absendungen von Mannschaft nach dem Innern von Caracas zu schwächen. Nirgends stark genug, erlitt er bald allenthalben Verlust.

Sowohl in Caracas als in Neu-Grenada waren die Aufständischen nun zu denjenigen Mitteln geschritten, welche die verzweifeltsten und letzten sind, aber auch die entscheidendsten, wenn es darauf ankommt, die Unabhängigkeit eines Volks gegen Kriegsgewalt zu retten. Man machte das Land zur Wüste, und zog sich gegen das tiefe Innere, so daß Hunger und Krankheit in dem spanischen Heere die schrecklichsten Bundesgenossen der Independenten wurden. Morillo gerieth dadurch in Noth. Er und der ihm untergeordnete spanische General Morales sahen sich von Hilfsmitteln entblößt, von den leichten Schwärmen der Insurgenten allenthalben umflattert, gezwungen mit diesen, wie mit dem Gewinn der ersten Lebensbedürfnisse zu kämpfen. Ihre Soldaten verloren den Muth. Viele derselben liefen zu den grenadischen Heerbanden über, an deren Spitze Toriles und Ordenetta endlich stark genug wurden, den Spaniern eine Schlacht anzubieten. Bei Ocanna ward sie (am 29. April 1816) geliefert und Morillo zum schmählichen Rückzug gezwungen.

Mit gleichem Glück ward in Caracas gegen die Spanier gefochten. Bolivar, Cedreno und Zaraza machten daselbst ihre Namen durch viele kleine siegbeglückte Gefechte berühmt.

Das Volk aller Orten trat auf ihre Seite. Flüchtlinge, aus dem spanischen Mutterlande selbst, die ihrer Grundsätze wegen verfolgt und verbannt waren, begaben sich zu den Independenten, um, an ihrer Seite kämpfend, ein neues, edleres Vaterland zu gründen; oder wurden als Unterhändler in Europa und Amerika thätig, den Kämpfenden Waffen- und Kriegsvorräthe zuzuführen. Es fehlte nicht an mißvergnügten, zurückgesetzten oder verbannten Offizieren aus Napoleons zerschlagenen Heeren, die Frankreich und den alten Welttheil verliessen, um in Amerika ihr Kriegshandwerk fortzusetzen, Ruhm, Geld und Freiheit zu gewinnen; nicht an britischen Abentheurern, die ohne Geschäft und Anstellung nach hergestellter Waffenruhe Europens, oder auch aus unruhiger Thatenlust, oder aus Begeisterung für eine so heilige Sache, als die Unabhängigkeit und Freiheit eines Volkes ist, gen Caracas schifften.

Die Einwohner dieser Provinzen, nachdem sie die meisten ihrer verlornen Städte wieder erobert, die Königlichen zurückgetrieben, die Ohnmacht Altspaniens, die Allgemeinheit, Standhaftigkeit und Beglückung des Freiheitskampfes vom ganzen Südamerika, den Beifall Europens für ihre Unternehmungen sahen, erneuerten nun mit grösserer Inbrunst, als das erstemal, den Schwur für Unabhängigkeit. Ein neuer Kongreß trat zusammen; eine neue Regierung, durch grosse Erfahrungen belehrt, übernahm das Ruder der öffentlichen Angelegenheiten. Sie rüstete Schiffe aus, näherte sich durch Handelsbegünstigungen den Briten, und sandte ihre Agenten nach Nordamerika und Europa.

Von allen diesen Agenten spielte Don Mendez zu London die wichtigste und glücklichste Rolle. Er ist ein sehr gebildeter Mann und gewandter Unterhändler. Durch seine Thätigkeit gelang, daß fünf verschiedene Korps zugleich, von erfahrnen Offizieren angeführt, aus Abentheurern aller Nationen gebildet und im Jahr 1817 nach Amerika geschickt wurden, um unter Bolivars Fahnen zu dienen. Diese Korps hatten sehr verschiedene Schicksale und Eigenheiten. Es ist nicht uninteressant, sie näher kennen zu lernen.

Eine Artillerie-Brigade mit fünf Sechspfündern und einer Haubitze, nebst einer ausserordentlichen Menge Munition, Waffen, Wagengeschirr und Eisengeräth, führte der Oberst J. A. Gilmore nach Venezuela. Er ging auf der Britannia, einem Schiff von mehr als hundert Tonnen, zu Ende des Jahres 1817 unter Segel, erreichte glücklich den Ort seiner Bestimmung und trat unmittelbar darauf den Dienst an. Dieses Korps bestand aus zehn brevetirten Offizieren und achtzig unangestellten Offizieren und gemeinen Kanonieren. Die Uniformen waren ungemein reich.

Oberst Hippesley führte auf dem Schiff der Emerald, unter Kapitän Weatherly, ein Husarenkorps dahin. Es bestand aus ungefähr dreissig Offizieren und hundert und sechszig nichtangestellten Offizieren und Leuten. Die Uniform war dunkelgrün mit rothen Aufschlägen. Das Korps nannte sich erstes venezuelanisches Husarenregiment.

Prächtiger noch war die Uniform des rothen Husarenregiments, welches Oberst Wilson auf dem Schiffe the Prince, unter Kapitän Nightingale, nach Caracas führte; es bestand

aus ungefähr siebenunddreißig Offizieren und zweihundert Nichtangestellten, die, wie die bei den andern Korps, ihre Anstellung erst nach Ergänzung des Regiments aus Eingebornen erwarteten; Oberkleid roth mit Gold, Unterkleid blau mit Gold. Eine Offiziersuniform kostetee über 200 Guineen. Beinahe eben so zierlich war das vierte Korps gekleidet, unter Befehl des Obersten Campbell, welches ungefähr eben so stark an Mannschaft war, wie das Wilsonsche.

Alle erreichten Amerika glücklich, nur nicht das fünfte Korps, ungefähr zweihundert angestellte und nichtangestellte Offiziere und Gemeine stark, unter Befehl des Oberst Skeene. Es hatte sich am Bord des Indian eingeschifft, bestimmt, unter Bolivar ein Regiment Lanzner zu bilden. Aber bald nach der Abfahrt von England scheiterte das Schiff bei der kleinen Insel Aspant, und Alles kam dabei um.

Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Armeen von Venezuela. — Eine Scene auf Margarita.

Als die europäischen Glücksritter in ihren schönen Uniformen das südamerikanische Ufer betraten, mochten sie freilich nicht wenig erstaunen, da Alles weit anders zu finden, als es ihnen vorgespiegelt war, oder sie sichs selbst in freigebiger Einbildungskraft geträumt haben mochten. Auf der Insel Margarita, wie auf dem festen Lande, fanden sie alle Festungswerke gesprengt, Städte voll niedergebrannter Straßen, zerstörte Klöster, Aschenhügel statt der Dörfer.

Die republikanische Kriegsmacht hatte ungefähr dieselbe traurige Gestalt, wie einst die nordamerikanische in ihrem Freiheitskriege. Da standen die Helden der Unabhängigkeit, zerlumpt, barfuß, schlecht bewaffnet; in großer Menge nur mit Keulen, Morgensternen, Spießen versehen; meistens ohne Ordnung und Kriegszucht. — Gepäcks hatten diese Leute nicht viel. In ihren Lagern, wo sie ohne Zelte unter freiem Himmel blieben, herrschte so wenig Ordnung, wie auf ihren Märschen. Oft waren sie ganze Tage ohne Nahrung, und behalfen sich mit Beeren und wilden Früchten des Feldes. Ihre Generale und Offiziere, zu Pferde oder auf Maulthieren, glichen eher Anführern von Räuberbanden, als Kriegern im europäischen Sinn. An Sold und Bezahlung der Truppen ward gar nicht gedacht. Da lebte jeder und kämpfte jeder, wie er mochte und konnte. — Das ist das Bild der heutigen Aufständischen in Südamerika.

Eben diese Leute aber sind es, welche, nun gegen alle Witterungen und Entbehrungen abgehärtet, jede Gefahr verspotten, und den Krieg gegen die Spanier auf Tod und Leben freudig führen; die heut weit umher verschwunden sind, wo man sie sucht, und morgen erscheinen, wo man sie noch nicht erwartet; im Kampfe mit Wuth fechten, und nach dem Treffen alle Gefangene, die sie gemacht haben, niederhauen. Denn es ist Vertilgungskrieg, und die Spanier haben ihn gewollt durch ihre Grausamkeit.

Die Engländer, in ihren Prachtuniformen zwischen den barfüßigen Freiheitshelden glän-

zend, mögen sich schwerlich gefallen. Beim Kampf werden sie die Zielscheibe der Spanier, und auf den Lagerplätzen mit ihrer Equipage Gegenstand der Begierde der raub- und beutelüsternen Patrioten selbst. Man trägt sich sogar mit Nachrichten, daß am Ufer des Orinoko mehrere brittische Offiziere im Gezänk von ihren eignen Leuten niedergemacht worden sein sollen.

Diese Schilderung vom gegenwärtigen Zustand der Independenten-Heere des Freistaates Venezuela gibt uns James Hackett, der mit Oberst Gilmore nach Amerika gegangen, aber nicht weiter als bis Westindien gekommen war. Seiner Beschreibung *) aber darf man doch nicht unbedingten Glauben beimessen. Denn er verließ den Oberst mißvergnügt, wegen unerfüllter Versprechungen, und schöpfte seine Nachrichten über den Zustand des venezuelanischen Heeres nur aus Erzählungen, die man ihm in Westindien gab. Eben so wenig aber dürfen wir viele große Züge des Edelsinns, oder ächtrepublikanischen Heldenthums von Söhnen eines heissen Himmelsstrichs erwarten und von Leuten, deren Priester zwar viel Kirchlichkeit lehrten, aber desto weniger Herz und Geist verklärende Jesusreligion, und deren Obrigkeiten für Gesittung, Unterricht und Veredlung nichts gethan, vielmehr das Selbstdenken der Unterthanen auf alle Weise verhindert hatten. So waren Halbthiere erzogen mit menschlichem Witz begabt, die, wenn sie ihre Leidenschaften ungezügelt rasen lassen konnten, zu wüthenden Bestien werden mußten.

Wir wollen diesen Ueberblick mit einem kurzen Gemälde nach dem Leben schliessen, aus dem Briefe eines englischen Offiziers gehoben. Dieser Brief ist am 18. Dezember 1817 auf der westindischen Insel Trinidad geschrieben, und lautet folgendermaßen:

„Bei unsrer Ankunft in Margarita erschraken wir beim Anblick dieses unglücklichen Platzes? Wer mag das Elend schildern? Seit acht Monaten hatte es nicht geregnet; die Erde war wie ausgebrannt. Die königlich spanischen Truppen hatten unsre Ankunft einen Monat und länger vorausgewußt, und bei ihrem Zug durch die Insel Alles zerstört. Da war kein einziges Haus, das noch ein Dach hatte, und ausser zwei oder drei Gebäuden, die nur die nackten Wände zeigten, war das Uebrige gänzlich verwüstet. Keines menschlichen Lebens ist dabei geschont worden. Weiber und Kinder wurden getödtet, manche unter den schrecklichsten Qualen. Die Priester wurden an ihren Altären in Stücke gehauen und die Kirchen von Allem rein ausgeplündert, was irgend noch Werth haben mochte. Die Klöster erfuhren dasselbe Loos; und diejenigen Nonnen, welche man nicht niedermetzelte, schleppte man als Opfer der viehischen Lust fort. Auf manchen Plätzen sah man noch die von der Sonnenglut gebleichten Schädel und Knochen der Dulder umherliegen. Einige wenige Elende, die ihr Leben durch zeitige Flucht in die Berge gerettet hatten, saßen jetzt halb verhungert und halb nackt bei den Trümmern ihrer vormaligen Wohnungen. — So handelten die Spanier. Anders aber auch nicht ihre

*) Narrative of the Expedition which sailed from England in 1817 to join the south american patriots. By James Hackett. London 1818.

republikanischen Feinde. Die Befehlshaber ohne Grundsätze thun nach Willkühr, nach Eingebungen ihrer Laune und Privatinteressen. Denn sie haben unbeschränkte Gewalt, ohne Gefühl für Ehre, Rechtlichkeit und Menschlichkeit. Ein schauerliches Beispiel erzählte mir davon ein schwarzer Wüstling, der beim General Arismendi Dollmetschdienste that. Es sagte, daß der General wenige Tage vor unsrer Ankunft einen Königlichgesinnten, den er gefangen hatte, vor sich habe kommen lassen, und zur eigenen Belustigung den armen Menschen mit dem Säbel zerhackt habe. Der Schwarze, welcher auch seinen Theil an der Mordbelustigung verlangte, empfing Erlaubniß, dem Unglücklichen den Kopf abzusäbeln. Noch beim Erzählen zeigte er sein gräßliches Vergnügen bei der Bemerkung, welchen Sprung in die Luft der enthauptete Körper gethan, ehe er zu Boden gefallen sei."

„Ich speisete verschiedenemal mit dem General (er ist der Zweite im Kommando nach Bolivar). Gewöhnlich hatte er immer mehrere Oberoffiziere bei sich zu Tische. Das ganze Gastmal pflegte aus Brod, Fisch und abscheulichem Rum und Wasser zu bestehen. Auf der ganzen weiten Insel war keine Flasche Weins. Der Tisch stand unter dem Schuppen, am Hintertheil eines zerstörten Hauses, und hatte etwa Raum genug, eine oder zwei Schüsseln, allenfalls von einer irdenen Tunkschale begleitet, zur Schau zu geben. Beim Mangel an Messern und Gabeln behalf man sich ohne Umstände mit den Fingern."

„Der General erschien als ein Mann von fürchterlich entschlossenem Charakter, wie ihn etwa ein Räuberhauptmann haben muß."

Gemälde, wie diese, sind für die militärischen Abentheurer schwerlich anlockend, welche ihr Glück unter den Fahnen der Südamerikaner suchen wollen. — Inzwischen geben aus dem Ganzen bedeutende Folgerungen hervor. So mußte die Wiedergeburt eines im langen Sklaventhum und Knechtsfrieden erschlafften und verwahrloseten Volks geschehen! — Und solchem nun schon seit einem Jahrzehend kriegerisch verwilderten, zu allem entschlossenen Volke entreißt Spanien, mit all seiner Macht und Grausamkeit, die Unabhängigkeit nicht wieder, es sei denn das Land zuvor Wüste geworden, mehr von Leichen, als Lebenden bedeckt.

Simon Bolivar, den seine Landsleute mit dem Beinamen des „Befreiers von Venezuela" schmückten, trug unter ihnen lange Zeit Ansehn und Gewalt eines Dictators. So lange alles Land Kriegslager, alles Volk Soldat war, konnte nicht wohl andre Hoheit, als die eines Kriegsfürsten bestehen. Selbst der Staatsrath der Republik war nur seine Schöpfung, ihm untergeordnet, Vollstrecker seiner Beschlüsse.

Er selbst aber, um dem, was sein Schwerd verfocht, größere Selbstständigkeit zu geben, versammelte im wiedereroberten St. Jago de Leon de Caracas (am 1. Weinmonat 1818) den Staatsrath endlich, und veranstaltete die Zusammenberufung eines neuen Nationalkongresses. „Im Begriff die Hauptstadt zu verlassen", sagte er, „um den Feldzug zu eröffnen, muß ich dem Staatsrathe die verschiedenen Beschlüsse vorlegen, die ich seit Kurzem erlassen, damit sie, durch seine Weisheit modifizirt, den nöthigen Grad von Vollkommenheit erlangen; ich werde

mich allen seinen Verbesserungen achtungsvoll unterwerfen.... Ich hoffe, dieser Feldzug werde für die Freiheit der Republik entscheidend sein; des Königs Waffen sind gedemüthigt; durch unsre eigenen Anstrengungen, durch die Vereinigung mit so vielen liberalen Fremden, besonders Engländern, die nach einem wohlthätigen Ruhme dürsten, und durch die von Freunden der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit und des Handels aus fernen Landen her gesendete Hilfe, sind alle unsre Divisionen in einen solchen Stand versetzt worden, daß sie abgesondert handeln, und den Feind auf allen Punkten zugleich angreifen können.... Von solchen Hoffnungen beseelt, schlage ich dem Staatsrathe vor, den Kongreß von Venezuela zusammenzurufen; ob wir gleich noch nicht in dem Zustande sind, wo ruhige Berathungen Platz greifen können, so müssen wir doch noch Maasregeln nehmen, um unsre republikanischen Einrichtungen wieder herzustellen. Während unsre Krieger fechten, sollen unsre friedlichen Mitbürger die erhabenen Verrichtungen der Souveränetät ausüben; wir wollen nicht nur siegreich sein, und unsre Unabhängigkeit von der ganzen Welt anerkannt wissen; wir wollen auch frei sein unter einer liberalen Regierung, die aus der heiligsten Quelle, aus dem Volkswillen, fließt. Nichts ist Männern unmöglich, die für Freiheit Alles geopfert!... Ich habe den Staatsrath versammelt, um die Verantwortlichkeit oder das Verdienst einer so wichtigen Maasregel, als die Zusammenberufung eines Nationalkongresses ist, nicht auf mich allein zu laden; er möge einen Ausschuß ernennen, der Alles zur Organisirung der Volkswahlen einleite. Von dem Tage meiner Abreise an tritt der Regierungsrath wieder in seine vorige Wirksamkeit!" — Der Staatsrath schritt hierauf, der Aufforderung des Oberhauptes gemäß, zur Ernennung des mit Organisation der Volkswahlen beauftragten Ausschusses; er besteht aus dem Finanzdirektor Don Roscio als Präsidenten, dem Generalintendanten Don F. Penalver, dem Justizpräsidenten Don J. Martinez, den Doktoren R. Garcia Cadiz und Luis Peraza, und dem Kriegsauditor Don Diego Urdaneta. Das Oberhaupt drang nun auf Ernennung des Regierungsraths, indem er neuerdings die Unbequemlichkeiten einer Ordnung der Dinge bemerkbar machte, wo der Oberfeldherr zugleich Magistrat und Schöpfer einer neuen Regierung wäre. Der Staatsrath stimmte seinen Ansichten bei, und Bolivar ernannte hierauf den General Urdaneta zum Präsidenten ad interim des Regierungsrathes, Don Roscio und Don Penalver zu Gliedern desselben, und Doctor Garcia Cadiz zum Staatssekretär.

A — z.

Mannigfaltiges.

Aus Deutschland.

Litterarische Fehden gegen Sachsen. — Sendschreiben an den Staatsrath v. Kotzebue.

Der Friede mit Preußen und der deutsche Bund war geschlossen, Amnestie angelobt, der König Friedrich August von seinen Unterthanen mit unaussprechlichem Jubel empfangen, die Wiederanknüpfung freundschaftlicher Verhältnisse mit den Nachbarn erfolgt, eine christliche Allianz gestiftet: allein das Schreiben gegen Sachsen und seinen königlichen Beherrscher hat bis jetzt noch fortgedauert. Der rheinische Merkur (von Görres), die deutschen Blätter, M. Arndt's Schriften, die freimüthigen Blätter von v. Kölln, Worte zum Frieden an die Sachsen (Deutschland 1815), Kuhns Freimüthiger, die Zeiten von Voß, H. Claurens Monatsberichte in den zu Erfurt erscheinenden Erholungen, die Berliner Zeitung (1817 im Febr.), der deutsche Beobachter, Venturini's Geschichte des Befreiungskriegs und andere mit Zensur (d. h. Staatsbeglaubigung) gedruckte Blätter enthalten mehr oder minder schmähende Aufsätze gegen uns. Daß die Verfasser derselben, wie man verlangen sollte und könnte, auch die amtlichen Schriften zur Beleuchtung der dem Könige gemachten politischen Vorwürfe berücksichtigt oder doch gelesen hatten: davon findet man wenig oder gar keine Spuren.

Seitdem das literarische Wochenblatt des russischen Staatsraths v. Kotzebue erschien, kehrten auch manche Beschuldigungen zurück, die dessen Herausgeber dem Könige von Sachsen bereits in seinem russisch-deutschen Volksblatte gemacht hatte, und deren Berichtigung seit vier Jahren offiziell vor Augen liegt. Allein die Zensur im Königreiche ist in Hinsicht der auf Ereignisse des Jahres 1813 Bezug habenden Aufsätze zu großer Strenge angewiesen, die Redaktionen auswärtiger Blätter sind gegen unsre Angelegenheiten gleichgültig oder eingenommen; und um mit einem solchen Manne in offene Fehde sich einzulassen, mußte weniger sein politisches und literarisches Ansehn, als sein vorgeschrittenes Alter und eignes Wesen erwogen werden. Man zog daher vor, sich in einem gütlichen Schreiben an ihn selbst zu wenden, eine wahre, ruhige und klare Darstellung der Verhältnisse zu geben und so zu versuchen, ob er eines Bessern sich belehren lassen werde. Der Brief ging zu Anfang Dezembers ab und wurde im Februar durch die letzte Erklärung an die patriotischen Herrn Sachsen (No. 19 des liter. Wochenbl.) auf eine ungenügende, ausweichende, bösliche und heftige Weise beantwortet. Jetzt möge sein öffentliches Erscheinen beweisen, wiefern er sie verdient hat.

„Unmöglich kann E. H. unbekannt sein, wie behaglich es sich im Königreiche Sachsen lebt, welcher Wohlstand uns vor den Nachbarn auszeichnete und noch auszeichnet, wie väterlich und mild unsre Regierung ist, wie weise, schonend und gerecht sie die innern und äussern Verhältnisse des Landes geleitet und gehoben, wie fern sie sich von der Nachahmung französischer Formen gehalten hat, und welcher seltnen Liebe und Verehrung der edle Jubelfürst genießt. Die Empfindlichkeit der beglückten Unterthanen desselben für seine Ehre und sein Ansehen, die auch die ihrigen sind, hat durch die ungeheuern Verleumdungen, welche in den Jahren 1813 bis 1815 über ihn ausgesprudelt worden sind, nur zugenommen. Mit dem geschlossenen Frieden, hofften wir, sollten dieselben aufhören, indessen haben sie sich nur vermindert. Schreiber dieses hat es sich seither immer mit Glück zur Pflicht gemacht, Redaktionen solcher Schriften, wo dieser feindselige Geist noch herrschte, mit einer reinmenschlichen und artigen Weise auf diese Gehäs-

keit aufmerksam zu machen, die sich meistens auf Unkenntniß der statt gefundenen Verhältnisse und auf einen Mangel an gutem Willen gründen, das audiatur et altera pars zu berücksichtigen."

„Es sind vorzüglich E. H. Bemerkungen zu Krugs Kreuz- und Querzügen (No. 43. des lit. Wochenbl.) und einige Nummern vorher die Hintansetzung des Königs August II. von Pohlen und unsers jetzigen Regenten gegen das Benehmen einer Gräfin am Rhein in frühern Jahrhunderten, welche uns vielfach weh gethan haben. Nun ist es aber bekannt, daß man den Charakter der Frauen nur nach der Sittlichkeit, nicht nach der Rechtlichkeit, wie die Männer, zu beurtheilen pflegt. In dieser Hinsicht und nach den rohen Begriffen jener Zeiten kann obige Gräfin (durch heimliche Aufhebung des Feindes auf ihrem Gebiete) ganz zweckmäßig gehandelt haben, ohne daß ihr Betragen ihrer Nachkommenschaft als Muster aufgestellt werden darf. Aber auch die gemeinste Klugheit mußte dem König von Polen abrathen, den König Karl XII. von Schweden bei seinem Besuche in Dresden gefangen zu nehmen, da die große schwedische Armee bei Leipzig und ein Korps derselben bei Kötschenbrode (zwei Stunden von der Residenz) in Kantonnirung stand. Quicquid delirant Reges, plectuntur Achivi. Wie würden die armen Unterthanen das unbesonnene, unrechtliche, ungesittete und barbarische Benehmen ihres Landesherrn haben büßen müssen, zumal da das inländische Militär fast ganz aufgerieben war. Noch weit empörender wäre sein Gewaltstreich gewesen, wenn Napoleon bei seiner Rückreise aus Rußland von seinem Alliirten, dessen Gastfreundschaft er sich anvertraut, und dem er früher sein Land so wie ihn dem Lande erhalten hatte, ohne rechtlichen Grund aufgehoben und als Gefangener behandelt worden wäre! 60,000 Mann, die ihm aus Rußland nachfolgten, und 60,000, die aus Frankreich kamen, würden an dem fast ganz von eignem Militär entblößten Lande das Verbrechen des Fürsten fürchterlich bestraft haben. Was war von Oesterreich zu erwarten, von welchem Napoleon als Schwiegersohn erkannt worden war! Wer möchte je wohl dem Könige von Sachsen wieder Treue und Glauben gezollt, und wie würde die unbefangene Nachwelt ihr Richteramt geübt haben!"

„Drei Monate darauf, nachdem der König Friedrich Wilhelm III. mit den Seinigen sich bereits längst aus Berlin zurückgezogen hatte, und, außer in drei Festungen, keine französischen Truppen mehr auf seinem Boden standen, erfolgte nach dem Vertrage zu Kalisch die Kriegserklärung von Preußen gegen Frankreich. Männer, die es wissen können, behaupten, daß das sächsische Kabinet vor der Abreise nach Plauen bei dem preußischen um vertrauliche Mittheilung nachgesucht, aber keine Antwort erhalten hätte. Von Plauen ging unser König nicht, wie ihn der französische Gesandte bereden wollte, nach Mainz oder Frankfurt, sondern nach Regensburg und, als die vorläufige Anschließung an Oesterreich erfolgt war, nach Linz und Prag. Seine Truppen erhielten Befehl, sich von den französischen zu trennen, und die Festung Torgau, keinerlei fremde aufzunehmen. Von dem Anschließen an Preußen mußten ihn die schwachen, sich erst zu entwickeln anfangenden Streitkräfte, die ersichtlichen Differenzen über den Operationsplan, das feindliche Wegnehmen des Cottbusser Kreises ohne Erstattung des dafür abgetretenen Aequivalents, der aufwiegelnde Ton der Proklamationen an sein Volk, Oesterreichs zurückhaltende Politik und die Betrachtung, daß Sachsen Kriegsschauplatz werden und als Rheinbundsland von französischen Siegern keine Schonung erfahren würde, abhalten. Von der Uebereinkunft mit dem österreichischen Kabinet hatte der König aber die verbündeten Mächte unterrichtet. Indessen empfing er am 3. Mai von dem Herzoge von Weimar, am 6. von Napoleon durch seinen Gesandten, am 7. durch den Grafen Hohenthal aus Leipzig und am 9. durch den Grafen Einsiedel aus Dresden die dringendsten Aufforderungen, nach Sachsen zurückzukehren oder zu erwarten, daß sein Land als erobert angesehen und behandelt werden solle. Nur zwei Stunden zum Entschluß waren bei der letzten Drohung gestattet, und der seit vierzehn Tagen angekündigte österreichische Minister Graf Stadion mit der Ratifikation weder ange-

kommen, noch von Wien abgereiset. Unter diesen Umständen glaubte es der König seinem Lande und seiner Familie schuldig zu sein, sich als Märtyrer hinzugeben und die einzige Hilfe, die ihm jetzt noch blieb, anzunehmen. Er hat mit und für uns gelitten und mußte so handeln, selbst wenn er sein und unser unglückliches Schicksal hätte voraussehen können. Seine Handlungsweise und ihr Andenken muß bei uns in Segen leben; auch herrschte nur Ein Gefühl des Dankes, daß er zwar den Willen, sich von der allgemein verhaßten Allianz zu trennen gezeigt, ihn aber nicht bis zur Unbesonnenheit getrieben hatte. Was hat es Dänemark im Jahr 1801 genützt, sich für Schweden und Rußland aufzuopfern? Welches Elend, welcher Mangel an Unterstützung ist Hamburg dafür geworden, daß es sich im Frühjahr 1813 so thätig gegen die Franzosen bewies?"

„Vielfache Linderung gewährte uns die Gegenwart des Königs durch den ganzen Sommer, und Leipzig verdankt derselben einzig und allein seine Erhaltung; da sonst die retirirenden Franzosen diese ihnen durchaus verhaßte Stadt unzweifelhaft zerstört hätten. Wäre dann das Anerbieten des bedrängten Monarchen angenommen worden, so hätte Sachsen den zweiten Platz unter den übertretenden Rheinbundsfürsten eingenommen. Dies aber ist das Unglück des Kriegs, daß er aus Leidenschaft entsteht und Leidenschaften erzeugt, die den klaren Blick der Menschlichkeit trüben."

„Nach dieser auf die reinste Wahrheit gegründeten Erzählung von Thatsachen werden wir nie einsehen lernen, daß, wie E. H. behaupten, das Rechtliche des Friedens zwischen Preußen und Sachsen zu erweisen sei; denn wir waren seit 1812 wieder mit ihm alliirt, haben eine Kriegserklärung weder gegeben noch empfangen, sind endlich nicht durch Preußen, sondern durch die verbündeten Mächte, nicht als selbstständige, sondern als eine von dem viel mächtigern Frankreich, mit dem wir durch die Bedingungen eines Friedens alliirt waren, und dem wir früher Erhaltung und Schutz zu danken hatten, dahingerissene Nation besiegt worden. Zugleich haben die Sachsen den kriegsgefangenen und verwundeten Preußen in den Jahren 1806, 1807, 1813, 1814 die größten Beweise ihrer Theilnahme und Wohlthätigkeit gegeben, auch Volk und Herrscher im Jahr 1812 ihrem Könige eine Ergebenheit und Artigkeit bewiesen, wie sie nur unter Brüdern vorkommen kann. War endlich, was jedoch nicht zugegeben wird, eine Strafe nothwendig: warum legte man, wie Napoleon im Jahr 1806 mit mehrerem Rechte that, nicht eine Kontribution auf, die Preußen auch brauchen konnte. Noch heute, glaub' ich, können sechs bis acht Millionen gefordert werden, und es wird möglich sein, sie aufzubringen, wenn nur diese unselige, — und auch dem triumphirenden Theile in jeder Hinsicht schädliche Trennung aufgehoben wird. Daß übrigens Preußen von selbst Maas und Ziel gehalten habe, muß abgeläugnet werden; da alle offizielle Noten und die Aeusserungen des damaligen General-Gouvernements in der Leipziger Zeitung ganz Sachsen verlangten. Oesterreich war unser Retter und Erhalter in der größten Noth, Frankreich und das englische Parlament sekundirten."

— 8. —

Anzeige neuer Schriften.

Bei H. R. Sauerländer in Aarau haben folgende neue Bücher die Presse verlassen:

Ideale für alle Stände, oder Moral in Bildern. gr. 8. Ladenpreis 3 fl. 45 kr.

In jedem dieser Bilder wird man für Geist und Herz die trefflichste Nahrung finden, und jeder Leser wird dem achtungswürdigen Herrn Verfasser, der noch unbekannt zu bleiben wünscht, den verdienten Beifall zollen.

Emmi, oder die zerbrochenen Eier. Von Julius Graf v. Soden. 8. geh. Ladenpreis 1 fl.

Diese liebliche kleine Dichtung von der Meisterhand eines allgemein verehrten Schriftstellers Deutschlands wird jedem Freunde der belletristischen Literatur eine genußvolle Gabe sein.

Schaffroths Grundzüge seiner Lehrvorträge über spezielle Pathologie und Therapie. gr. 8. Ladenpreis 2 fl.

Die Ansichten und Lehrvorträge des in der neuern medizinischen Literatur rühmlichst bekannten Herrn Verfassers werden selbst von manchem erfahrnen Heilkunstler mit Interesse gelesen werden.

Vogels Unterhaltungsstunden für Gebildete. 8. geheftet. Ladenpreis 2 fl.

In dieser reichhaltigen Sammlung kleiner Romane, Erzählungen, Anekdoten, Karakterzüge und witziger Einfälle findet sich ein mannigfaltiger Stoff zur muntern Unterhaltung in geselligen Kreisen oder in geschäftslosen Stunden.

Zschokke's Darstellung gegenwärtiger Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball. gr. 4. Ladenpreis 1 fl. 30 kr.

Diese Darstellung befindet sich auch wörtlich in den Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit abgedruckt, wo sie aber eine große Klasse von Lesern entbehren muß, welche diese Zeitschrift zu erhalten nicht Gelegenheit hat. Daher wurde dieser besondere Abdruck veranstaltet, und zwar in so billigem Preise, damit die Anschaffung einer Schrift, die einen so hochwichtigen Gegenstand behandelt, Jedermann leicht wird.

Der vierte Band von der neuen wohlfeilen Ausgabe der **Stunden der Andacht** ist im Druck bald vollendet, und es werden dann die Versendungen der vier ersten Bände unverzüglich statt finden. Die beiliegende ausführliche Ankündigung ertheilt nähere Auskunft über das Erscheinen dieser neuen Ausgabe, auf welche bereits sehr beträchtliche Bestellungen eingegangen sind. Die Wohlfeilheit des Preises, der bei einer Bestellung von fünf Exemplaren auf 64 Batzen für das Exemplar der wohlfeilen Ausgabe zu stehen kommt, und die Zugabe eines sechsten Frei-Exemplars für Unbemittelte, hat überall edle Freunde und Beförderer des Guten aufgemuntert, sich für dieses treffliche Werk thätig zu verwenden, so daß auch diese neue Ausgabe bald wieder vergriffen sein dürfte.

Die in meinem Verlage erscheinenden Zeitungen und Journale werden ununterbrochen fortgesetzt, und man kann sich auf allen löbl. Postämtern und in allen Buchhandlungen zu folgenden Preisen dafür abonniren:

Aarauer Zeitung; gr. 4. Jahrgang 1819. Kostet vollständig . 8 fl. 15 kr. oder 12 Fr. —

Man kann sich auch halbjährig mit 4 fl. 8 kr. darauf abonniren; sie erscheint wöchentlich dreimal, mit Beilage literarischen und gemeinnützigen Inhalts; Ankündigungen und Bekanntmachungen finden durch sie, als eine der vielgelesensten Zeitungen, die allgemeinste und schnellste Verbreitung in gesammter Eidsgenossenschaft und den benachbarten deutschen Staaten.

Christ vor Gott, der, zweiter Jahrgang. gr. 8. 1819. geheftet . . 3 fl. oder 4 Fr. 10 S.

Das erste und zweite Quartalheft ist bereits erschienen; das dritte wird im nächsten Monat versandt. Folgendes ist der Inhalt des dritten Heftes: 27) Ueber die Thorheit bestimmter Vorherverkündung des jüngsten Tages. 28) Das Christenthum fordert das gänzliche Aufgeben von Lieblingssünden. 29) Der Glaube des Christen. 30) Was gehört zur wahren Bekehrung? 31) Die gefährlichen Täuschungen der Eigenliebe und des allzustarken Zutrauens auf sich selbst. 32) Jesus Christus das herrlichste Vorbild kindlicher Ergebung in den Willen seines himmlischen Vaters. 33) Judas der Verräther. 34) Die Größe des Herrn und das Furchtbare des blinden Eifers gegen den Herrn. 35) Der durch die Zügellosigkeit der Leidenschaften in Geistlichkeit und Landesregierung versunkene jüdische Staat. 36) Wohlthätig, wie sein Leben, sind die Wirkungen des Todes des Herrn. 37) Der Sieg des Christenthums in der Auferstehung des Herrn. 38) Die Erhöhung des Herrn am Himmelfahrtstage.

Erheiterungen. Jahrgang 1819. 8. broschirt. Kostet vollständig 8 fl. 15 kr. oder 15 Fr. —

Inhalt des ersten bis sechsten Heftes. Das Gastmahl des Lebens. Das Neujahrsgeschenk. Der Schweizerbund. Schulze von Celle und Cäcilie. Murath und Saladin, oder die Vorherbestimmung. Sehnsucht nach dem Schauen des Unsichtbaren. Der Pascha von Buda. Vaucluse, oder die zwei blinden Liebenden. Die Grenadiermütze und das Prager Kindchen. Die falschen Namen. Antonie. Die Spielhäuser, ein Bruchstück aus dem Leben Barras. Selim, Romanze aus den Tagen der Kreuzzüge. Eines Sonderlings Bekenntnisse. Das Geheimniß der Kirche. Der schöne Scharfrichter. Lotterie. Politische Predigt. Anekdoten. Edelsinn eines Kindes. — Jeden Monat erscheint ein Heft von sechs Bogen.

Der wohlerfahrne Schweizerbote. Jahrgang 1819. Kostet vollständig 2 fl. 45 kr. oder 4 Fr.

Man abonnirt sich auch halbjährlich mit 20 Batzen bei jedem löbl. Postamt; jede Woche erscheint ein Blatt 1¼ Bogen stark sammt Nachläufer in Quartformat; es ist ein in der Schweiz allgemein beliebtes Volksblatt, das seit fünfzehn Jahren ununterbrochen erscheint und mit Beifall aufgenommen wird.

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit, herausgegeben von H. Zschokke. Jahrgang 1819, in gr. 4. Kostet vollständig . 11 fl. oder 16 Fr.

Inhalt des ersten bis zwölften Heftes. Die politischen Parteien in Frankreich nach der Räumung im Wintermonat 1818. Geschichtliche Darstellung von der Theilung der sächsischen Armee, und den dadurch veranlaßten Bewegungen. Kurze Geschichte der Steindruckerei von Erfindung derselben bis Ende 1818. Gemälde des römischen Hofes. Die Polarreisen. Die Stadt Port d'Espagne. Darstellung gegenwärtiger Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball. Ein wichtiges Aktenstück zur neuesten Geschichte des Adels. Der Territorialstreit zwischen Baden und Baiern und seine Quellen. Bemerkungen über die Streitigkeiten des badischen Hofes mit der römischen Kurie. Wichtige Beiträge zur Emanzipationsgeschichte der irländischen Katholiken. Vorbereitungsarbeiten des englischen Parlaments. Unterhandlungen mit Rom. Gesittung im Negerstaat Haiti. Rußlands gegenwärtiges Verhältniß zum europäischen Staatensysteme. Beitrag zu Frankreichs religiöser Statistik. Ein Blick auf den Unabhängigkeitskrieg des Freistaates Venezuela in Südamerika. Mannigfaltiges aus Asien, Amerika, Deutschland, Rußland, Frankreich, Italien, England, Spanien u. s. w. — Jeden Monat erscheint ein Doppelheft, oder von vierzehn zu vierzehn Tagen ein einfaches.

Von dem lehrreichen Volksbüchlein, betitelt: Das Goldmacherdorf, ist eine dritte ganz wohlfeile Ausgabe erst kürzlich bei mir erschienen, wovon das Exemplar im Ladenpreise um 30 Kreuzer zu haben ist. Bei einer Parthie von 12 Exemplaren wird es um 24 Kr. und bei 24 Exemplaren um 20 Kr. netto für das Exemplar erlassen, damit diejenigen Freunde, welche dasselbe gemeinnütziger Weise verbreiten mögen, in den möglichst wohlfeilsten Preisen dazu gelangen können.

Ein neues Verzeichniß über alle in der Leipziger Messe fertig erschienenen neuen Schriften wird in wenigen Wochen erscheinen, und an alle Literaturfreunde unentgeltlich versandt werden.

Sämmtliche hier angezeigte Schriften und Journale sind auch in allen Buchhandlungen der Schweiz und Deutschlands um die beigesetzten Preise zu haben.

H. R. Sauerländer.

Inhalt des zwölften Heftes.

Von dieser Zeitschrift erscheinen monatlich zwei Hefte, jedes drei bis vier Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus vierundzwanzig Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.






L905 U22 1819 1
3 5556 008 849 762





